

Vol 5
2023

Österreichisches Jahrbuch für Soziale Arbeit

Annual Review of Social Work and Social Pedagogy in Austria

■ **Schwerpunkt** »Persönliche Beziehungen und soziale Intervention« *Main Topic* »Personal Relationships and Social Interventions«

Persönliche Beziehungen und digitale Dinge. Das Beispiel Beratung.

Persönliche Mensch-Tier-Beziehungen und ihre Bedeutung
für die Soziale Arbeit

Bedeutung von persönlichen Beziehungen im Case Management – empirische
Einblicke aus Sicht von suchtkranken Menschen in Langzeitarbeitslosigkeit

Persönliche Beziehungen in professionellen Arbeitsbündnissen
Sozialer Arbeit im Feld der Gemeindepsychiatrie

Situative Herstellung des Persönlichen. Ethnografische Perspektiven auf Aushandlung
von Beziehung in wenig formalisierten Angeboten der Sozialen Arbeit

Beschämung als Sanktionsmittel in der stationären Erziehungshilfe

»Weil dieser Mensch hat's einfach in mein Kopf, in mein Herz (...) geschafft«:
Zur Beziehungsgestaltung von jungen wohnungslosen Menschen und
Sozialarbeiter_innen

Leaving Care und die Veränderung persönlicher Beziehungen im Übergang
aus stationären Erziehungshilfen ins Erwachsenenleben

Perceived challenges of the mentoring role and subsequent relational dynamics
in formal youth mentoring relationships

Freundschaften als Solidaritätspotenzial für Migrationsgesellschaften

■ **Buchbesprechungen | Book Reviews**

BELTZ JUVENTA

Österreichisches Jahrbuch für Soziale Arbeit

Annual Review of Social Work and Social Pedagogy in Austria

Herausgeber_innen/ Editors: Birgit Bütow (University of Salzburg, Austria), Ulrike Loch (University of Bozen-Bolzano, Italy), Eberhard Raithelhuber (Bertha von Suttner Private University, St. Pölten, Austria), Hannelore Reicher (University of Graz, Austria), Stephan Sting (University of Klagenfurt, Austria).

Wissenschaftlicher Beirat / Advisory Board: Petra Bauer (University of Tübingen, Germany), Fred Berger (University of Innsbruck, Austria), Bernd Dollinger (University of Siegen, Germany), Susanne Elsen (University of Bozen-Bolzano, Italy), Catrin Heite (University of Zurich, Switzerland), Ivana Jedud Borić (University of Zagreb, Croatia), Ute Karl (Protestant University of Applied Sciences Ludwigsburg, Germany), Alenka Kobolt (University of Ljubljana, Slovenia), Jacob Kornbeck (European Commission, Belgium), Karin Laueremann (BISOP Federal Institute for Social Pedagogy, Baden bei Wien, Austria), Božena Majerek (Pontifical University of John Paul II in Cracow, Poland), Andrea Nagy (University of Bozen-Bolzano, Italy), Martina Richter (University of Duisburg-Essen, Germany), Steve Stiehler (OST – Ostschweizer Fachhochschule, Switzerland), Michael Tetzer, Darja Završček (University of Ljubljana, Slovenia), Maren Zeller (OST – Ostschweizer Fachhochschule, Switzerland)

Redaktion / Editorial Office: Eberhard Raithelhuber (Redaktionsleitung / Co-Editor-in-Chief), Birgit Bütow (Redaktionsleitung / Co-Editor-in-Chief), Christina Stubler (Redaktionsmitarbeit / Editorial Assistance), Österreichisches Jahrbuch für Soziale Arbeit – Annual Review of Social Work and Social Pedagogy in Austria (OeJS); University of Salzburg, Department of Educational Science, Erzabt-Klotz-Str. 1, 5020 Salzburg, Austria; oejs@plus.ac.at.

Informationen zur Manuskriptgestaltung finden Sie auf der Redaktionsseite des ÖJS unter „Hinweise für Autor_innen“: www.plus.ac.at/oejs.

The format guidelines can be found at the website of the editorial office under the heading “Guidelines for Authors”: www.plus.ac.at/oejs (for English press EN).

Verlag / Publisher: Julius Beltz GmbH & Co. KG, Beltz Juventa, Werderstr. 10, D-69469 Weinheim
Anzeigen / Advertising: Claudia Klinger, Julius Beltz GmbH & Co. KG, Postfach 100154, D-69441 Weinheim,
Tel.: +43 6201/6007-386, Fax: +43 6201/6007-9331, Email: anzeigen@beltz.de
Fragen zum Abonnement und Einzelheftbestellungen: Beltz Medien-Service, Postfach 100565, D-69445 Weinheim,
Tel.: +43 6201/6007-330, Fax: +43 6201/6007-9331, Email: medienservice@beltz.de
Bezugsbedingungen / Terms of Purchase: Jahresabonnement Euro 24,95 zzgl. Versand, Einzelheft Euro 29,95.
Der Gesamtbezugspreis (Abonnement zzgl. Versandkosten) ist preisgebunden. Jahresabonnement (1 Heft).
Abbestellungen spätestens 6 Wochen vor Jahresabonnementsende.

Dies ist eine Open Access Veröffentlichung die unter den Bedingungen der CC BY ND NC Lizenz verbreitet wird. Diese Lizenz erlaubt die nicht-kommerzielle, unveränderte Weiterverbreitung des vollständigen Werkes unter der Nennung des veröffentlichenden Verlages und des Urhebers. Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts und der genannten CC Lizenz ist ohne die Zustimmung des Verlags nicht zulässig und strafbar.

Creative Commons License: CC BY ND NC

Printed in Germany
ISBN 978-3-7799-7335-5
ISSN 2628-4502

Gefördert durch die Universität Salzburg und die Freie Universität Bozen, www.unibz.it
Funded by the University of Salzburg and the Free University of Bozen-Bolzano, www.unibz.it

Inhalt / Content

Schwerpunkt „Persönliche Beziehungen und soziale Interventionen“

Main Topic: “Personal Relationships and Social Interventions”

Editorial zur Schwerpunktausgabe „Persönliche Beziehungen und soziale Interventionen“	5
<i>Editorial for the special issue on “Personal Relationships and Social Interventions”</i>	21

Beiträge zum Schwerpunkt / Main Topic

<i>Marc Weinhardt</i> Persönliche Beziehungen und digitale Dinge. Das Beispiel Beratung. <i>Personal relationships and digital things. The example of counselling.</i>	35
--	----

<i>Frank Nestmann, Sandra Wesenberg</i> Persönliche Mensch-Tier-Beziehungen und ihre Bedeutung für die Soziale Arbeit <i>Personal human-animal relationships and their significance for social work</i>	54
--	----

<i>Ruth Enggruber, Birthe Sander</i> Bedeutung von persönlichen Beziehungen im Case Management – empirische Einblicke aus Sicht von suchtkranken Menschen in Langzeitarbeitslosigkeit <i>Importance of personal relationships in case management – empirical insights from the perspective of addicted people in long-term unemployment</i>	75
---	----

<i>Vera Dangel, Michael May</i> Persönliche Beziehungen in professionellen Arbeitsbündnissen Sozialer Arbeit im Feld der Gemeindepsychiatrie <i>Personal relationships in professional social work alliances within the field of community mental health</i>	96
<i>Rebekka Streck, Ursula Unterkofler</i> Situative Herstellung des Persönlichen. Ethnografische Perspektiven auf Aushandlung von Beziehung in wenig formalisierten Angeboten der Sozialen Arbeit <i>Situational production of the personal. Ethnographic perspectives on the negotiation of relationship in less formalised social work settings</i>	116
<i>Sara Blumenthal</i> Beschämung als Sanktionsmittel in der stationären Erziehungshilfe <i>Shaming as a sanction in residential care</i>	139
<i>Frieda Heinzelmann, Michael Domes, Christian Ghanem, Frank Sowa</i> „Weil dieser Mensch hat’s einfach in mein Kopf, in mein Herz (...) geschafft“: Zur Beziehungsgestaltung von jungen wohnungslosen Menschen und Sozialarbeiter_innen “Because this person just got into my head, into my heart (...)”: <i>On the relationship between young homeless people and social workers</i>	161
<i>Carolin Ehlke, Severine Thomas</i> Leaving Care und die Veränderung persönlicher Beziehungen im Übergang aus stationären Erziehungshilfen ins Erwachsenenleben <i>Leaving care and changes in personal relationships in the transition from out-of-home care to adulthood</i>	183
<i>Tereza Javornický Brumovská</i> Perceived challenges of the mentoring role and subsequent relational dynamics in formal youth mentoring relationships	204
<i>Anke Freuwört, Manuela Westphal, Monika Alisch, Jens Vogler</i> Freundschaften als Solidaritätspotenzial für Migrationsgesellschaften <i>Friendships as solidarity potential for migration societies</i>	227

Buchbesprechungen / *Book Reviews*

Sabrina Amanda Hancken (2020). Beziehungsgestaltung in der Sozialen Arbeit (152 Seiten). Vandenhoeck & Ruprecht. (*Katharina Deutsch*) 247

Loch, Ulrike/Imširović, Elvira/Arztmann, Judith/Lippitz, Ingrid (2021). Im Namen von Wissenschaft und Kindeswohl. Gewalt an Kindern und Jugendlichen in heilpädagogischen Institutionen der Jugendwohlfahrt und des Gesundheitswesens in Kärnten zwischen 1950 und 2000 (390 Seiten). StudienVerlag Innsbruck Wien. (*Michaela Ralser*) 251

Thomas Mörsberger (2022). Beziehungsweise Vertrauen. Warum sich das berufliche Helfen und Erziehen angesichts zunehmender Formularisierung und Absicherungsmentalität neu definieren sollte (379 Seiten). Beltz Juventa. (*Sandra Tiefel*) 256

Kurzinfo zu den Autor_innen / *Bio-sketches of Authors* 261

Editorial zur Schwerpunktausgabe „Persönliche Beziehungen und soziale Interventionen“

Im Fachdiskurs der Sozialen Arbeit wird breit diskutiert, wie professionelle Beziehungen, die von wissensbasierter Rationalität, Fachkompetenz und Reflexivität geprägt sind, gestaltet werden (Dewe & Otto, 2018). Aufgrund der Bedeutung professioneller Beziehungen für die Praxis und als Forschungsgegenstand wird Soziale Arbeit zunehmend auch als „Beziehungsprofession“ (Gahleitner, 2017) bezeichnet. Der Aspekt des *Persönlichen* in *professionellen* Beziehungen sowie *persönlicher* Beziehungen im Kontext Sozialer Arbeit wurde aber bislang nur randständig thematisiert. Persönliche Beziehungen stellen jedoch eine entscheidende Bedingung dafür dar, wie wir unser Leben alltäglich erfahren und gestalten können. Persönliche Beziehungen sind ein Element von professionellen Beziehungen in der Sozialen Arbeit – oder können dies zumindest sein. Vor diesem Hintergrund beleuchtet die vorliegende Ausgabe des Österreichischen Jahrbuchs für Soziale Arbeit – ÖJS – den Zusammenhang von „persönlichen Beziehungen und sozialen Interventionen“.

1. „Persönliche“ und „professionelle“ Beziehungen

In jüngerer Zeit ist das persönliche Leben zum Gegenstand von sozialwissenschaftlichen Perspektiven geworden, die den Menschen als eine fundamental „relationale Person“ (Seichter, 2014, S. 227) betrachten und die den „Grad der Verbundenheit mit und der Offenheit gegenüber anderen Menschen (und Dingen)“ (Rosa, 2019, S. 53) ins Zentrum des Mensch-Welt-Verhältnisses rücken. Denn persönliche Beziehungen kennzeichnen unsere Existenz als vergesellschaftete Individuen von der vorgeburtlichen Phase über die gesamte Lebensspanne bis in den Tod – und sogar darüber hinaus. Persönliches Leben meint dabei nicht etwas vermeintlich Eigenes, Eigentliches oder „Inneres“ eines Individuums. Vielmehr lässt sich „persönliches Leben“ als heuristisches Konzept nutzen, um eine bestimmte Art und Qualität des strukturierten Verbunden-Seins mit anderen zu erfassen, wie zum Beispiel Freiwilligkeit und wechselseitiges Interesse aneinander. Persönliche Beziehungen ermöglichen erst unsere sozio-materielle, körperliche und

emotionale Entwicklung. Als eine zentrale Form menschlichen Relationiert-Seins vermitteln sie unsere individuelle Existenz. Sie bedingen, wie wir als „relational beings“ (Gergen, 2009) uns selbst und die Welt verstehen und einen Selbst-Sinn herstellen können (Gergen, 1995, S. 77).

1.1 Das Persönliche im Öffentlichen

Beiträge zu einer „Sociology of Personal Life“ (Smart, 2007) haben deutlich gemacht: das persönliche Leben spielt nicht nur im oder für den Privatbereich eine Rolle, also beispielsweise in Familie, Partnerschaft, Elternschaft oder Gleichaltrigengruppen. Vielmehr reichen das persönliche Leben und die persönlichen Beziehungen in spätmodernen Gesellschaften weit in die Sphäre hinein, die wir abgesetzt vom Privaten als öffentlich bezeichnen (May & Nordqvist, 2019, S. 3). Insofern sind die persönliche Dimension im Leben von Menschen und ihre persönlichen Beziehungen immer auch präsent, wenn Menschen sich in Kontexten bewegen, die der öffentlichen Sphäre zugerechnet werden, wie Demokratie, Bürgerschaftlichkeit (Citizenship) und Wohlfahrtsstaatlichkeit. Dies gilt umso mehr für soziale Interventionen, die von sozialen Problemlagen oder der Problematisierung von Zielgruppen ausgehend die Handlungsfähigkeit von Individuen positiv beeinflussen wollen und/oder im persönlichen Bereich stattfinden, wie beispielsweise in einer Familienwohnung. Solche Interventionen werden im sozialpolitischen Diskurs als „pädagogisch“ bezeichnet (Kaufmann, 2012, S. 1295–1297). Sie sind auf Entwicklung, Sicherung oder Wiederherstellung von Kompetenzen oder auf „soziale Bildung“ (Sting, 2016) ausgerichtet. Soziale Arbeit, die solche Interventionen durchführt, hat v. a. ab den 1970er-Jahren enorm davon profitiert, dass sie – angetrieben durch pädagogisch fundierte Programme – vielfältige Maßnahmen und Aktivitäten einer gesteigerten Dienstleistungsproduktion umsetzen sollte.

1.2 Öffentliche Dienstleistungsproduktion und professionelle Beziehungen

Soziale Arbeit erbringt daher in entwickelten Sozialstaaten überwiegend personenbezogene Dienstleistungsarbeit (Oechler, 2009, S. 47), auch wenn sich infolge der Auswirkungen der Covid-19-Pandemie parallel neue sozialraumorientierte und community-basierte Angebote etablieren konnten, wie beispielsweise Housing First. Die Entwicklung hin zu einer personenbezogenen Dienstleistungsarbeit ist zwar von Ambivalenzen durchzogen

(Gängler, 2013). Doch Soziale Arbeit konnte als Erbringerin verberuflichter und weitgehend staatlich alimentierter Versorgungs- und Betreuungstätigkeiten stark expandieren und enorm an gesamtgesellschaftlicher Relevanz gewinnen (van Ewijk, 2009, S. 61). Hand in Hand mit dem Ausbau staatlicher Steuerungsleistungen und öffentlicher Dienstleistungsproduktion ist auch die akademische Wissensproduktion gewachsen. Professionalität, Professionalisierung, Profession sowie die Professionellen in ihren Beziehungen mit Adressat_innen oder Klient_Innen bilden heutzutage einen Kernbereich von Forschung, Theoriebildung, Ausbildung und Praxis.

Dabei fällt auf, dass das persönliche Leben und die persönlichen Beziehungen in disziplinären Reflexionen zu sozialen Interventionen eher wenig Platz einnehmen. Häufig, so scheint es, wird die persönliche Dimension nur als etwas berücksichtigt, das eigentlich Teil der „privaten“ Welt der Adressat_innen, Klient_innen oder Kund_innen ist – und dann gegebenenfalls als solche Gegenstand von sozialer Intervention wird. In der Folge wird der zielgerichtete Einbezug von Persönlichem tendenziell dem informellen Teil der Sozialen Arbeit zugerechnet. Er geht in der Selbstwahrnehmung der Fachkräfte der „eigentlichen“ professionellen Arbeit voraus oder rahmt Settings lediglich, wie Forschungen zu Beratung zeigen (Grothe, 2008; Loch & Schulze, 2009). Eine solche „Informalisierung“ geschieht, trotz der professionellen Gestaltung dieser sozialen Kontexte, aufgrund der alltagsweltlichen, scheinbar persönlichen Kommunikation zwischen Fachkräften und Adressat_innen (Loch, 2016; Petko, 2006).

In umgekehrter Abgrenzung wird die persönliche Dimension von Berufstätigen eher als etwas verstanden, das Teil *ihres* Privatlebens ist und sein soll. Vermischungen, Überlagerungen und Überschneidungen von persönlichen und professionellen Beziehungen werden tendenziell problematisiert, obwohl Aspekte persönlicher Beziehungen wie Vertrauen, Emotionalität und Verbindlichkeit in das professionelle Handeln einfließen. Gleichzeitig werden persönliche Beziehungen mit Adressat_innen und Klient_innen im Professionalitätsdiskurs v. a. aus einer utilitaristischen Perspektive instrumentalisiert und „in Wert“ gesetzt.

1.3 Alternative Thematisierungen von Beziehungen in der Sozialen Arbeit und Selbsthilfe

Pointiert gesagt werden die persönlichen Beziehungen in ihrer Bedeutungsbreite und in der historischen Betrachtung kaum als eine zentrale Dimension einer Sozialen Arbeit selbst berücksichtigt und reflektiert, die sich als öffentliche Dienstleistungsproduzentin versteht. Im Gegensatz dazu wird in

Traditionen kritischer Sozialer Arbeit – in der anglophonen Welt als „Radical Social Work“ bekannt – Soziale Arbeit als Beziehungsarbeit im Horizont einer *gleichzeitigen* Befreiung von Sozialarbeitenden und Betroffenen verhandelt. Ähnliches gilt für die Anfänge der feministischen Sozialen Arbeit, in der mit dem „Wir-Gefühl“ (Ebermann & Zehetner, 2010, S. 10) – also dem „Wir Frauen“ – argumentiert und zur reziproken Forschung aufgefordert wurde (Mies, 1987). Eng mit diesen theoretischen und praktischen Ansätzen verbunden ist die Partizipative Aktionsforschung, die authentische, intersubjektive und nicht-utilitaristische Beziehungen gar als Form des Widerstands und der Wissensgewinnung versteht. Partnerschaft mit Communities wird als relationaler Weg des Zusammenseins begriffen, um progressive gesellschaftliche Veränderung und Problemlösung herbeiführen zu können (Sousa, 2022, S. 410). In den Anfängen dieser Bewegungen führten persönliche Beziehungen zwischen Aktivist_innen und Adressat_innen insbesondere durch politische Praxen bzw. die Politisierung der Beziehungen zu Empowerment, aber auch zu Überforderung. Denn die Auswirkungen von sozialen und Bildungsunterschieden und unterschiedlichen Lebenserfahrungen wurden wenig reflektiert (Scherl & Fritz, 2010).

Zeitgleich zur Aufnahme früher dekolonialer Perspektiven aus dem Globalen Süden im westlichen Diskurs in den 1970er- und 1980er-Jahren verschafften sich User-Bewegungen Gehör. Ihr Auftauchen ist eng mit Kämpfen verschiedener historisch unterdrückter Gruppen und der Bildung neuer sozialer Bewegungen verbunden. Sie positionierten sich, ähnlich wie Stimmen in der kritischen Sozialen Arbeit, gegen professionelle Top-down-Regulationen und hegemoniale disziplinäre Wissensformen. Kritisiert wurden und werden unter anderem Vorgaben „von oben“, *wie* die Bedürfnisse von Klient_innen festzustellen sind und *wie* Beziehungen und soziale Interventionen mit ihnen „professionell“ durchzuführen sind (Cowden & Singh, 2007).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sich in der Wissensproduktion, die sich in diesen beiden Traditionen – der „Radical Social Work“ und den „User Movements“ – verortet (bspw. Beresford, 2011; Beresford & Croft, 2019), eine Thematisierung persönlicher Dimensionen Sozialer Arbeit findet, die sich vom Diskurs um die soziale Dienstleistungsbeziehung stark unterscheidet. Letztere orientiert sich nach wie vor eher an einem Modell, demzufolge Praxis in erster Linie durch akademisches Expert_innenwissen entwickelt werden soll.

1.4 Persönliche Beziehung als Kern populärer sozialer Problembearbeitung

In der Forschung zu neueren „populären“ Formen Sozialer Arbeit (Lavalette & Ioakimidis, 2011) werden persönliche Beziehungen anders verhandelt als im dominanten Professionalisierungsdiskurs. Eine solche flexible, verlässliche, offene, nicht-stigmatisierende und bedingungslose Soziale Arbeit realisiert Aktivitäten, die von Nutzer_innen gemocht werden und die sie selbst unterstützen – zusammen mit unentgeltlich tätigen „Professionellen“ und solidarischen Gemeinschaften. „Popular Social Work“ unterscheidet sich nach Lavalette (2019, S. 538) von der oft konservativ, kontrollierend und pathologisierend ausgerichteten „offiziellen“ Sozialarbeit, indem sie kritisch und radikal agiert und aktiver Teil der sozialen Protestbewegungen für Gerechtigkeit ist. In Studien zu informell organisierten Praktiken und Institutionen der Hilfe, Sorge, Bildung und Unterstützung für marginalisierte Gruppen werden persönliche Beziehungen geradezu als *das* zentrale Mittel zur Problembearbeitung schlechthin thematisiert. Im Fokus stehen dabei u. a. Verbindungen, die mit Fremden neu aufgebaut werden, also mit Menschen, mit denen bisher keine „natürliche“, d. h. im Privatbereich schon gegebene Verbindung bestand.

Ein Beispiel hierfür ist der europaweit stark wachsende Bereich der sozialen Mentoringprogramme und Patenschaftsprojekte (Raithelhuber, 2023). In ihnen engagieren sich Millionen Freiwillige. Bürger_innen und Aktivist_innen bauen beispielsweise mit Kindern, Jugendlichen oder Geflüchteten persönliche Beziehungen auf. Forschungen hierzu zeigen, dass eben solche Beziehungen zum zentralen Transmissionsriemen für den Aufbau von sozialem Kapital werden können (Raithelhuber, 2019). Durch sie können verschiedene Formen sozialer Unterstützung bereitgestellt werden, die Adressat_innen bei beruflich handelnden Sozialarbeitenden nicht (ausreichend) finden – oder dort gar nicht erst suchen (Alarcón, Bobowik & Prieto Flores, 2021; Alarcón & Prieto Flores, 2021). Der Aufbau und die Ausverhandlung persönlicher Beziehungen zeigen sich sogar oft als ein Hauptweg, um Menschen in prekarierten Lebenslagen Zugang zu sozialen Rechten zu schaffen. Sie stellen soziale Sicherheit her, wo sie anders nicht erlangt werden kann. Sie ermöglichen oft erst die Inanspruchnahme wohlfahrtsstaatlicher Leistungen, wie beispielsweise sozialer und öffentlicher Dienste. Dabei verwandeln engagierte Menschen Teile ihres eigenen persönlichen Lebens und ihrer eigenen „small worlds“ – ihre Familien, Haushalte, Arbeitskolleg_innen – wie auch damit verbundene Kulturen (Gubrium, 1993, S. 55) in Mittel sozialer Problembearbeitung.

Innerhalb der Sozialen Arbeit werden das populäre Engagement und damit verbundene persönliche Beziehungen allerdings nicht gleichberechtigt als eine Form der sozialen Problembearbeitung berücksichtigt und beforscht. Gleiches gilt prinzipiell für Formen der Selbsthilfe und Selbstorganisation Betroffener oder für Angebote durch religiös-spirituell-weltanschaulich geprägte Gemeinschaften. Sie alle setzen teils stark auf persönliche Beziehungen und/oder Vergemeinschaftung, um so soziale Unterstützung bereitzustellen, um kollektive und individuelle Heilung („healing“) zu befördern und sich gegen Unterdrückung zu ermächtigen (Dolgon, 2022). Zwar lassen sich Leistungen und Transfers, die v. a. auf persönlichen Verbundenheiten beruhen, im Horizont von Fragen sozialer Gerechtigkeit, Gleichheit und Erreichbarkeit (accessibility) problematisieren. Adressat_innenorientierte Forschungen zeigen aber, dass sie vor allem in der Perspektive Benachteiligter oft hochgradig positiv besetzt sind. Sie werden als verlässlich, dauerhafter, effektiv, unmittelbar aktivierbar, lebensweltlich erreichbar und für Übergänge im Leben als entscheidend wahrgenommen, angesichts von erlebter struktureller Ausgrenzung und Missachtung. Umgekehrt ist erkennbar, dass dort, wo innerhalb sozialer Dienstleistungserbringung beruflich Tätige mit Adressat_innen intensive, persönliche Beziehungen aufbauen bzw. aufbauen müssen – wie in der stationären Unterbringung – letztlich durch Beendigungen institutionalisierter Hilfeprozesse Teile der aufgebauten persönlichen Netzwerke beschädigt werden, mit tendenziell nachhaltig negativen Auswirkungen (Raithelhuber, Trott & Piemontese, 2019; Sievers, Thomas & Zeller, 2015, S. 122 f.; Sting & Groinig, 2020).

2. Persönliche Beziehungen als heuristisches Konzept angesichts des sozialen Wandels

Bislang werden persönliche Beziehungen in sozialwissenschaftlichen Studien zu Peer-, Gruppen-, Familien- und Paar- oder sozialen Netzwerkbeziehungen tendenziell eher mitbeforscht. Oft rücken in der Forschung ausschließlich Ausschnitte persönlicher Beziehungen in den Blick, wie beispielsweise in Untersuchungen zu „nahen“ oder „intimen“ Relationen. Das deutlich breitere, heuristische Konzept der persönlichen Beziehung kann aber diese bisherigen Erkenntnisperspektiven erweitern (Lenz & Nestmann, 2009, S. 10). Denn der Terminus „persönliche Beziehungen“ spricht Verbindungen einer bestimmten Art, Qualität und Funktion an, die entscheidend für die Lebenserfahrungen und den Lebensverlauf sind. Das Konzept

geht damit über die Vorstellungen von Verbindungen in der formalen Netzwerkanalyse hinaus (Mewes, 2010, S. 20). Es ist flexibler und allgemeiner als andere Konzepte wie beispielsweise Partnerschafts- oder Freundschaftsbeziehungen. Außerdem lassen sich damit auch Veränderungen in Familien- und Gemeinschaftsbeziehungen im Kontext des gesellschaftlichen Wandels fassen (Smart, 2007, S. 7–31), ebenso wie damit verbundene, teils neue Verpflichtungen und informelle Solidaritäten in unserer gegenwärtigen sozialen Welt (Allan, 2001). Damit können Beziehungstypen, Aspekte oder Settings beschrieben werden, die quer zu traditionellen Differenzierungen verlaufen, wie jene in „private“ und „professionelle“ bzw. „berufliche“ Beziehungen.

2.1 Charakteristika persönlicher Beziehungen

Dabei gilt es in der Forschung, einen atomistischen, individualisierenden Blick auf persönliche Beziehungen zu vermeiden. Anstelle der Vorstellung, dass es sich bei solchen Beziehungen um eine statische, „stabile“ Größe handelt, sollten solche Beziehungen eher als etwas Prozesshaftes und Bewegliches untersucht werden (Allan, 2006, S. 657). Wie jeder andere Beziehungstyp sind persönliche Beziehungen in machtvollen Strukturen eingebettet und werden durch sie bedingt (Allan, 2008, S. 14).

Nach Lenz und Nestmann (2009) lassen sich „persönliche Beziehungen“ in ihrer Charakteristik von rollenförmigen, professionellen Beziehungen abgrenzen. Sie sind durch Einzigartigkeit, persönliches Wissen um die andere Person, emotionale Verbundenheit und persönliche Vertrautheit gekennzeichnet. In ähnlicher Weise unterscheidet Oevermann (1996) zwischen „diffusen“ Sozialbeziehungen, die sich durch Ganzheitlichkeit und Allzuständigkeit auszeichnen, und „spezifischen“, rollenförmigen Sozialbeziehungen. Beispiele dafür wären Beziehungen mit einem/einer Lehrer_in oder Polizist_in, die auf beschränkten Zuständigkeiten und einem kategorialen Wissen fußen. Persönliche Beziehungen hingegen basieren auf einer auf Dauer gestellten, idealisierten Annahme der Beteiligten, dass der Kontakt in voraussehbarer Zukunft weitergeführt wird. Die wechselseitige Verbindung kann gefühlte Nähe, Sorge umeinander, Mit-Leiden und tiefgehende Vertraulichkeit umfassen.

2.2 Potenziale, Prozesse und Veränderung persönlicher Beziehungen

Aus persönlichen Beziehungen ergeben sich demnach *andere* Möglichkeiten der gegenseitigen Bezugnahme, z. B. im Hinblick auf Bildung, Erziehung, Betreuung, Sorge, Bewältigung, Hilfe und Unterstützung. Grund dafür ist, dass Menschen im Vergleich zu Begegnungen mit Fremden deutlich weniger Aufwand betreiben müssen, wenn sie mit einer als *persönlich* markierten Person wieder „einen Faden“ aufnehmen wollen. Aber auch persönliche Beziehungen werden in verschiedenen sozialen Kontexten und organisationalen Rahmungen hergestellt. Dennoch laufen die Interaktionen weniger formalisiert ab. Im Vergleich zu eher funktionsbasierten Beziehungen können sie ein breites Spektrum an Gesprächsinhalten umfassen. Zugleich müssen auch persönliche Beziehungen situativ aktualisiert werden. Sie weisen damit bestimmte Modi der strukturierten Relationierung auf, die in ganz unterschiedlichen Lebenssphären konstituiert werden können: in Freundschaften und der Familie, bei der Arbeit oder in der Schule, beim zivilgesellschaftlichen Engagement oder in der Nachbarschaft.

Persönliche Beziehungen verändern sich nicht nur im individuellen Lebenslauf, sondern auch im Zuge des gesellschaftlich-kulturell-technisch-politischen Wandels, wie sich derzeit u. a. in der zunehmenden Digitalisierung von privater Kommunikation zeigt. Persönliche Beziehungen umfassen im Kontext neuerer anthropologischer Reflexionen inzwischen auch nicht-menschliche Beziehungen, wie Beziehungen zu Maschinen oder Tieren (Wulf, 2020; Schwarte, 2020). Aus historischer Perspektive gesehen können Erfahrungen, soziale Praktiken und Gesellungsformen im Zusammenhang mit persönlichen Beziehungen aus dem Privaten in die Bereiche des Öffentlichen und Politischen hineinwirken. Umgekehrt sind sie von (De-)Institutionalisierungsprozessen beeinflusst und werden im Kontext sozialer Organisationen und politischer Maßnahmen als Teil sozialer Interventionen auch in unterschiedlicher Form Gegenstand von „societal governance“ (Kooiman, 2002).

3. „Persönliche Beziehungen und soziale Interventionen“ in dieser Ausgabe

Die Beiträge dieses Jahrbuchs lassen sich drei Themenfeldern zuordnen. Der erste Teil thematisiert die Bedeutung von persönlichen Beziehungen für die Soziale Arbeit, die „nicht exklusiv menschlich“ sind. Im zweiten Teil

gehen sechs empirische Studien den Spannungen nach, die sich aus der (Nicht-)Berücksichtigung von persönlichen Beziehungen im Kontext sozialer Interventionen in verschiedenen Praxisfeldern der Sozialen Arbeit ergeben. Der dritte Teil beleuchtet ein Interventionsfeld, das im deutschsprachigen Raum (noch) nicht als Teil „professioneller“ Sozialer Arbeit gesehen wird: Beziehungen im weiteren Kontext von Mentoring- und Patenschaftsprogrammen, die von Ehrenamtlichen getragen werden.

3.1 Persönliche Beziehungen unter Beteiligung von digitalen Dingen und Tieren

Die ersten beiden Artikel befassen sich aus sehr unterschiedlichen Blickwinkeln mit persönlichen Beziehungen zu nichtmenschlichen Anderen. Der Artikel von *Marc Weinhardt* beschäftigt sich mit der Herstellung von Beziehungen zu digitalen Gegenständen wie Apps mit Sprachassistentenfunktion und deren Einbindung in Beratungskontexte. In seinen Ausführungen geht es um die aktive Gestaltung des „doing digitality“, die Fragen der Neugestaltung der Beratungsbeziehungen und der Beratungskontexte aufwirft und die nicht auf Beratungen in Form von Video-Calls oder zeitverzögerten Mails und Chat reduziert werden kann. Er untersucht, wie Beratungsbeziehungen, in die auf Algorithmen basierende Devices eingebunden werden, im Kontext der Sozialen Arbeit theoretisch gefasst werden können.

Auch *Frank Nestmann und Sandra Wesenberg* argumentieren für eine theoretische Auseinandersetzung der Sozialarbeit mit nicht-zwischenmenschlichen Beziehungen. In ihrem Beitrag geht es um persönliche Mensch-Tier-Beziehungen, mit einem Schwerpunkt auf Mensch-Hund-Interaktionen. Unter anderem zeigen die beiden Autor_innen auf, dass Adressat_innen wie zum Beispiel wohnungssuchende Hundebesitzer_innen von Angeboten der Sozialen Arbeit nicht erreicht werden können, wenn die Tiere als ihre zentralen Wegbegleiter_innen, und damit die Mensch-Tier-Beziehung, in der Fallbearbeitung von den Diensten ignoriert oder ausgeschlossen werden.

3.2 „Persönliche Beziehungen“ als Spannungsfeld verberuflichter Sozialarbeitspraxis

Ruth Enggruber und Birthe Sander untersuchen die Bedeutung von persönlichen Beziehungen im Case Management mit langzeitarbeitslosen suchtkranken Menschen. Während Case Management auf der Systemebene stark

von standardisierten Verfahren geprägt ist, zeigt sich auf der Fallebene, dass in der Interaktion mit Adressat_innen Aspekte persönlicher Beziehungen wie Dauerhaftigkeit, Emotionalität, Vertrauen und Kenntnisse über die Person eine wichtige Rolle spielen. Die Beziehungswünsche der Adressat_innen führen zum Hinterfragen der Grenzziehung zwischen dem Case Management als bloßer Vermittlung von sozialen Dienstleistungen und dem Case Work als deren Erbringung.

Michael May und Vera Dangel fragen danach, wie Arbeitsbündnisse und professionelle Beziehungen im Feld der (Gemeinde-)Psychiatrie so gestaltet werden können, dass sie insbesondere aus Sicht der Adressat_innen als recovery-förderlich erlebt werden. Anhand von beobachteten und aufgezeichneten alltäglichen Interaktionssituationen zwischen Fachkräften und Psychiatrie-erfahrenen Adressat_innen werden die Spannungsfelder analysiert, die sich zwischen einer von den Betroffenen als persönlich erlebten Beziehung, den Professionalitätsverständnissen der Fachkräfte und den häufig implizit bleibenden Normen des Erbringungskontextes entfalten. Vor diesem Hintergrund entwickeln die Autor_innen einen Professionalitätsentwurf, der gleichberechtigte Kooperation als grundlegenden Teil eines als professionell verstandenen Arbeitsbündnisses fasst, ebenso wie die Bedeutung von persönlichen Begegnungsmomenten, die die ganze Person miteinbeziehen.

Sara Blumenthal beschäftigt sich mit der Gestaltung von Interaktionen zwischen Fachkräften der Fremdunterbringung und Jugendlichen sowie der Jugendlichen untereinander im Kontext des Erziehungsauftrages der Kinder- und Jugendhilfe. Die Autorin zeigt anhand einer ethnographischen Analyse auf, inwieweit Beschämung innerhalb von Beziehungen unreflektiert von Fachkräften als Erziehungsmittel eingesetzt wird und wie hierin Forschung einbezogen werden kann. Es wird ferner thematisiert, wie Beschämung zu Erfahrungen der Degradierung führen kann, und wie beschämende Situationen durch Verantwortungsübernahme und reintegrative Beschämung (also Beschämung ohne Degradierung der Person) innerhalb von Beziehungen bearbeitet werden können. Der Artikel stellt einen empirisch fundierten Beitrag zur Theoretisierung von Affekten unter besonderer Berücksichtigung der Regulation von Scham innerhalb von Beziehungen im Kontext der Erziehungshilfe dar.

Auch *Carolin Ehlke und Severine Thomas* wenden sich persönlichen Beziehungen in der Fremdunterbringung zu. Ihr Schwerpunkt liegt auf Leaving Care. Die beiden Autorinnen thematisieren die Bedeutung von persönlichen Beziehungen für junge Erwachsene. Zugleich zeigen sie auf, dass sich das soziale Netz nach der Beendigung der Erziehungshilfen für Care

Leavers verengt, auch wenn es qualitative Unterschiede zwischen den einzelnen Hilfeformen gibt. Als Konsequenz fordern sie, dass die Kinder- und Jugendhilfe die Gestaltung von persönlichen Beziehungen als Bestandteil der Hilfeplanung aufnimmt. Dies erfordert eine theoretische und praktische Auseinandersetzung mit persönlichen Beziehungen als Gegenstand Sozialer Arbeit.

In wenig formalisierten Settings der Sozialen Arbeit wie der Offenen Jugendarbeit und der akzeptanzorientierten Drogenarbeit erfordert die Herstellung professioneller Beziehungen besondere Bemühungen. *Rebekka Streck und Ursula Unterkofler* zeigen mithilfe ethnographischer Studien, wie persönliche Beziehungskomponenten in diesen Kontexten Erreichbarkeit und Verlässlichkeit sichern. Die situative Herstellung des Persönlichen bringt partizipativ gestaltete Arbeitsbeziehungen hervor, die zwar der Gefahr der Instrumentalisierung unterliegen. Sie können aber von den Adressat_innen auch genutzt werden, um Zumutungen in der Interaktion abzuwehren und Machtasymmetrien auszugleichen.

Der Beitrag von *Michael Domes, Christian Ghanem, Frieda Heinzlmann und Frank Sowa* beschäftigt sich mit Herausforderungen, die sich in der professionellen, sozialpädagogischen Begleitung von jungen, wohnungslosen Menschen stellen. Viele dieser jungen Menschen sind biographisch von massiven Vertrauensverlusten geprägt, beispielsweise durch plötzliche Beziehungsabbrüche und Gewalterfahrungen in familiären und freundschaftlichen Beziehungen. Auch die informellen Unterstützungssysteme, die für das (Über-)Leben auf der Straße notwendig sind, erscheinen oft genug prekär. Vor diesem Hintergrund werden Ergebnisse qualitativer Forschungen berichtet, die deutlich machen, wie zentral es für professionelle Unterstützungssysteme ist, Vertrauen in den Mittelpunkt der (Beziehungs-)Arbeit zu rücken. Vertrauensbildung in diesem Feld erfordert aber – so eine zentrale These der Forschungsgruppe – eine (professionelle) Beziehungsgestaltung, die auch persönliche, wie z. B. quasi-freundschaftliche, Beziehungselemente zulässt und gleichzeitig stabil und verlässlich bleibt.

3.3 Persönliche Beziehungsgestaltung im Kontext von Mentoring

Soziales Mentoring und Patenschaftsprogramme gehören nicht nur in Europa zu den am stärksten wachsenden Formen pädagogischer Interventionen. Zumeist werden sie durch ein persönliches Engagement von Menschen getragen. Initiiert und begleitet durch eine zivilgesellschaftliche Initiative oder NGO treffen sich Freiwillige über längere Zeit mit einer als benachtei-

ligt gelesenen Person und bauen dabei eine Beziehung auf. Die Gründung des deutschen Bundesverbands für soziales Mentoring, die im Oktober 2022 zeitgleich mit dem ersten Lobby-Event für Mentoring im Europäischen Parlament stattfand, unterstreicht: Soziale Arbeit muss diese Entwicklungen forschend begleiten (Raithelhuber, 2023).

In ihrem Überblick über den Forschungsstand arbeitet *Tereza Brumovská* nun heraus, dass sich die Art und Weise, wie Mentor_innen auf ihre Mentees eingehen und welche Haltungen sie ihnen gegenüber einnehmen, maßgeblich auf die Beziehungsqualität auswirkt. Letztlich bedingt dies auch, ob diese soziale Intervention „Mentoring“ von Adressat_innen als förderlich und nützlich erlebt wird. Tereza Brumovská nimmt diesen Erkenntnisstand und fragt in ihrer qualitativen Längsschnittstudie, wie freiwillig tätige Mentor_innen im tschechischen Ableger von „Big Brother, Big Sister“ (BBBS CZ) mit Herausforderungen umgehen, die sie in ihren persönlichen Beziehungen mit Jugendlichen erleben. Dabei identifiziert sie verschiedene Coping-Stile und zieht Schlussfolgerungen für die Praxis.

Anke Freuwört, Manuela Westphal, Monika Alisch und Jens Vogler gehen von der empirisch gut belegten Grundannahme aus, dass alltägliche Formen der sozialen Unterstützung für Teilhabe und Integration von zugewanderten Menschen in die Ankunftsgesellschaft von enormer Bedeutung sind. Dennoch ist häufig unklar, worin das darin liegende Unterstützungspotenzial genau besteht. Vor diesem Hintergrund untersuchen die Autor_innen das Freundschafts- und Solidaritätspotenzial von persönlichen Beziehungen zwischen zugewanderten und nicht-zugewanderten Personen, die sich teilweise im Alltag, teilweise durch professionell initiierte Patenschaftsprojekte kennengelernt haben. Sie können zeigen, dass diese Beziehungen ein hohes Unterstützungspotenzial bieten, dem auch Formen einer „solidarischen Involviertheit“ gegenüber zugewanderten Personen innewohnen, dass aber solidarische freundschaftliche Beziehungen dann entstehen, wenn *wechselseitig* individuelle Belange und Bedürfnisse Anerkennung finden.

4. In eigener Sache: der 5-Jahres-Meilenstein ist erreicht

Das *Österreichische Jahrbuch für Soziale Arbeit – Annual Review of Social Work and Social Pedagogy in Austria (ÖJS)* feiert mit dieser Ausgabe seinen fünften Geburtstag! Die Rückmeldungen aus dem akademischen Feld zeigen dem Herausgeber_innenteam – Birgit Bütow, Ulrike Loch, Eberhard Raithelhuber, Hannelore Reicher und Stephan Sting –, dass sich die Zeit-

schrift inzwischen gut etabliert hat, v. a. im deutschsprachigen Raum. Das liegt unserer Einschätzung nach auch an dem einzigartigen Profil: Das ÖJS publiziert auf Deutsch und Englisch und erscheint sowohl als Printjournal als auch als Open-Access-Zeitschrift, die dem „goldenen Weg“ folgt. Das heißt, dass alle Artikel ab Erscheinungstermin frei zugänglich sind – und dies sogar, ohne dass unseren Autor_innen dadurch Publikationskosten (APCs) entstehen. Deshalb können wir bisher unabhängig von den Publikationsstrategien einzelner Universitäten und Verlagshäuser veröffentlichen. Die Qualität der Artikel wird durch ein internationales „Double-Blind-Peer-Review“ und die fachliche Begutachtung der Herausgebenden gesichert.

Wir danken an dieser Stelle herzlich allen, die zu diesem Erfolg beigetragen haben! Der Open Access-Publikationsfonds der Universitätsbibliothek der Paris Lodron Universität Salzburg finanziert unser Modell mit einem jährlichen Sockelbetrag. Durch weitere, wechselnde Zuwendungen einzelner Universitäten können wir Übersetzungs- und Lektoratskosten stemmen, sodass beispielsweise unser Editorial und alle deutschsprachigen Abstracts auch auf Englisch erscheinen können. Unser Dank geht auch an Frank Engelhardt und den Beltz Juventa Verlag, der sich mit uns auf dieses Open Access-Pilotvorhaben eingelassen hat. Wir danken auch den vielen wissenschaftlichen Kolleg_innen und dem wissenschaftlichen Beirat für die Begutachtung und für weitere Empfehlungen: Sie alle haben durch Ihr Engagement maßgeblich zu unserem Erfolg beigetragen. Wir bedanken uns ebenfalls herzlich bei den „Editorial Assistants“ im Salzburger Redaktionsbüro: aktuell Christina Stubler sowie – davor – Jens Rüdiger und Christina Maierhofer-Reisch. Herzlichen Dank auch an Manuela Brandstetter, die von Ausgabe eins bis fünf als „ständiger Gast“ die Arbeit unserer Herausgeber_innengruppe sehr bereichert hat.

Last but not least, danken wir Ihnen als Leser_innen für Ihr Interesse an der Zeitschrift und Ihre Feedbacks. Wir wünschen viel Freude beim Lesen und bei der Diskussion der angesprochenen Themen und publizierten Artikel!

Eberhard Raitelhuber, Petra Bauer, Ulrike Loch und Stephan Sting

Literatur

Alarcón, X., Bobowik, M., & Prieto-Flores, Ö. (2021). Mentoring for Improving the Self-Esteem, Resilience, and Hope of Unaccompanied Migrant Youth in the Barcelona

- Metropolitan Area. *International Journal of Environmental Research and Public Health*, 18(10), 5210.
- Alarcón, X., & Prieto-Flores, Ó. (2021). Transnational family ties and networks of support for unaccompanied immigrant youths in Spain: The role of youth mentoring in Barcelona. *Children and Youth Services Review*, 128, 106–140.
- Allan, G. (2008). Flexibility, friendship, and family. *Personal Relationships*, 15(1), 1–16.
- Allan, G. (2006). Social Networks and Personal Communities. In A. L. Vangelisti & D. Perlman (Hrsg.), *Cambridge handbooks in psychology. The Cambridge handbook of personal relationships* (S. 657–671). Cambridge: Cambridge University Press.
- Allan, G. (2001). Personal relationships in late modernity. *Personal Relationships*, 8(3), 325–339.
- Beresford, P. (2011). Radical social work and service users: A crucial connection. In M. Lavalette (Hrsg.), *Radical social work today: Social work at the crossroads* (S. 95–114). Bristol: Policy Press.
- Beresford, P., & Croft, S. (2019). Reprioritising Social Work Practice. Towards a Critical Reconnection of the Personal and the Social. In S. A. Webb (Hrsg.), *The Routledge handbook of critical social work* (S. 511–522). London: Routledge.
- Cowden, S., & Singh, G. (2007). The ‘User’: Friend, Foe or Fetish? A Critical Exploration of User Involvement in Health and Social Care. *Critical Social Policy*, 27(1), 5–23.
- Dewe, B., & Otto, H.-U. (2018). Professionalität. In H.-U. Otto, H. Thiersch, R. Treptow & H. Ziegler (Hrsg.), *Handbuch Soziale Arbeit* (S. 1203–1213). München: Reinhardt.
- Dolgon, C. (2022). The 2021 SSSP Presidential Address: Revolutionary Sociology – Truth, Healing, Reparations, and Restructuring. *Social Problems*, 96(4), 887–902.
- Ebermann, T., & Zehetner, B. (2010). Einleitung. In Frauen beraten Frauen (Hrsg.), *In Anerkennung der Differenz. Feministische Beratung und Psychotherapie* (S. 9–17). Gießen: Psychosozial.
- Gahleitner, Silke (2017). *Soziale Arbeit als Beziehungsprofession. Bindung, Beziehung und Einbettung professionell ermöglichen*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Gängler, H. (2013). Nach dem sozialpädagogischen Jahrhundert. In M. Schilling, H. Gängler, I. Züchner & W. Thole (Hrsg.), *Soziale Arbeit quo vadis?* (S. 12–18). Weinheim: Beltz Juventa.
- Gergen, K. J. (2009). *Relational being: Beyond self and community*. Oxford: Oxford University Press.
- Gergen, K. J. (1995). Postmodernism as a humanism. *Humanistic Psychologist*, 23(1), 71–78.
- Grothe, J. (2008). *Psychosoziale Beratung und kulturelle Differenz: Eine qualitative Studie zur Kommunikation zwischen einheimischen Beratern und Migranten aus der ehemaligen Sowjetunion*. Hamburg: Kovač.
- Gubrium, J. F. (1993). For a Cautious Naturalism. In G. Miller & J. A. Holstein (Hrsg.), *Constructionist Controversies: Issues in Social Problems Theory* (S. 55–68). Piscataway Aldine Transaction.
- Kaufmann, F.-X. (2012). Konzept und Formen sozialer Intervention. In G. Albrecht & A. Groenemeyer (Hrsg.), *Handbuch soziale Probleme. Band 1 und 2* (S. 1285–1305). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kooiman, J. (2002). Societal Governance. In I. Katenhusen & W. Lamping (Hrsg.), *Demokratien in Europa: Der Einfluss der europäischen Integration auf Wandel, Leistungsfähigkeit und neue Konturen des demokratischen Verfassungsstaates* (S. 229–250). Opladen: Leske und Budrich.

- Lavalette, M. (2019). Popular Social Work. In S. A. Webb (Hrsg.), *Routledge international handbooks. The Routledge handbook of critical social work* (S. 536–548). London: Routledge.
- Lavalette, M., & Ioakimidis, V. (Hrsg.). (2011). *Social Work in Extremis: Lessons for social work internationally*. Bristol: Bristol University Press.
- Lenz, K., & Nestmann, F. (2009). Persönliche Beziehungen. Eine Einleitung. In K. Lenz & F. Nestmann (Hrsg.), *Handbuch persönliche Beziehungen* (S. 9–25). Weinheim und München: Juventa-Verlag.
- Loch, U. (2016). *Kinderschutz mit psychisch kranken Eltern*. Ethnografie im Jugendamt. Weinheim und München: Beltz Juventa.
- Loch, U., & Schulze, H. (2009). Von der interpretativen Theoriebildung zur narrativ reflexiven Beratung in der Sozialen Arbeit. *Neue praxis*, 39(5), 467–481.
- May, V., & Nordqvist, P. (2019). Introducing a sociology of personal life. In V. May & P. Nordqvist (Hrsg.), *Sociology of personal life (2nd edition)* (pp. 5–15). London: Macmillan International Higher Education; Red Globe Press.
- Mewes, J. (2010). *Ungleiche Netzwerke – Vernetzte Ungleichheit*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Mies, M. (1987). Methodische Postulate zur Frauenforschung – dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen. *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, 1(1), 41–63.
- Oechler, M. (2009). *Dienstleistungsqualität in der Sozialen Arbeit: Eine rhetorische Modernisierung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Overmann, U. (1996). Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisierter Handelns. In A. Combe & W. Helsper (Hrsg.), *Pädagogische Professionalität* (S. 70–183). Berlin: Suhrkamp.
- Petko, D. (2006). Nähe und Distanz in der Sozialpädagogischen Familienhilfe. In M. Dörr & B. Müller (Hrsg.), *Nähe und Distanz: Ein Spannungsfeld pädagogischer Professionalität* (S. 159–174). Weinheim und München: Juventa Verlag.
- Raithelhuber, E. (2023, in print). The rise of mentoring for social inclusion in Europe. Connecting personal relationships, programs, and policy in research. In S. Bollig & L. Groß (Hrsg.), *Doing and making family in, with and through education and social work*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Raithelhuber, E. (2019). ‘If We Want, They Help Us in Any Way’: How ‘Unaccompanied Refugee Minors’ Experience Mentoring Relationships. *European Journal of Social Work*, 24(2), 251–266.
- Raithelhuber, E., Trott, L., & Piemontese, S. (2019). “Substantial social participation” for young people on the move? Welfare institutions and the personal life of marginalized youth in transition. In Kommission Sozialpädagogik (Hrsg.), *Teilhabe durch_in_trotz Sozialpädagogik* (S. 146–158). Weinheim und München: Beltz Juventa.
- Rosa, H. (2019). *Resonanz*. Berlin: Suhrkamp.
- Scherl, M., & Fritz, J. (2010). Einleitung. In Frauen beraten Frauen (Hrsg.), *In Anerkennung der Differenz. Feministische Beratung und Psychotherapie* (S. 21–39). Gießen: Psychosozial.
- Schwarte, L. (2020). Was für ein Tier ist der Mensch? *Paragrana*, 29(1), 114–122.
- Seichter, S. (2014). Pädagogische Beziehungsformen. In C. Wulf & J. Zirfas (Hrsg.), *Handbuch Pädagogische Anthropologie* (S. 227–236). Wiesbaden: Springer VS.
- Sievers, B., Thomas, S., & Zeller, M. (Hrsg.) (2015). *Jugendhilfe – und dann? Zur Gestaltung der Übergänge junger Erwachsener aus stationären Erziehungshilfen. Ein Arbeitsbuch*. Frankfurt am Main: IGFH-Eigenverlag.

- Smart, C. (2007). *Personal life: New directions in sociological thinking*. Cambridge: Polity Press.
- Sousa, J. W. (2022). Relationship as resistance: partnership and vivencia in participatory action research. In R. Stoecker & A. Falcón (Hrsg.), *Handbook on Participatory Action Research and Community Development* (S. 396–416). Cheltenham: Edward Elgar.
- Sting, S. (2016). Bildung im sozialen Raum. Überlegungen zu einer sozialpädagogischen Konzeption von Bildung. *Zeitschrift für Sozialpädagogik*, 14(2), 118–139.
- Sting, S., & Groinig, M. (2020). Care Leaver und Familie. In J. Ecarius & A. Schierbaum (Hrsg.), *Handbuch Familie* (S. 1–19). Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Van Ewijk, H. (2009). *European social policy and social work. Citizenship-based social work*. London: Routledge.
- Wulf, C. (2020). Den Menschen neu denken im Anthropozän. *Paragrana*, 29 (1), 13–35.

Editorial for the special issue on “personal relationships and social interventions”

In the specialist discourse within social work and social pedagogy, there is broad-ranging discussion on the form taken by professional relationships characterised by knowledge-based rationality, professional competence and reflexivity (Dewe & Otto, 2018). Social work and social pedagogy (jointly known as “Soziale Arbeit” in Germanophone discourse) are increasingly becoming known as a relational profession (Gahleitner, 2017) because of professional relationships’ significance both to practice and as a research topic. However, the *personal* side of *professional* relationships, and of *personal* relationships in the context of social work and social pedagogy, have only been addressed peripherally. However, personal relationships make a key difference to the way we experience and conduct our everyday lives. Personal relationships are – or at least can be – one element of the professional relationships found in social work and social pedagogy. It is against this background that the current issue of the Annual Review of Social Work and Social Pedagogy in Austria – OeJS – investigates the connection between personal relationships and social interventions.

1. “Personal” and “professional” relationships

Recently, the topic of personal life has been explored by socio-scientific approaches that view the individual as a fundamentally “relational person” (Seichter, 2014, p. 227) and see the “degree to which one is connected with and open to other people (and things)” (Rosa, 2019, p. 53) as central to the relationship people have with the world. After all, personal relationships are characteristic of our existence as socialised individuals from before we are born throughout our lives until we die – and even beyond that. Here, “personal life” does not mean something thought to be distinctively special, authentic or internal to an individual; rather, it can be used as a heuristic concept summing up a certain structured quality and way of being connected to others, comprising elements such as free will and taking an interest in one another. Personal relationships are what makes it possible for us to develop physically, emotionally and in socio-material terms. As a central

way in which people establish relationships, they determine our own individual existence. They govern how, as “relational beings” (Gergen, 2009), we understand ourselves and the world and how we can develop a sense of our own self (Gergen, 1995, p. 77).

1.1 The personal dimension of public life

Contributions on the “Sociology of Personal Life” (Smart, 2007) have shown clearly that personal life does not just play a role in or affect private spheres such as the family, partnership, parenthood or peer groups. Instead, in late modern societies, personal life and personal relationships extend far into the sphere that we call public and see as separate to the private sphere (May & Norquvist, 2019, p. 3). Accordingly, the personal dimensions of people’s lives, and their personal relationships, are always also in the mix as people navigate contexts considered part of the public sphere, such as democracy, citizenship and the welfare state. That is especially true of social interventions that are based on prevailing social problems and intended to have a positive influence on individual agency, and/or those that take place in personal areas such as a family home. In the German socio-political discourse, interventions of this kind are described as “pädagogisch”; falling under education theory (Kaufmann, 2012, pp. 1295–1297). They are designed to help people develop, maintain or re-establish skills, or aimed at “social education” (Sting, 2016). From the 1970s in particular, social work and social pedagogy involving this type of intervention benefited from the fact that – driven by programmes rooted in education theory – they were expected to put into practice various measures and activities that formed part of a rise in service production.

1.2 Public production of services and professional relationships

As a result, social work in developed welfare states largely provides personal services (Oechler, 2009, p. 47), even if the effects of the Covid-19 pandemic have led to the parallel establishment of new services that are community-based or focus on social spaces, such as Housing First. Although the shift towards personal services, or human services, is marked by ambivalence (Gängler, 2013), social work has expanded strongly as the provider of professionalised, largely state-funded care and support, and its relevance to society as a whole has flourished (Ewijk, 2009, p. 61). The trend towards

increased state governance and the public-sector production of services has gone hand in hand with an increase in academic knowledge production. Today, professionalism, professionalisation, the profession and the professional aspect of relationships with service users or clients are central to research, theorising, training and practice.

One thing that stands out is that within the discipline, personal life and personal relationships tend to take up little space in reflection on social interventions. The personal dimension often seems only to be taken into account as something that actually belongs to service users or clients' "private" worlds – sometimes becoming the subject of a social intervention in that role. As a result, the deliberate inclusion of personal aspects tends to be left to informal social work. In professionals' self-understanding, it occurs in the lead-up to "real" professional work, or simply rounds off the setting, as research on counselling has shown (Grothe, 2008; Loch & Schulze, 2009). "Informalisation" of this kind takes place despite the professional form of these social contexts because communication between the professionals and service users is of an everyday, apparently personal nature (Loch, 2016; Petko, 2006).

On the other hand, professionals' personal side tends to be seen and set apart as something that is (and should remain) part of *their* private life. The mixing and overlapping of professional and personal relationships tends to be formulated as a problem, even though aspects of personal relationships such as trust, emotionality and commitment influence professional practice. Meanwhile, in the discourse on professionalism, personal relationships with service users and clients are mainly instrumentalised and taken advantage of from a utilitarian perspective.

1.3 Alternative ways of addressing relationships in social work, social pedagogy, and self-help

Put in stark terms, personal relationships – viewed historically and in their full range of meaning – are rarely borne in mind or reflected upon as central to a social work or social pedagogy that sees itself as a public-sector producer of services. By contrast, critical ("radical") social work traditions view social work as a relationship-based practice taking place in the context of liberating both social workers *and* service users. Something similar can be said of the early days of feminist social work, whose arguments drew upon a feeling of unity (Ebermann & Zehetner, 2010, p. 10), i. e. "we women", that was also used to call for reciprocal research (Mies, 1987). These theoretical and practical approaches link in closely with participatory action research,

which goes so far as to see authentic, intersubjective, non-utilitarian relationships as a means of demonstrating resistance and gaining knowledge. Working in partnership with communities is understood as a relational means of cooperating to achieve progressive social change and solve problems (Sousa, 2022, p. 410). In the early stages of these movements, personal relationships between activists and clients respectively users led, among other things, to political practices and politicised relationships that created empowerment but also overwhelmed those involved, as there was little reflection on the effects of their differing social and educational backgrounds and experiences of life (Scherl & Fritz, 2010).

In the 1970s and 1980s, just as early decolonial perspectives from the Global South began to enter the Western discourse, service user movements also began to make their voices heard. This development was closely related to the struggles taken up by various historically oppressed groups, and the formation of new social movements. Similarly to the views expressed in radical social work, the service user movements adopted a stance in opposition to professional top-down regulations and hegemonic, disciplinary forms of knowledge. Among other things, there was and still is criticism of stipulations imposed from above, prescribing how to determine clients' needs and how to make relationships and social interventions with them "professional" (Cowden & Singh, 2007).

In summary, it can be said that the knowledge production falling under these two traditions of radical social work and service user movements (e. g. see Beresford, 2011; Beresford & Croft, 2019) involves a way of addressing the personal dimensions of social work and social pedagogy that differs considerably from the discourse on relationships with social service providers. That discourse still follows the model of practices primarily being developed on the basis of expert academic knowledge.

1.4 The personal relationship: central to popular social problem-solving

In the research on recent "popular" forms of social work (Lavalette & Ioakimidis, 2011), personal relationships are treated differently to the way they are approached in the dominant discourse on professionalisation. This kind of flexible, reliable, non-stigmatising, unconditional social work, that is open to all, carries out activities users like and actively support, hand in hand with unpaid "professionals" and solidaristic communities. As described by Lavalette (2019, p. 538), popular social work differs from "official" social work (which is often conservative, controlling and pathologis-

ing) in that it acts critically and radically and actively takes part in social protest movements calling for justice. In studies on informally organised practices and institutions providing help, care, education and support for marginalised groups, personal relationships are addressed as *the* central, ultimate means of dealing with problems. Among other things, the focus is on new relationships being established with strangers, i. e. with people to whom there was no previous “natural” (privately established) connection.

One example of this is social mentoring programmes, a field that is rapidly growing in Europe (Raithelhuber, 2023) and involves millions of volunteers. Private individuals and activists build personal relationships with people such as children, young people or refugees. Research shows that relationships of this kind can be one of the central mechanisms driving the development of social capital (Raithelhuber, 2019). They can help provide various kinds of social support that service users do not get from professional social workers (or not in sufficient quantity), if they even turn to them for such support at all (Alarcón, Bobowik, & Prieto Flores, 2021; Alarcón & Prieto Flores, 2021). The establishment and negotiation of personal relationships often proves to be one of the main ways to help people in precarious life circumstances gain access to social rights. Personal relationships can create social security where that is otherwise impossible. They are often the key to welfare state services such as social and public services. They involve dedicated individuals using parts of their own personal lives and small worlds – their families, households and workmates – and the cultures associated with them (Gubrium, 1993, p. 55) to deal with social problems.

Within the field of social work, however, popular involvement and the personal relationships that entails are not taken into consideration and studied by researchers as an equal means of dealing with social problems. The same is true in principle of user-run self-help and self-organisation initiatives, or of schemes run by communities with a religious, spiritual or ideological background. All of these rely (sometimes heavily) on personal relationships and/or community-building to provide social support, encouraging collective and individual healing and empowering people to overcome oppression (Dolgon, 2022). Services and transfer payments that are based mainly on personal ties can, of course, be seen as problematic with regard to social justice, equality and accessibility. However, user-oriented research shows that they are often seen in an extremely positive light, especially from the perspective of disadvantaged people. They are perceived as reliable, longer-lasting, effective, immediately available, accessible from people’s lifeworlds and playing a crucial role in transitions in life, in view of the structural exclusion and disregard that people experience.

Conversely, it can be seen that in situations where professionals develop, or have to develop, intense personal relationships with service users when providing social services – as in residential homes – parts of the personal networks thus formed are ultimately damaged when institutionalised support processes come to an end, and this tends to have lastingly negative effects (Raithelhuber, Trott & Piemontese, 2019; Sievers, Thomas & Zeller, 2015, pp. 122–123; Sting & Groinig, 2020).

2. Personal relationships as a heuristic concept against the background of social change

Until now, socio-scientific research into personal relationships has tended to be just one (often secondary) part of studies on relationships among peers, groups, families, couples or social networks. Researchers have often only focused on certain aspects of personal relationships, for example in investigations into “close” or “intimate” relationships, but the far broader heuristic concept of the personal relationship can add to those previous perspectives (Lenz & Nestmann, 2009, p. 10). After all, the term “personal relationships” refers to ties of a certain type, quality and function that are critical to people’s experiences and life course. The term thus goes beyond the associations that relationships have in formal network analysis (Mewes, 2010, p. 20). It is more flexible and general than other concepts such as relationships with partners and friends. It can also be used to understand the changes in family and community relationships that occur in the context of social change (Smart, 2007, pp. 7–31), and the associated, sometimes new duties and informal forms of solidarity found in our contemporary social world (Allan, 2001). This makes it possible to describe relationship types, aspects or settings that are not in line with traditional distinctions between, for example, “private” and “professional” relationships.

2.1 Characteristics of personal relationships

In the research, there is an attempt to avoid an atomistic, individualist view of personal relationships; to see them not as static and “stable”, but as something processual and fluid (Allan, 2006, p. 657). Like any other type of relationship, personal relationships are integrated into and governed by powerful structures (Allan, 2008, p. 14).

According to Lenz and Nestmann (2009), the characteristics of personal relationships differ from professional relationships that take the form of a

role. They are unique and involve personal knowledge about the other person, emotional connectedness and intimacy. Similarly, Oevermann (1996) distinguishes between “diffuse” social relationships that are all-embracing and take on all responsibilities – and “specific” social relationships that take the form of a role. The latter include relationships with teachers or police officers, for instance, that involve a limited range of responsibilities and category-based knowledge. Personal relationships, by contrast, are based on an idealised, long-term assumption by those involved that they will continue to stay in touch in future. The reciprocal connection can include felt closeness, care for one another, compassion and deep intimacy.

2.2 Potential, processes and changes in personal relationships

Personal relationships thus create *other* ways in which people can position themselves towards one another, e. g. with regard to education, parenting, looking after one another, care, coping, help and support. This is because when people want to reconnect with someone flagged as *personal*, it takes far less effort compared to encounters with strangers. Personal relationships, too, are established in various social contexts and organisational settings, but the interactions are less formalised. Unlike more function-based relationships, they can involve a wide range of conversational content. Personal relationships also have to be maintained and refreshed in interactive situations. They thus point to certain modes of structured relating that can be constituted in markedly differing spheres of life: in friendships and the family, at work or at school, through involvement in civil society or the neighbourhood.

Personal relationships change not only over people’s individual life courses, but also as a result of social, cultural, technological and political change, one current example being the increasing digitalisation of private communication. In the context of recent anthropological reflections, personal relationships are now also seen as being established with non-humans, e. g. machines or animals (Wulf, 2020; Schwarte, 2020). From a historical perspective, experiences, social practices and groupings connected to personal relationships can spread beyond private life and go on to affect the public and political spheres. Conversely, they are influenced by processes of institutionalisation and de-institutionalisation. In the context of the social organisations and political measures that are part of social interventions, they are also made the subject of “societal governance” (Kooiman, 2002) in various ways.

3. “Personal relationships and social interventions” in this issue

The articles in this year’s review can be divided into three subject areas. The first section examines what personal relationships that are not established exclusively between humans, but also humans and animals or “things” mean to social work and social pedagogy. In the second section, six empirical studies investigate the tensions that arise when personal relationships are, or are not, taken into account when organising social interventions in various fields of social work practice. The third section examines a field of intervention that is not (yet) seen as part of “professional” social work and social pedagogy in German-speaking countries, studying relationships in the broader context of mentoring and befriending programmes relying on volunteers.

3.1 Personal relationships involving digital things and animals

The first two articles both explore personal relationships with non-human others respectively “things”, but from very different perspectives. The article by *Marc Weinhardt* studies how relationships are created to digital objects such as apps incorporating voice assistants, and how they can be integrated into counselling contexts. Weinhardt describes how “doing digitality” can be actively shaped, an issue that raises questions about how counselling relationships and contexts can be redesigned, rather than merely involving remote counselling via video calls or asynchronous e-mails and chats. He examines how counselling relationships involving algorithm-based devices can be understood in the theory on social work and social pedagogy.

Frank Nestmann and Sandra Wesenberg also argue that social work theory respectively social pedagogy needs to tackle relationships with non-human entities. Their article is about personal relationships between humans and animals, focusing on human–dog interactions. Among other things, the two authors show that schemes cannot get through to service users such as homeless dog owners if the animals that are their central companions – and thus the human–animal relationship – are ignored by social services or excluded from case work.

3.2 “Personal relationships” as a balancing act for professionalised social work practice

Ruth Enggruber and Birthe Sander examine the importance of personal relationships in case management working with addicts experiencing long-term unemployment. While case management is strongly characterised by standardised processes at the systemic level, aspects of personal relationships such as permanence, emotionality, trust and familiarity with individual people are seen to play an important role in interactions with service users at the level of cases. The service users’ wishes regarding relationships call into question the line drawn between case management (simply arranging social services) and case work (carrying them out).

Michael May and Vera Dangel ask how therapeutic alliances and professional relationships in the field of psychiatry (e. g. community psychiatry) can be designed so that service users, in particular, see them as conducive to their recovery. Observed and recorded examples of everyday interaction between professionals and service users who have experienced psychiatric treatment are used to analyse the tensions arising from a relationship the addressees see as personal, the experts’ understanding of professionalism and the norms found in the context of the service provision, which often remain implicit. Against this background, the authors sketch out a concept of professionalism that sees co-operation on an equal footing as fundamental to what is considered a professional therapeutic alliance, and places equal value on moments of personal contact that encompass the whole person.

Sara Blumenthal focuses on the shape taken by interactions between professionals and young people in out-of-home care, and between the young people themselves, in the context of the child and youth welfare services’ duty to offer socio-pedagogical support. Using ethnographic analysis, the author reveals the extent to which professionals use shaming in relationships, without reflection, as a childraising tool, and what role research can play in this. Blumenthal also examines how shaming can cause degrading experiences, and how shaming situations can be dealt with within relationships if responsibility is accepted and reintegrative shaming is employed (i. e. shaming, but not degrading someone). This article makes an empirically backed contribution to the theorisation of affect, paying particular attention to the regulation of shame in relationships developing in the context of children’s social care services.

The article by *Carolin Ehlke and Severine Thomas* is also about personal relationships in out-of-home care, the main focus being on care leaving. The two authors address the importance of personal relationships to young

adults. At the same time, they show that care leavers' social networks shrink when children's social care services come to an end (though there are qualitative differences between specific kinds of services). In consequence, they call for child and youth welfare services to include the establishment of personal relationships as part of their support planning. This would require social work to engage with the topic of personal relationships in theory and practice.

In less formalised social work settings, such as community youth work and acceptance-oriented work with drug users, special efforts are needed to establish professional relationships. *Rebekka Streck and Ursula Unterkofler* use ethnographic studies to show how components of personal relationships can create accessibility and reliability in these contexts. The situational production of personal elements produces participatory working relationships which, while they incur a risk of instrumentalisation, can also be employed by service users to avoid unreasonable treatment during interactions and compensate for imbalances of power.

The article by *Michael Domes, Christian Ghanem, Frieda Heinzelmann and Frank Sowa* explores the challenges that arise when providing professional social pedagogical support for young homeless people. Many of these people's biographies are characterised by extreme breakdowns of trust, e. g. through relationships suddenly ending, or experiences of violence in relationships with family and friends. The informal support systems they need to live (to survive) on the street often seem precarious. Against this background, the authors report findings from qualitative research demonstrating how important it is for professional support systems to place trust at the centre of their (relationship) work. One of the research group's central theses is that establishing trust in this field requires the creation of a (professional) relationship that lets in elements of personal relationships, such as forms of semi-friendship, while remaining stable and reliable.

3.3 Creating personal relationships in the context of social mentoring

Mentoring for social inclusion programmes are among the fastest-growing forms of pedagogical intervention in Europe and elsewhere. Most depend upon people's personal engagement. Launched and supported by a civil society initiative or NGO, they involve volunteers meeting up with people viewed as disadvantaged and developing a relationship with them over an extended period of time. The founding of the "Bundesverband soziales Mentoring", the German social mentoring alliance, in October 2022, at the

same time as the first lobbying event for mentoring in the European Parliament, underlines the fact that social work needs to carry out research to accompany these developments (Raithelhuber, 2023).

In her overview of the state of the research, *Tereza Brumovská* picks up on the fact that the way mentors respond to their mentees, and the attitudes they adopt towards them, have a significant impact on the quality of their relationship. Ultimately, this also decides whether service users experience the mentoring as a beneficial, useful social intervention. Starting from this research basis, in her qualitative longitudinal study Tereza Brumovská examines how volunteer mentors in the Czech branch of “Big Brother, Big Sister” (BBBS CZ) deal with the challenges they experience in their personal relationships with young people, identifying different coping styles and drawing conclusions that apply to practice.

The article by *Anke Freuwört, Manuela Westphal, Monika Alisch and Jens Vogler* draws upon the empirically well-proven proposition that everyday forms of social support play a highly significant role in immigrants’ participation in and integration into the host society. It is often unclear, however, exactly what kind of support they potentially provide. With this in mind, the authors investigate the potential for friendship and solidarity found in personal relationships between immigrants and non-immigrants who meet in everyday life or through professionally initiated sponsorship projects. They succeed in demonstrating that such relationships offer great potential for support that includes forms of “solidary involvement” directed at immigrants, but that solidary relationships in the form of friendship only develop when individual interests and needs are *mutually* acknowledged.

4. Internal matters: the 5-year milestone has been reached

This issue sees the *Annual Review of Social Work and Social Pedagogy in Austria (OeJS)* celebrate its fifth anniversary! The feedback from academia shows the editorial team – Birgit Bütow, Ulrike Loch, Eberhard Raithelhuber, Hannelore Reicher and Stephan Sting – that the journal has now become well established, especially in German-speaking countries. We believe that this is partly down to our unique profile: the OeJS is published in German and English, and both in print and open access, taking the “gold route”, which means that all articles are freely accessible from the date of publication; our authors do not even have to pay any publication charges (APCs). As a result, we have so far been able to publish without being tied

to the publication strategies of any individual universities or publishing houses. The quality of the articles is ensured by means of an international double-blind peer review and by professional appraisals by the editors.

We would like to take this opportunity to thank everyone who has played a role in this success! The open access publication fund at the University of Salzburg's library funds our model by paying an annual base sum. Additional grants by individual universities enable us to cover the cost of translations and proofreading, meaning that content such as our editorials and all German-language abstracts can also be published in English. We also thank Frank Engelhardt and the Beltz Juventa imprint for joining us in this open-access pilot project, and the scientific advisory board and the many academic peers who have reviewed the contributions and offered further recommendations. Their involvement has played a significant part in our success. Our heartfelt thanks also to the editorial assistants at the Salzburg office; currently Christina Stubler and before her Jens Rüdiger and Christina Maierhofer-Reisch. Many thanks, in addition, to Manuela Brandstetter, who was a real asset to the work of our editorial group as a "permanent guest" from issues one to five.

Last but not least, we would like to thank you, the reader, for your interest in and feedback on the journal. We hope you enjoy reading and discussing the topics and published articles described here!

Eberhard Raithelhuber, Petra Bauer, Ulrike Loch and Stephan Sting

Bibliography

- Alarcón, X., Bobowik, M., & Prieto-Flores, Ò. (2021). Mentoring for Improving the Self-Esteem, Resilience, and Hope of Unaccompanied Migrant Youth in the Barcelona Metropolitan Area. *International Journal of Environmental Research and Public Health*, 18(10), 5210.
- Alarcón, X., & Prieto-Flores, Ò. (2021). Transnational family ties and networks of support for unaccompanied immigrant youths in Spain: The role of youth mentoring in Barcelona. *Children and Youth Services Review*, 128, 106–140.
- Allan, G. (2008). Flexibility, friendship, and family. *Personal Relationships*, 15(1), 1–16.
- Allan, G. (2006). Social Networks and Personal Communities. In A. L. Vangelisti & D. Perlman (Eds.), *Cambridge handbooks in psychology. The Cambridge handbook of personal relationships* (pp. 657–671). Cambridge University Press.
- Allan, G. (2001). Personal relationships in late modernity. *Personal Relationships*, 8(3), 325–339.
- Beresford, P. (2011). Radical social work and service users: A crucial connection. In M. Lavalette (Ed.), *Radical social work today: Social work at the crossroads* (pp. 95–114). Policy Press.

- Beresford, P., & Croft, S. (2019). Reprioritising Social Work Practice. Towards a Critical Reconnection of the Personal and the Social. In S. A. Webb (Ed.), *The Routledge handbook of critical social work* (pp. 511–522). Routledge.
- Cowden, S., & Singh, G. (2007). The 'User': Friend, Foe or Fetish? A Critical Exploration of User Involvement in Health and Social Care. *Critical Social Policy*, 27(1), 5–23.
- Dewe, B., & Otto, H.-U. (2018). Professionalität. In H.-U. Otto, H. Thiersch, R. Treptow & H. Ziegler (eds.), *Handbuch Soziale Arbeit* (pp. 1203–1213). Reinhardt.
- Dolgon, C. (2022). The 2021 SSSP Presidential Address: Revolutionary Sociology – Truth, Healing, Reparations, and Restructuring. *Social Problems*, 96(4), 887–902.
- Ebermann, T., & Zehetner, B. (2010). Einleitung. In Frauen beraten Frauen (eds.), *In Anerkennung der Differenz. Feministische Beratung und Psychotherapie* (pp. 9–17). Psychosozial.
- Gahleitner, Silke (2017). *Soziale Arbeit als Beziehungsfprofession. Bindung, Beziehung und Einbettung professionell ermöglichen*. Beltz Juventa.
- Gängler, H. (2013). Nach dem sozialpädagogischen Jahrhundert. In M. Schilling, H. Gängler, I. Züchner & W. Thole (eds.), *Soziale Arbeit quo vadis?* (pp. 12–18). Beltz Juventa.
- Gergen, K. J. (2009). *Relational being: Beyond self and community*. Oxford University Press.
- Gergen, K. J. (1995). Postmodernism as a humanism. *Humanistic Psychologist*, 23(1), 71–78.
- Grothe, J. (2008). *Psychosoziale Beratung und kulturelle Differenz: Eine qualitative Studie zur Kommunikation zwischen einheimischen Beratern und Migranten aus der ehemaligen Sowjetunion*. Kovač.
- Gubrium, J. F. (1993). For a Cautious Naturalism. In G. Miller & J. A. Holstein (Eds.), *Constructionist Controversies: Issues in Social Problems Theory* (pp. 55–68). Aldine de Gruyter.
- Kaufmann, F.-X. (2012). Konzept und Formen sozialer Intervention. In G. Albrecht & A. Groenemeyer (Eds.), *Handbuch soziale Probleme. Vols. 1 and 2* (pp. 1285–1305). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kooiman, J. (2002). Societal Governance. In I. Katenhusen & W. Lamping (Eds.), *Demokratien in Europa: Der Einfluss der europäischen Integration auf Wandel, Leistungsfähigkeit und neue Konturen des demokratischen Verfassungsstaates* (pp. 229–250). Leske und Budrich.
- Lavalette, M. (2019). Popular Social Work. In S. A. Webb (Ed.), *Routledge international handbooks. The Routledge handbook of critical social work* (pp. 536–548). Routledge.
- Lavalette, M., & Ioakimidis, V. (Eds.). (2011). *Social Work in Extremis: Lessons for social work internationally*. Bristol University Press.
- Lenz, K., & Nestmann, F. (2009). Persönliche Beziehungen. Eine Einleitung. In K. Lenz & F. Nestmann (Eds.), *Handbuch persönliche Beziehungen* (pp. 9–25). Juventa-Verlag.
- Loch, Ulrike (2016). *Kinderschutz mit psychisch kranken Eltern*. Ethnografie im Jugendamt. Beltz Juventa.
- Loch, Ulrike, & Schulze, Heidrun (2009). Von der interpretativen Theoriebildung zur narrativ reflexiven Beratung in der Sozialen Arbeit. *Neue praxis* 39(5), 467–481.
- May, V., & Nordqvist, P. (2019). Introducing a sociology of personal life. In V. May & P. Nordqvist (Eds.), *Sociology of personal life (2nd edition)* (pp. 5–15). Macmillan International Higher Education; Red Globe Press.

- Mewes, J. (2010). *Ungleiche Netzwerke – Vernetzte Ungleichheit*. VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Mies, M. (1987). Methodische Postulate zur Frauenforschung – dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen. *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, 1(1), 41–63.
- Oechler, M. (2009). *Dienstleistungsqualität in der Sozialen Arbeit: Eine rhetorische Modernisierung*. VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Oevermann, U. (1996). Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns. In A. Combe & W. Helsper (eds.), *Pädagogische Professionalität* (pp. 70–183). Suhrkamp.
- Petko, D. (2006). Nähe und Distanz in der Sozialpädagogischen Familienhilfe. In M. Dörr & B. Müller (Eds.), *Nähe und Distanz: Ein Spannungsfeld pädagogischer Professionalität* (pp. 159–174). Juventa Verlag.
- Raithelhuber, E. (2023, in print). The rise of mentoring for social inclusion in Europe. Connecting personal relationships, programs, and policy in research. In S. Bollig & L. Groß (Eds.), *Doing and making family in, with and through education and social work*. transcript Verlag.
- Raithelhuber, E. (2019). ‘If We Want, They Help Us in Any Way’: How ‘Unaccompanied Refugee Minors’ Experience Mentoring Relationships. *European Journal of Social Work*, 24(2), 251–266.
- Raithelhuber, E., Trott, L., & Piemontese, S. (2019). “Substantial social participation” for young people on the move? Welfare institutions and the personal life of marginalized youth in transition. In Kommission Sozialpädagogik (Ed.), *Teilhabe durch_in_trotz Sozialpädagogik* (pp. 146–158). Beltz Juventa.
- Rosa, H. (2019). *Resonanz*. Suhrkamp.
- Scherl, M., & Fritz, J. (2010). Einleitung. In Frauen beraten Frauen (eds.), *In Anerkennung der Differenz. Feministische Beratung und Psychotherapie* (pp. 21–39). Psycho-sozial.
- Schwarte, L. (2020). Was für ein Tier ist der Mensch? *Paragrana* 29 (1), 114–122.
- Seichter, S. (2014). Pädagogische Beziehungsformen. In C. Wulf & J. Zirfas (eds.), *Handbuch Pädagogische Anthropologie* (pp. 227–236). Springer VS.
- Sievers, B., Thomas, S., & Zeller, M. (Eds.). (2015). *Jugendhilfe – und dann? Zur Gestaltung der Übergänge junger Erwachsener aus stationären Erziehungshilfen. Ein Arbeitsbuch*. IGFH-Eigenverlag.
- Smart, C. (2007). *Personal life: New directions in sociological thinking*. Polity Press.
- Sousa, J. W. (2022). Relationship as resistance: partnership and vivencia in participatory action research. In R. Stoecker & A. Falcón (Eds.), *Handbook on Participatory Action Research and Community Development* (pp. 396–416). Edward Elgar.
- Sting, S. (2016). Bildung im sozialen Raum. Überlegungen zu einer sozialpädagogischen Konzeption von Bildung. *Zeitschrift für Sozialpädagogik*, 14 (2), 118–139.
- Sting, S., & Groinig, M. (2020). Care Leaver und Familie. In J. Ecarius & A. Schierbaum (Eds.), *Handbuch Familie* (pp. 1–19). Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Van Ewijk, H. (2009). *European social policy and social work. Citizenship-based social work*. Routledge.
- Wulf, C. (2020). Den Menschen neu denken im Anthropozän. *Paragrana* 29 (1), 13–35.

Marc Weinhardt

Persönliche Beziehungen und digitale Dinge. Das Beispiel Beratung.

Personal relationships and digital things.
The example of counselling.

Zusammenfassung: Der Beitrag befasst sich mit Beratungsbeziehungen als professionell gestaltete Form persönlich erlebter Beziehungen. Von Interesse ist dabei, inwiefern digitale Dinge, die vermehrt in Beratungspraktiken der Sozialpädagogik Eingang finden, Konzepte von Beratung und Beratungsbeziehung verändern können. Zunächst wird dazu eine Heuristik vorgestellt, die das Spannungsfeld zwischen Digitalisierung als Innovationspraxis sowie Digitalität als manifeste Alltagskultur der Nutzung digitaler Dinge modelliert. Die damit vollzogene Betonung der Hervorbringung spezifischer Praktiken mit und durch digitale Dinge und menschliche Akteur_innen wird im folgenden Schritt auf Beratung und Beratungsbeziehungen hin exemplarisch konkretisiert. Im Fazit werden Fragen zu Erweiterungsnotwendigkeiten in der theoretisch-konzeptionellen Berücksichtigung digitaler Dinge in beziehungsorientierten Prozessen von Bildung und Bewältigung aufgeworfen.

Schlagworte: Digitalisierung, Digitalität, Beratung, Beratungsbeziehung, Doing Digitality

Abstract: The article deals with counseling relationships as a professionally designed form of personally experienced relationships. It is of interest to what extent digital things, which increasingly find their way into counseling practices in social pedagogy, can change counseling and counseling relationships. First, a heuristic is presented that models the tension between digitalization as innovation practice and digitality as a manifest everyday culture of using digital things. The emphasis on the emergence of specific practices with and through digital things and human actors will be concretized in the following step with regard to counseling and counseling relationships. In the conclusion, questions are raised about the need for expan-

sion in the theoretical-conceptual consideration of digital things in relational processes of education and coping.

Keywords: digitalization, digitality, counseling, counseling relationship, doing digitality

1. Prolog

Ein sechs Jahre altes Kind unterhält sich mit Apples Sprachassistentin Siri und sagt: „Hey Siri, ich bin traurig.“ Siri antwortet: „Das tut mir leid. Manchmal kann es helfen, mit einer Person zu reden, der du vertraust. Wenn du möchtest, kann ich jemanden für dich anrufen oder eine Nachricht schicken. Bitte mich einfach darum.“¹

Ein vierzigjähriger Mann bearbeitet seine große Niedergeschlagenheit und Wut nach einer belastenden Trennung mit dem Beratungs- und Therapieprogramm Deprexis®. Die Beschreibung dieses Beratungs- und Therapiealgorithmus wirbt folgendermaßen: „Deprexis® führt mit Ihnen einen individuellen virtuellen Dialog. Es reagiert interaktiv auf Ihre momentanen Bedürfnisse. So können Sie Ihre persönliche Situation verbessern und wieder in den Griff kriegen, um sich sowohl am Arbeitsplatz als auch im sozialen Umfeld gestärkt und mit mehr Freude Ihren Aufgaben zu widmen“ (deprexis, 2022).

Eine siebzehnjährige suizidale und einsame Jugendliche hat die KI Replika über mehrere Monate hinweg so geschult, dass sie sich verlässlich mit ihr über intime Details ihrer Lebensführung unterhalten kann. Die App in Form einer virtuellen Freundin bzw. eines virtuellen Freundes ist dafür entwickelt: „Replika is the chatbot for anyone who wants a friend with no judgment, drama, or social anxiety involved. You can form an actual emotional connection, share a laugh, or get real with an AI that’s so good it almost seems human“ (Luka Inc. 2022).

1 Je nach Hardware und Situation, in der Siri aufgerufen wird, antwortet der Algorithmus auf diesen Impuls unterschiedlich. Weitere Antwortmöglichkeiten auf das Ansprechen von Traurigkeit beziehen sich auf Möglichkeiten der Entspannung wie Musikhören oder Übungen.

2. Einleitung

Das Thema des vorliegenden Beitrages ist die Beschreibung einer Suchbewegung zu einem derzeit nur unscharf konturierten Komplex von Fragen, nämlich dem zunehmenden Einzug digitaler Dinge in Interaktionsprozesse Sozialer Arbeit und den zugehörigen Auswirkungen auf die Gestaltung und Konzeptualisierung von Beziehungen. Um diese Phänomene fassen zu können, wurde der Call extensiv ausgedeutet, sodass der vorliegende Text nicht nur Beziehungen zwischen Personen thematisiert, sondern auch solche, die sich zwischen Menschen und digitalen Dingen entwickeln und dabei, wie in den eingangs erwähnten Beispielen, als persönliche Beziehungen erlebt werden.

Das Beispiel Beratung ist zur Illustration solcher Fragen besonders geeignet, weil Beratung in der Sozialen Arbeit eine per se stark auf Beziehung abstellende Hilfeform darstellt und sich Fragen deshalb zugespitzt herausarbeiten lassen. Die hohe Bedeutung von Beziehung in der Beratung gilt dabei sowohl für professionelle, von Fachkräften erbrachte Beratung als auch für Beratung, die von angeleiteten und supervidierten Nichtprofessionellen (z. B. in Peerberatungsangeboten) zur Verfügung gestellt wird oder die sich als informelle Beratung in Räumen vollzieht, die von Sozialer Arbeit hergestellt werden, in die sie aber nicht direkt eingreift, z. B. in der sozialraumorientierten Arbeit oder der Selbsthilfe. Beziehung ist in diesen verschiedenen Formen von Beratung unterschiedlich prononciert. In professionellen Beratungen ist die Gestaltung einer funktionierenden Arbeitsbeziehung ein eigenständiger Wirkfaktor und gleichzeitig die Ausgangsbasis für die gelingende Anwendung von Beratungsmethoden- und Techniken, in semi- oder nichtprofessionell erbrachten Beratungen stellt das Erleben von Verständnis und Akzeptanz und das gemeinsame Dasein in einem konjunktiven Erfahrungsraum das Schlüsselmoment der beraterischen Hilfe dar (Schäfter, 2010).

Als große Gemeinsamkeit von Beziehungen in den unterschiedlichen Formen von Beratung (und auch Psychotherapie) zeigt die Wirkfaktorforschung, dass Beratungsbeziehungen in einer spezifischen Weise als persönliche Beziehungen hergestellt und gestaltet werden müssen: Sie müssen vertrauenerweckend (Tiefel, 2012), akzeptierend und verständnisorientiert ausgeformt sein und dabei belastbar genug bleiben (Best, 2020), um die notwendige Dauer der Hilfe zu ermöglichen und sich als „echte Beziehung“ (Wampold & Imel, 2015, S. 56) und nicht als artifizielle Schauspielerei anfühlen, wobei in letzter Zeit Körper und Leib eine besondere Bedeutung zugeschrieben wird (Hünnerbein, 2015; Tschacher & Bannwart, 2021). Diese

Aspekte spezifischer, als persönlich erlebter Beziehungen sind in weiten Teilen auch auf andere Formen helfender Interaktion übertragbar (Weinhardt, 2018; Widulle, 2020). Sie grenzen gleichzeitig die beziehungsorientierten Arbeitsformen Sozialer Arbeit deutlich von anderen Dienstleistungen mit Uno-actu-Prinzip ab und machen neben den Fragen des notwendigen Wissens zur Interventionsgestaltung den Großteil der Debatte um die Professionalisierungsbedürftigkeit und die Professionalisierungsmöglichkeit Sozialer Arbeit im Allgemeinen (Becker-Lenz et al., 2013; Bohnsack, 2020; Heiner, 2007; Müller, 2012; Oevermann, 2009; Otto, 2014) und von Beratung im Speziellen (Bauer & Weinhardt, 2016; McLeod, 2011) aus.

Diese stark gesteigerte Bedeutung von persönlichen Beziehungen bzw. in Aspekten sehr persönlich ausgestalteten Beziehungen in der Sozialpädagogik, und generalisiert in allen pädagogischen Arbeitsfeldern, wird nur gelegentlich durch Diskurskrisen gestört. Das jüngste Beispiel ist das Aufdecken von Missbrauchsskandalen in (reform-)pädagogischen Einrichtungen und dem notwendigen Hinterfragen disziplinärer Begründungsfiguren für persönlich ausgestaltete Beziehungen zwischen Fachkräften und Adressat_innen sowie deren organisationaler Rahmung (im Überblick Kleinau et al., 2021). Trotz allfälliger Krisen des Beziehungsbegriffes bleibt für die Sozialpädagogik bisher im Wesentlichen unhinterfragt, dass mit als persönlich erlebten Beziehungen immer soziale Beziehungen zwischen mindestens zwei Menschen gemeint sind. Die Vignetten im Prolog machen allerdings deutlich, dass sich bereits jetzt als persönlich und hilfreich erlebte Beziehungen zwischen Menschen und digitalen Dingen realisieren und die bisherige Rede über Digitalisierung in der Sozialen Arbeit gezielt erweitert werden muss, um solche Entwicklungen theoretisch und empirisch begleiten zu können.

Während Aspekte der Organisation und des Organisierens von Hilfen seit einiger Zeit intensiv unter dem Topos Digitalisierung sozialer Dienstleistungen verhandelt werden (Beranek, 2018; Ermel & Stüwe, 2019; Kutscher et al., 2020), kommt die Frage, wie sich die direkte, interaktions- und beziehungsbasierte Erbringung Sozialer Arbeit in ihrer spezifischen Qualität durch komplexe digitale Dinge verändert, regelmäßig zu kurz. Gründe hierfür mögen in normativen Abwehrbewegungen einer eher medienkonservativen Sozialen Arbeit (Bertsche & Como-Zipfel, 2016; Engelhardt et al., 2019) oder dem Fehlen interdisziplinärer Schnittstellen zwischen Sozialpädagogik und Informatik liegen. So lässt sich zeitgeschichtlich am Beispiel Beratung in der Sozialen Arbeit eine zwar intensive, aber partikulare und hoch selektive Rezeption digitaler Möglichkeiten der Hilfestellung nachweisen (im Überblick Weinhardt, 2021b, 2022b). In diesem Sinne gelten die

textbasierte Onlineberatung auf verschlüsselten Plattformen oder die im Zuge der Coronapandemie final etablierte Videoberatung zunächst als aktuelle Standardzugangswege der Beratungslandschaft (Eichenberg & Kühne, 2014; Engelhardt, 2021; Hartmann-Strauss, 2020; Knatz & Dodier, 2021) für ganz unterschiedliche Adressat_innengruppen. Diesen digitalen Zugangswegen ist gemeinsam, dass sie die Form von Beratungsgesprächen und Beratungsbegegnungen verändern. So wird unter anderem eine Umstellung von Oralität zu Schriftlichkeit erzwungen oder die kopräsente Begegnung in einem physischen Raum durch Kameras und Displays in die Bildschirmförmigkeit der Videoberatung überführt. Trotz der daraus resultierenden Heterogenität von digitalen Beratungsformaten (Weinhardt, 2021b, S. 82) bleibt als große Gemeinsamkeit erhalten, dass im Mittelpunkt des Geschehens weiterhin die beraterische Beziehung steht, deren mediale Formung durch das Digitalisierungsgeschehen in der Sozialen Arbeit thematisiert wird, z. B. in der Formel „lesen statt hören, schreiben statt reden“ (Knatz & Dodier, 2003, S. 62). An dieser Stelle ergibt sich nun der zweite Verweis auf die drei Vignetten im Prolog, denn es stellt sich die Frage, wie sich die Sozialpädagogik theoretisch und praktisch darauf einstellen kann und muss, dass es (Vor-)Formen von Beratung gibt, in denen komplexe digitale Dinge es ermöglichen, nicht nur mit, sondern auch zu ihnen als persönlich erlebbare Beziehungen aufzubauen.

Digitale Dinge, hier in umfassendem und praxistheoretischem Sinn verstanden als spezifisch genutzte soziotechnische Assemblage aus Hard- und Software, werden dann in gewisser Weise zu Beziehungspartner_innen eigener Art. Die eingangs erwähnten beraterisch-therapeutischen Algorithmen, soziale Dienstleistungsroboter (Bendel, 2020) oder die zahlreichen smarten Lautsprecher im Alltag (Grasshoff & Weinhardt, 2022) sind bereits in der Praxis auffindbare Beispiele für digitale Dinge hoher interaktiver Komplexität, die Beziehungen mit persönlicher Qualität zumindest erlauben. Solche als persönlich erlebten Beziehungen zu einem nichtmenschlichen Gegenüber, die jenseits der klassischen pädagogischen Beziehungskonzepte (Seichter, 2014) relevant werden, sind Sozialer Arbeit gerade nicht prinzipiell fremd. Im Alltag vorhandene Haustiere oder exponiert therapeutisch eingesetzte Tiere im Rahmen professioneller, tiergestützter Arbeit sind hierfür Beispiele, die spätestens seit dem Animal Turn auch jenseits enger therapeutischer Konzepte intensiv diskutiert werden. Und ebenso selbstverständlich wird debattiert, in welcher Weise Menschen als persönlich erlebte Beziehungen zum sie umgebenden Sozialraum oder, in der Erlebnispädagogik, zur Natur aufnehmen und dabei hilfreiche Erfahrungen machen. Obwohl die systematische Entfaltung eines so erweiterten Bezie-

hungsbegriffes an dieser Stelle ausbleiben muss, wagt der Beitrag hier die These, dass immer komplexer werdende digitale Dinge mit hoher Interaktivität es erfordern, über die damit einhergehenden Praktiken nachzudenken. Dabei stellt sich auch unweigerlich die Grundsatzfrage, ob hier nicht das Problem einer generellen Neukonstitution der Formen sozialer Hilfen aufscheint. Augenscheinlich dürfte in den drei Vignetten des Prologs zumindest den beiden älteren Protagonist_innen klar sein, dass es sich um einen Algorithmus handelt, in dem die Interaktion mit anderen Menschen nur noch sehr begrenzt, nämlich mit den in der Nutzung nicht mehr direkt bemerkbaren Spuren der menschlichen Entwickler_innen, erfolgt. Trotzdem oder gerade deshalb lassen sie sich darauf ein. Noch komplexer kommt die Sache am Beispiel des sechsjährigen Kindes zu liegen, das für eine ganze Generation aktuell heranwachsender Kinder steht, die selbstverständlich mit Sprachassistenzsystemen in ihrem unmittelbaren Umfeld aufwachsen. Erste Studien zeigen, dass Kinder diesen digitalen Dingen moralische Urteilsfähigkeit und komplexes Wissen unterstellen können (Girouard-Hallam et al., 2021), aber gleichzeitig nicht davon auszugehen ist, dass sie dabei so tun, als ob diese menschliche Interaktionspartner_innen wären: „For empirical research, the pragmatistic viewpoint suggests children’s social engagements with DVAs [digital language assistants, Anm. d. Verf.] reflect how they subjectively experience what they deem significant in terms of sociality, and that the nature of their engagements with DVAs reflects how they translate this experience of sociality into real social behaviors. Accordingly, the description that children engage with DVAs ‘as if’ these technological entities were friends, playmates, companions or simply humans, may not adequately capture what children subjectively experience“ (Festerling & Siraj, 2021, S. 721).

Bringt man die klassischen erziehungswissenschaftlichen Denkfiguren in Anschlag, nach denen die alte Generation sich darüber vergewissern muss, was sie von der jungen will, und gleichzeitig akzeptiert, dass Kinder und Jugendliche im selbstverständlichen Annehmen neuer Alltagskulturen den Vollzug von Kulturwandel anzeigen, wird das Problem noch etwas deutlicher: Die hier thematisierten digitalen Dinge werden nicht wieder verschwinden, ihre Komplexität wird weiter zunehmen und ihre unhinterfragte Qualität der Zuhandenheit wird sie zu digitalem Zeug wandeln, das ganz selbstverständlich nicht nur zum Bestandteil sozialer Hilfen wird, sondern diese stellenweise im Kern ausmachen kann.

Der vorliegende Text nähert sich dem damit einhergehenden Fragenkomplex in drei Schritten: Zunächst wird eine Heuristik vorgestellt, die das Spannungsfeld zwischen Digitalisierung als Innovationspraxis sowie Digi-

talität als manifeste Alltagskultur der Nutzung digitaler Dinge modelliert. Die sich daraus ergebenden Handlungsweisen lassen sich praxistheoretisch als ‚Doing Digitality‘ Sozialer Arbeit begreifen, in denen digitale Dinge ihren rein objektiven Werkzeugcharakter verlieren, zunehmend zum digitalen Zeug werden und sich soziotechnische Assemblagen aus menschlichen und nicht-menschlichen Aktand_innen bzw. Akteur_innen bilden. Die damit vollzogene Betonung der Hervorbringung spezifischer Praktiken mit und durch digitale Dinge und menschliche Akteur_innen wird dann im folgenden Schritt auf Beratung und Beratungsbeziehungen hin konkretisiert. Im Fokus stehen dabei Aspekte von Beratungspraktiken und ihnen zugehörige Fragen, die in der digitalen Neuformatierung von Beratung besonders hervorstechen. Im letzten Schritt werden in Form eines vorläufigen Fazits Fragen an existierende Theorieangebote der Sozialpädagogik bezüglich einer systematischen, konzeptionellen Berücksichtigung digitaler Dinge in beziehungsorientierten Prozessen der Bildung und Bewältigung gestellt.

3. Digitalität, Digitalisierung, Doing Digitality

Abbildung eins zeigt ein heuristisches Modell, in dessen Zentrum spezifische Praktiken Sozialer Arbeit mit und durch digitale Dinge steht (Weinhardt 2020, 2021b, 2021c, 2022b). Diese im Folgenden skizzierte Heuristik macht dabei zwei wesentliche Grundannahmen.

So wird zunächst herausgearbeitet, auf welche Weise der Umgang mit digitalen Technologien Einzug in die Soziale Arbeit hält. Unterschieden wird hier zwischen Digitalisierung, die in einem engen Sinne als aktive, top-down getriebene Innovation verstanden wird, sowie dem alltagskulturell gebundenen, informellen Hineinragen digitaler Technologien in die Soziale Arbeit. Erst diese Differenz macht systematisch auch Praktiken der (Um-)Nutzung oder widerständigen Aneignung digitaler Dinge in der Sozialen Arbeit sichtbar, etwa die in der Pandemie an vielen Stellen anekdotisch berichtete Nutzung privater oder dienstlich reglementierter Hard- und Software.

Eine weitere Grundannahme betrifft die spezifische Verwendung der gesamten Bandbreite digitaler Technologien im Sinne der neueren Praxistheorien und dem damit verbundenen Material Turn (Reckwitz, 2002, 2003). Unterstellt wird hier, dass alle digitalen Technologien potenziell Eingang in die Soziale Arbeit finden können, dort dann in untrennbarem Zusammenspiel mit menschlichem Verhalten neue Praktiken ausbilden oder

bestehende Praktiken transformieren und damit zu spezifischen digitalen Dingen in der Sozialen Arbeit werden.

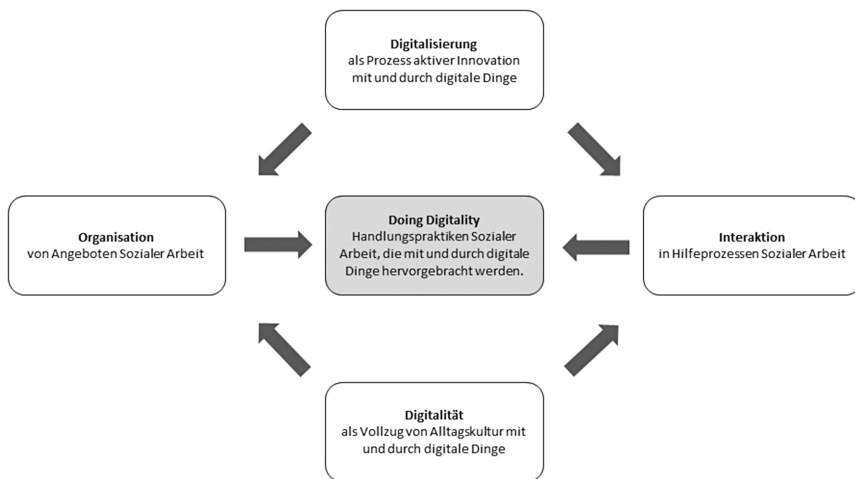


Abbildung 1: Doing Digitality (Weinhardt, 2021c, S. 7)

Bereits die eingangs dargestellten Vignetten verdeutlichen die deshalb notwendige Breite der Definition digitaler Technologien, eben weil die Kombinationsmöglichkeiten aus Hardware, Software und sich ergebenden Nutzungsmustern unendlich groß und nicht vorhersehbar sind. Bezogen auf Beratung sind beispielsweise Siri und Replika als Kombinationen eines Algorithmus mit einer spezifischen Hardware (HomePod, MacBook oder iPhone) ebenso ein digitales Ding wie Deprexis®, das als Browseranwendung auf jedem internetfähigen Gerät zur Verfügung steht. Für die Fachberatung von Professionellen lassen sich unter anderem Algorithmen zur Entscheidungsfindung in der Teilhabeplanung (Schneider, 2020) oder im Kinderschutz (Ahn et al., 2021; Bastian und Schrödter, 2020) benennen. Für die zunehmend um sich greifende Arbeit mit Raummetaphern in der adressat_innenbezogenen Beratungsarbeit lassen sich Programme anführen, die Aufstellungstechniken auf dem Bildschirm simulieren (Coachingspace, 2021; Gräßer und Hovermann, 2021; Weinhardt, 2021a), während in der Beratungsausbildung bereits vor einiger Zeit begonnen wurde, Adressat_innen und Beratungssituationen mit Avataren und VR-gestützt für das Üben nachzubilden (Abplanalp & Bachmann, 2019; Arenas et al., 2020; Atuel & Kintzle, 2021; Jencius & Marder, 2020; Spencer et al., 2019).

Der abstrakt gehaltene Entwurf der Heuristik lässt an dieser Stelle absichtlich offen, in welcher Form menschliche und technische Akteur_in-

nenschaft in den Praktiken von Doing Digitality genau gefasst werden soll. Praxistheoretische Zugänge (Reckwitz, 2003) können in der vorgeschlagenen Heuristik probeweise sowohl der Denkrichtung von Schatzki und Knorr-Cetina (Schatzki et al., 2001) als auch Latour (Latour, 2017, S. 89) folgen und digitale Dinge entweder stärker als Kontext menschlicher „Doings und Sayings“ (Schatzki, 1996, S. 89) oder mit eigenständiger Akta-nd_innen- oder sogar Akteur_innenschaft konzeptualisieren, wobei diese Theorieentscheidung im vorliegenden Fall spätestens dann notwendig ist, wenn algorithmische Beratung ohne direkt beteiligte menschliche Fachkräfte thematisch wird.

In der Herstellung dieser Praktiken werden Digitalisierung und Digitalität als zwei wesentliche Einflussgrößen differenziert, die über den Weg der (Um-)Formung organisationaler und interaktionsbasierter Aspekte Sozialer Arbeit einwirken. Digitalisierung wird hierbei als zielgerichteter, intendiert hergestellter Innovationsprozess verstanden, der über veränderte Organisations- und Interaktionsweisen wirkt, in die digitale Technologien involviert sind. Vor allem der Weg über die Veränderung von Organisationen und des Organisierens von Trägern und Angeboten Sozialer Arbeit ist dabei der klassische Ansatzpunkt des Sozialmanagements (Kolhoff, 2020; Schröer, 2017). Dieser Ansatz steht in der Rede um Digitalisierung häufig im Vordergrund, wird aber in letzter Zeit deutlich herausgefordert: „Seit geraumer Zeit nimmt auch in der Sozialen Arbeit der Einsatz (digitaler) Technik zu [...]. Gleichwohl fällt auf, dass dabei hauptsächlich die organisationale Rahmung der Dienstleistungserbringung angesprochen wird, etwa in Form der digitalen (Unterstützung von) Geschäftsprozesse(n) (vgl. Kreidenweis 2011) und nunmehr auch verstärkt im Hinblick auf Unternehmenskulturen, Digitalisierungsstrategien, neue digitale Geschäftsmodelle sowie Innovationsmethoden und Innovationsmanagement. Der Einsatz digitaler Technologien in der Sozialen Arbeit berührt jedoch zunehmend auch den Kern interaktiver Dienstleistungserbringung, ohne dass dies als analytische Perspektive bislang aufgegriffen worden wäre“ (Seelmeyer & Waag, 2020, S. 180), wobei dieses kritische Desiderat von ersten organisationsbezogenen Arbeiten bereits aufgegriffen wird (Helbig et al., 2021).

Hingegen finden digitale Technologien auch dann Eingang in die Handlungspraktiken Sozialer Arbeit, wenn sie durch den Vollzug von Digitalität als Alltagskultur einfach dort genutzt werden. Dieser Prozess wird in der unteren Hälfte des Modells illustriert. Hier steht nicht die aktive Innovation im Schumpeter'schen Sinne im Fokus, sondern das Hineintragen bereits alltäglich gewordener digitaler Dinge in Organisationen und Hilfe-prozesse Sozialer Arbeit durch Adressat_innen und Fachkräfte. Für die

Soziale Arbeit ist dies keinesfalls neu. So lässt sich nachweisen, dass bereits die Einführung des Personal Computers (als „Wilde PC“ am Arbeitsplatz“, Bolay & Kuhn, 1993) oder die Durchsetzung einiger früher Angebote digitaler Beratung durch Adressat_innen (Weinhardt, 2009) dem Muster kultureller Evolution in der Nutzung digitaler Dinge folgen und diese Prozesse wieder vermehrt in den Fokus der Forschung geraten (Mishna et al., 2021). Das jüngste Beispiel hierfür ist die plötzliche Nutzung von Videoberatung in der Pandemie, die an vielen Stellen die etablierte textbasierte Beratung verdrängt hat, ohne dass es dazu einer sozialmanageriellen Intervention bedurfte bzw. deren Nutzung sogar als widerständige Praktik entgegen organisationaler Vorgaben (z. B. zu Datenschutz und Beratungskonzept) gelesen werden muss.

Die Heuristik verweist abschließend in einer im aktuellen Entwicklungsstand noch allgemein gehaltenen praxistheoretischen Lesart darauf, dass Beratung und die in ihr wirkenden Beziehungen immer als hergestellt verstanden werden müssen. Daraus folgt, dass durch das zunehmende Hinzu kommen digitaler Dinge diese Herstellungsprozesse systematisch daraufhin befragt werden müssen, welche Transformationen Hilfepraktiken hierdurch erfahren. Digitalisierung und Digitalität hierbei klar analytisch zu trennen bietet den Vorteil, einige Engführungen traditioneller Perspektivierungen zu vermeiden. So herrscht in der Beratung bis heute der Primat des kopräsenten Beratungsgespräches mit einer auf diese Weise etablierten Präsenzbeziehung zwischen Fachkräften und Adressat_innen. In der Folge lässt sich zeitgeschichtlich nachweisen, dass digitale Beratungsformate überwiegend als Additiv oder Surrogat gelesen werden (Weinhardt, 2022b). Ob diese Fixierung einer Hilfeform und zugehörigen professionellen Beziehungsweisen Bestand haben wird, müssen Untersuchungen zeigen, die am Ende dieses Textes als Forschungsprogramm formuliert werden.

4. Aspekte digitaler Beratungspraktiken und Fragen an die Neuformatierung von Beratung und Beratungsbeziehung

Doing Digitality bezogen auf Beratung und Beratungsbeziehung ernst zu nehmen, bedeutet zunächst, Abschied zu nehmen von einfachen, klassifizierenden Definitionen medialer Beratung und der zugehörigen Praktiken. Diese Klassifikationen, denen die meisten Lehrbücher zu digitaler Beratung folgen, kommen zustande durch die Systematisierung derjenigen Eigenschaften technischer Systeme, die in die Beratungsbeziehung zwischenge-

schaltet werden und damit (vermeintlich) die Qualität der beraterischen Begegnung bestimmen. Videoberatung ist in dieser Lesart definiert durch die Nutzung einer wechselseitigen Übertragung von Bewegtbildern und Ton mit möglichst geringer Latenz, Mailberatung ist gekennzeichnet durch den asynchronen Austausch von Texten, während Self-Guided Treatments und Avatarberatung durch die Unmittelbarkeit der Mensch-Maschinen-Interaktion ohne weitere direkte menschliche Partner_innen imponieren (Berger, 2022; Büscher et al., 2020; Donker et al., 2021; Jenkins, 2019; Kählke et al., 2019; Karyotaki et al., 2017). Die Bedeutung dieser technischen Rahmensetzungen weicht nun in der Perspektive von Doing Digitallity deutlich zurück und macht der Beschreibung derjenigen Praktiken Platz, die notwendig sind, um den durch und mit digitalen Dingen aufgespannten Rahmen mit Beratungshandlungen nutzen zu können. Wie füllen etwa die an Videoberatung Beteiligten ihren Bildschirm aus? Welcher Ausschnitt des Körpers wird aus welcher Perspektive gezeigt, welcher Hintergrund und welche Beleuchtung werden gewählt? Wie wird der umgebende Raum der beiden Videosprechstellen einbezogen? Auf welche Weise schaffen es Berater_innen und Adressat_innen in der Mailberatung, ihre Anliegen an ein Gegenüber zu formulieren und zu diesem eine als tiefgehend empfundene Beziehung aufzubauen, ohne dieses jemals in Präsenz getroffen zu haben? Wie gelingt es Adressat_innen, zu einem Avatar eine alleinige oder im Falle eines Self-Guided Treatments eine, fallweise durch einen Menschen ergänzbare, Beziehung zu gestalten? Es wird deutlich, dass diese Fragen beliebig erweiterbar sind, um das ‚Wie‘ der Herstellung von Beziehung mit und durch digitale Dinge dicht beschreiben zu können. Dabei zeigen sich die Eigentümlichkeiten digitaler Beratungspraktiken und ihre alltagskulturelle Verwobenheit darin, dass zahlreiche imponierende Besonderheiten bei genauer Betrachtung als Ausprägungen allgemeiner Beratungsphänomene verstanden werden können (z. B. aktive Inszenierungen der beraterischen Situation und Begegnung, Prozesse der Imagination und Übertragung im Rahmen der Beratungsbeziehung), während sich andere Aspekte genuin als digitale Praktiken aufweisen lassen (z. B. die Interaktion mit Algorithmen). Es wird die Aufgabe zukünftiger, empirisch an einzelnen Praktiken digitaler Beratung ausgerichteter Untersuchungen sein, hier dichte Beschreibungen zu liefern. Auf einige übergeordnete Aspekte, die die Richtung solcher phänomenologisch angelegter Analysen vorgeben könnten, sei exemplarisch hingewiesen. So kommen der Konstitution von Raum, Körper und dem darauffolgenden Unmittelbarkeitserleben in der digitalen Beratung besondere Bedeutung zu. Ausgehend von bekannten Befunden der Bedeutsamkeit non- und paraverbaler Effekte, wie sie z. B. Tschacher im

Rahmen seiner Synchroniestudien vorgelegt hat (Tschacher & Bannwart, 2021), wird in erheblicher Weise die Technik (Displaygröße, Bildwinkel, Latenz, Bildqualität) und der Umgang mit ihr in der Videoberatung darüber entscheiden, ob im Rahmen einer Beratung der Eindruck einer wechselseitigen Guckkastenbühne mit überwiegender Displayförmigkeit der Beziehung oder eine naturalistische Abbildung als wirksames Surrogat einer Präsenzbeziehung entsteht, in der sich die para- und nonverbalen Effekte in bekannter Form zeigen können und nutzen lassen. Anders gelagert ist der Fall in der asynchronen Mailberatung, in der fremde und eigene Räume, Körper und Leiber nicht gesehen, sondern nur selektiv durch und am eigenen Selbst gefühlt werden können und ansonsten imaginiert werden (müssen). Der konstituierte Raum der beraterischen Begegnung und die sich darin entfaltende Beziehung ist zunächst ein maximales Abstraktum, das durch den Beratungsschriftwechsel je einseitig verleiblicht und imaginiert werden kann, wobei die Praxis hier eindrückliche Übertragungs- und Gegenübertragungseffekte aufweist (Knatz & Dodier, 2021), die Effekten in der Präsenzberatung ähneln. In der Avatarberatung sowie in den digitalen Anteilen von Self-Guided Treatments gehen die Konstitutionserfordernisse noch weiter. Adressat_innen sind hier je nach Konzept unterschiedlich gefordert. So lassen sich zum einen abstrakte, comicartig gestaltete Figuren finden, denen mit hoher anzunehmender Konstruktionsleistung Körper und Raum in der eigenen Lebenswelt gegeben werden müssen, während andere Angebote eine naturalistische Ausgestaltung wählen (bei Deprexis® z. B. durch menschliche Sprecher_innenstimmen), sodass eine Als-ob-Imagination eines menschlichen Gegenübers naheliegt.

5. Fazit

Die eingangs erwähnte Charakteristik des vorliegenden Artikels als Gang durch ein bisher wenig bestimmtes Gelände der Gestaltung von Beratung und Beratungsbeziehungen mit und durch digitale Dinge wurde hoffentlich deutlich. In der exemplarischen Präzisierung offener Fragen zeigt sich, dass sich die Sozialpädagogik dem Umgang mit digitalen Dingen systematisch in Theoriearbeit und Forschung widmen muss, um nicht den Anschluss zu verlieren und in einseitig affirmativen oder kritischen Technikdiskursen zu verharren. Eine, wenn nicht sogar die zentrale Theoriefrage dürfte für die Sozialpädagogik darin bestehen, ob bisherige Theorieangebote für die Modellierung und Analyse digitaler Beratungspraktiken ausreichend sind oder eine theoretische Neubestimmung notwendig wird. Zwei der drei exempla-

rischen Phänomenbereiche weisen darauf hin, dass auf den ersten Blick imponierende Merkmale digitaler Beratungspraktiken keine Herausforderungen des klassischen Beratungsbegriffes per se darstellen: Konstitutionsprozesse zu Raum, Körper und Unmittelbarkeit sowie Formen der Imagination des Gegenübers werden auch in klassischen, kopräsenten Beratungsformen thematisch. Der wesentliche Unterschied besteht nur darin, dass für damit einhergehende Fragen die klassische Präsenzberatung (und in Grenzen die bereits länger etablierte Mailberatung per asynchronem Text) mit ihrer bestehenden Beratungskultur bereits Antworten bereithält. So werden etwa Raumkonstitutionsprozesse großräumig als sozialräumliche Ansiedlungsfragen von Beratungsinfrastruktur und kleinräumig bzw. (innen)architektonisch als settingspezifische Ausgestaltung verhandelt, während Körper- und Leiblichkeitsfragen im entfalteten Diskurs um nonverbale Kommunikation und Embodiment routiniert im Rahmen des sozialpädagogischen Wissenschafts- und Praxissystems diskutiert werden können.

Anders sieht es hingegen mit Beratungen aus, in denen Adressat_innen überwiegend oder alleine mit digitalen Dingen als Gegenüber interagieren. Es stellt sich dann die Grundsatzfrage, wie Beziehungen zu solchen aus anthropologischer Sicht zunächst „maximal fremden“ (Schetsche et al., 2009, S. 469) Entitäten in Beratungen zu konzeptualisieren sind, in denen sich Mensch und Maschine statt Mensch und Mensch begegnen. Zur Bearbeitung dieser Grundsatzfrage wird auch die theoretische und empirische Klärung gehören, welche Voraussetzungen und Folgen für die Gestaltung persönlich erlebbarer Beziehungen mit digitalen Dingen gelten. Die Beispiele aus dem Prolog laden hier zu vielfältigen Gedankenexperimenten ein, z. B. ob persönlich erlebte Beziehungen zu digitalen Dingen andere Beziehungserfahrungen voraussetzen, vorbereiten oder verbessern.

Dies sind aber Überlegungen, die sozialpädagogische Theorien kleiner und mittlerer Reichweite übersteigen, ohne sichere Basis in das Spekulative führen und an dieser Stelle deshalb aktiv unterlassen werden. Anregungen wird sich die Sozialpädagogik hier in Grundlagen der Maschinenethik (Bendel, 2019) und ersten Skizzen zu einer transhumanen Sozialen Arbeit (Brunner, 2021) suchen müssen. Diese aufscheinenden Grundsatzfragen sind jedoch nicht nur für die Zukunft der sozialpädagogischen Großtheorien eine Herausforderung, sondern verweisen bereits jetzt auf ein spezifisches sozialpädagogisches Professionalisierungsproblem, nämlich die Frage, wie man Beratung und vor allem das Entwickeln und die Nutzung der eingangs erwähnten professionellen Beratungsbeziehungen lernt. Beobachten lässt sich, dass bereits jetzt angehende Beratungsfachkräfte mit Avataren Beratung lernen können (im Überblick Weinhardt, 2022a) und diese Art zu

lernen auch positive Effekte zeitigt (für die Beratung von Essstörungen und selbstverletzendem Verhalten beispielsweise Lowell & Alshammari, 2019). Als Gründe werden Vorteile wie die Replizierbarkeit von Übungssituationen, das Umgehen störender Artefakte in der Nutzung von Rollenspielen innerhalb der Lerner_innengruppe oder die Ausschaltung ethischer Probleme des Übens an echten Fällen genannt. Studien zeigen, dass diese erhofften Vorteile Avatar-gestützter Lernumgebungen (Hodges, 2014) sich zum Teil einholen lassen und aus Sicht von Studierenden Grundlagen der Gesprächsführung sowie diagnostische Basisfertigkeiten (Atuel & Kintzle, 2021; Uwamahoro, 2015; Walker, 2009) ebenso gut oder besser als im Kontakt mit einem menschlichen Gegenüber erlernt werden können. Gleichzeitig, und dies scheint für den vorliegenden Text wesentlich, werden durch diese Übungen Vorbehalte gegenüber der Avatar-Technik abgebaut (Bachmann et al., 2019). In der Ausbildung für die zivile psychosoziale Beratung sowie die betriebliche Sozialarbeit der Air Force (Arenas et al., 2020; Ingle, 2019) und der Schulung von Supervisor_innen für angehende Lehrkräfte (Krach & Hanline, 2018) kommen bereits Avatar-gestützte bzw. Mixed-Reality-Simulatoren routinemäßig zum Einsatz. Für den vorliegenden Beitrag stellt sich hier die zugespitzte Frage, was genau jenseits von Beratungstechniken bezüglich beraterischer Beziehungsgestaltung in solchen Lernumgebungen gelernt werden kann bzw. gelernt wird und welche professionellen Habitualisierungen sich im Umgang mit Avataren und anderen digitalen Dingen in der so ausgebildeten Fachkraftgeneration bilden. Als gesichert kann angenommen werden, dass sich die Sozialpädagogik intensiver und konsistenter als bisher mit digitalen Dingen innerhalb ihrer Praktiken befassen muss. Ein entsprechendes Forschungsprogramm müsste sehr viel deutlicher als bisher den Fokus auf realisierte Praktiken und nicht nur die technisch fixierten, objektiven Eigenschaften digitaler Technologien in der Beratung legen. Auf Basis solcher Befunde könnte die Fortschreibung des vorliegenden Textes entlang empirisch rekonstruierter Beziehungsweisen mit und durch digitale Dinge erfolgen und damit auch den Weg für erweiterte oder neue sozialpädagogische Beratungstheorien kleiner und mittlerer Reichweite weisen.

Literatur

- Abplanalp, E. & Bachmann, M. (2019). Immersive Virtual Reality und Persönlichkeitsentwicklung in Hochschulausbildungen. In J. Studer, E. Abplanalp & S. Disler (Hrsg.), *Persönlichkeitsentwicklung in Hochschulausbildungen fördern. Aktuelles aus Forschung und Praxis* (S. 146–161). Bern: hep.

- Ahn, E., Gil, Y. & Putnam-Hornstein, E. (2021). Predicting youth at high risk of aging out of foster care using machine learning methods. *Child abuse & neglect* 117, 105059. <https://doi.org/10.1016/j.chiabu.2021.105059>
- Arenas, F. J., Clayton, A. S. & Simmons, K. D. (2020). Make It Real: Presence and Immersion in Simulation Design. In A. Stricker, C. Calongne, B. Truman & F. J. Arenas (Hrsg.), *Recent advances in applying identity and society awareness to virtual learning* (S. 126–137). Hershey: IGI Global.
- Atuel, H. R. & Kintzle, S. (2021). Comparing the training effectiveness of virtual reality and role play among future mental health providers. *Psychological Trauma: Theory, Research, Practice and Policy*, 16(6), 657–664. <https://doi.org/10.1037/tra0000997>
- Bachmann, M., Abplanalp, E. & Born, J. (2019). Erfahrungen mit Virtual Reality in der Ausbildung von Sozialarbeitenden. *BFH impuls*, (1), 10–12.
- Bastian, P. & Schrödter, M. (2020). Risikodiagnostik und Big Data Analytics in der Sozialen Arbeit. In N. Kutscher, T. Ley, U. Seelmeyer, F. Siller, A. Tillmann & I. Zorn (Hrsg.), *Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung* (S. 255–264). Weinheim: Beltz.
- Bauer, P. & Weinhardt, M. (Hrsg.). (2016). *Professionalisierungs- und Kompetenzentwicklungsprozesse in der sozialpädagogischen Beratung*. Baltmannsweiler: Schneider.
- Becker-Lenz, R., Busse, S., Ehlert, G. & Müller-Hermann, S. (2013). *Professionalität in der Sozialen Arbeit. Standpunkte, Kontroversen, Perspektiven*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Bendel, O. (Hrsg.). (2019). *Handbuch Maschinenethik*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Bendel, O. (2020). Serviceroboter aus Sicht der Ethik. In M. Lindenau & M. Kressig (Hrsg.), *Schöne neue Welt?* (S. 57–76). Bielefeld: transcript.
- Beranek, A. (2018). Zwischen Algorithmen und Wertediskursen. Auswirkungen der Digitalisierung auf die Profession der Sozialen Arbeit. In P. Hammerschmidt, J. Sagebiel, B. Hill & A. Beranek (Hrsg.), *Big Data, Facebook, Twitter & Co. und Soziale Arbeit* (S. 155–177). Weinheim: Beltz.
- Berger, T. (2022). Online- und computergestützte Interventionen. In M. Linden & M. Hautzinger (Hrsg.), *Verhaltenstherapiemanual – Erwachsene* (S. 377–381). Berlin: Springer.
- Bertsche, O. & Como-Zipfel, F. (2016). Sozialpädagogische Perspektiven auf die Digitalisierung. *Soziale Passagen* 8, 235–254.
- Best, L. (2020). *Nähe und Distanz in der Beratung*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Bohnsack, R. (2020). *Professionalisierung in praxeologischer Perspektive. Zur Eigenlogik der Praxis in Lehramt, Sozialer Arbeit und Frühpädagogik*. Opladen: Budrich.
- Bolay, E. & Kuhn, A. (1993). „Wilde PC“ am Arbeitsplatz. Implementation von EDV in Institutionen sozialer Arbeit durch Mitarbeiter. Eine arbeits- und kultursociologische Untersuchung. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Brunner, A. (2021). Soziale Arbeit in der Perspektive von trans- und posthumanistischen Diskursen. In C. Freier, J. König, A. Manzeschke & B. Städtler-Mach (Hrsg.), *Gegenwart und Zukunft sozialer Dienstleistungsarbeit. Chancen und Grenzen* (S. 435–448). Wiesbaden: VS Verlag.
- Büscher, R., Beisemann, M., Doebler, P., Steubl, L., Domhardt, M., Cuijpers, P., Kerkhof, A. & Sander, L. (2020). Effectiveness of Internet- and Mobile-Based Cognitive Behavioral Therapy to Reduce Suicidal Ideation and Behaviors: Protocol for a Systematic Review and Meta-Analysis of Individual Participant Data. *International journal of environmental research and public health*, 17(14), <https://www.mdpi.com/1660-4601/17/14/5179>

- Coachingspace. (2021). Digitales Systembrett im virtuellen Raum. <https://coachingspace.net/tools/systembrett>
- deprexis (deprexis, Hrsg.). (2022). Deprexis® – Das Online-Therapieprogramm. <https://de.deprexis.com/>
- Donker, T., van Klaveren, C., Cornelisz, I., Kok, R. N. & van Gelder, J.-L. (2021). Analysis of Usage Data from a Self-Guided App-Based Virtual Reality Cognitive Behavior Therapy for Acrophobia: A Randomized Controlled Trial. *Journal of Clinical Medicine*, 9(6), <https://doi.org/10.3390/jcm9061614>
- Eichenberg, C. & Kühne, S. (2014). *Einführung Onlineberatung und -therapie. Grundlagen, Interventionen und Effekte der Internetnutzung*. München: Reinhardt.
- Engelhardt, E., Henrich, M., Reindl, R., Weinhardt, M., Zauter, S. & Dietrich, C. (2019). Beratungsbedingte Internetnutzung. Welche Dienste und Angebote nutzen Beratungsfachkräfte privat und beruflich? *e-beratungsjournal*, 15(1), 38–55.
- Engelhardt, E. M. (2021). *Lehrbuch Onlineberatung*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Ermel, N. & Stüwe, G. (2019). *Lehrbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung*. Weinheim: Beltz.
- Festerling, J. & Siraj, I. (2021). Anthropomorphizing Technology: A Conceptual Review of Anthropomorphism Research and How it Relates to Children’s Engagements with Digital Voice Assistants. *Integrative psychological & behavioral science*. <https://doi.org/10.1007/s12124-021-09668-y>
- Girouard-Hallam, L. N., Streble, H. M. & Danovitch, J. H. (2021). Children’s mental, social, and moral attributions toward a familiar digital voice assistant. *Human Behavior and Emerging Technologies*, 3(5), 1118–1131. <https://doi.org/10.1002/hbe2.321>
- Gräßer, M. & Hovermann, E. (2021). Online Aufstellungen mit dem Systembrett. <https://www.mein-familienbrett.de/>
- Grasshoff, G. & Weinhardt, M. (2022). Familie in smarten Zeiten: Kinder – Eltern – digitale Dinge. In U. Müller-Giebeler & M. Zufacher (Hrsg.), *Familienbildung – Praxisbezogene, empirische und theoretische Perspektiven* (S. 525–536). Weinheim: Beltz.
- Hartmann-Strauss, S. (2020). *Videotherapie und Videosupervision. Praxishandbuch für Psychotherapie und Beratung online*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Heiner, M. (2007). *Soziale Arbeit als Beruf. Fälle – Felder – Fähigkeiten*. München: Reinhardt.
- Helbig, C., Kutscher, N. & Unterkofler, U. (2021). Profession – Organisation – digitale Medien. Methodologische Überlegungen zur praxeologischen Erforschung von Phänomenen der Digitalisierung im Feld Sozialer Arbeit. *neue praxis*, (5), 432–457.
- Hodges, S. (2014). Counseling’s virtual future. *Counseling Today*, 56(11), 18–20.
- Hünerbein, M.-L. (2015). Körperliche Präsenz in Beratungsprozessen: zum tonisch-emotionalen Dialog in der Begegnung mit Eltern. In M. Wendler & E.-U. Huster (Hrsg.), *Der Körper Als Ressource in der Sozialen Arbeit. Grundlegungen zur Selbstwirksamkeitserfahrung und Persönlichkeitsbildung* (S. 273–283). Wiesbaden: VS Verlag.
- Ingle, J. (2019). 82nd TRW faculty development tests avatar-based counseling platform, 82nd Training Wing Public Affairs. <https://www.learningprofessionals.af.mil/News/Article/1959890/82nd-trw-faculty-development-tests-avatar-based-counseling-platform/> [28.10.2022].
- Jencius, M. & Marder, S. R. (2020). Counseling training, practice, and supervision using avatars. In D. G. Williamson (Hrsg.), *Distance Counseling and Supervision. A Guide*

- for *Mental Health Clinicians* (S. 127–159). Newark: American Counseling Association.
- Jenkins, P. E. (2019). Development and evaluation of a measure of treatment knowledge in guided self-help for eating disorders in a sample of healthcare students and professionals. *Eating and weight disorders*, 1–7. <https://doi.org/10.1007/s40519-019-00737-1>
- Kählke, F., Berger, T., Schulz, A., Baumeister, H., Berking, M., Auerbach, R. P., Bruffaerts, R., Cuijpers, P., Kessler, R. C. & Ebert, D. D. (2019). Efficacy of an unguided internet-based self-help intervention for social anxiety disorder in university students: A randomized controlled trial. *International journal of methods in psychiatric research*, e1766. <https://doi.org/10.1002/mpr.1766>
- Karyotaki, E., Riper, H., Twisk, J., Hoogendoorn, A., Kleiboer, A., Mira, A., Mackinnon, A., Meyer, B., Botella, C., Littlewood, E., Andersson, G., Christensen, H., Klein, J. P., Schröder, J., Bretón-López, J., Scheider, J., Griffiths, K., Farrer, L., Huibers, M. J. H., Phillips, R., Gilbody, S., Moritz, S., Berger, T., Pop, V., Spek, V. & Cuijpers, P. (2017). Efficacy of Self-guided Internet-Based Cognitive Behavioral Therapy in the Treatment of Depressive Symptoms: A Meta-analysis of Individual Participant Data. *JAMA psychiatry*, 74(4), 351–359. <https://doi.org/10.1001/jamapsychiatry.2017.0044>
- Kleinau, E., Glaser, E., Schmidt-Hertha, B. & Schmidt, K. (Hrsg.). (2021) Disziplinäre Verstrickungen [Themenheft]. *Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft*, 32. https://www.dgfe.de/fileadmin/OrdnerRedakteure/Zeitschrift_Erziehungswissenschaft/EW_63.pdf [22.11.2022].
- Knatz, B. & Dodier, B. (2003). *Hilfe aus dem Netz. Theorie und Praxis der Beratung per E-Mail*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Knatz, B. & Dodier, B. (2021). *Mailen, chatten, zoomen: Digitale Beratungsformen in der Praxis*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Kolhoff, L. (Hrsg.). (2020). *Aktuelle Diskurse in der Sozialwirtschaft III*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Krach, S. K. & Hanline, M. F. (2018). Teaching Consultation Skills Using Interdepartmental Collaboration and Supervision with a Mixed-Reality Simulator. *Journal of Educational and Psychological Consultation*, 28(2), 190–218. <https://www.tandfonline.com/doi/full/10.1080/10474412>
- Kutscher, N., Ley, T., Seelmeyer, U., Siller, F., Tillmann, A. & Zorn, I. (Hrsg.). (2020). *Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung*. Weinheim: Beltz.
- Latour, B. (2017). *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lowell, V. L. & Alshammari, A. (2019). Experiential learning experiences in an online 3D virtual environment for mental health interviewing and diagnosis role-playing: a comparison of perceived learning across learning activities. *Educational Technology Research and Development*, 67(4), 825–854. <https://link.springer.com/article/10.1007/s11423-018-9632-8> [22.11.2022].
- Luka Inc. (2022). Replika – Virtual AI Friend, Apple App Store. <https://apps.apple.com/bh/app/replika-virtual-ai-friend/id1158555867> [28.10.2022].
- McLeod, J. (2011). *Beraten lernen. Das Übungsbuch zur Entwicklung eines persönlichen Beratungskonzepts*. Tübingen: DGVT.
- Mishna, F., Sanders, J. E., Daciuk, J., Milne, E., Fantus, S., Bogo, M., Fang, L., Greenblatt, A., Rosen, P., Khoury-Kassabri, M. & Lefevre, M. (2021). #socialwork: An International Study Examining Social Workers' Use of Information and Communication

- Technology. *British Journal of Social Work*, 52(2), 850–871, <https://doi.org/10.1093/bjsw/bcab066>
- Müller, B. (2012). *Professionell helfen. Was das ist und wie man das lernt: die Aktualität einer vergessenen Tradition Sozialer Arbeit*. Ibbenbüren: Münstermann.
- Oevermann, U. (2009). Die Problematik der Strukturlogik des Arbeitsbündnisses und der Dynamik von Übertragung und Gegenübertragung in einer professionalisierten Praxis von Sozialarbeit. In R. Becker-Lenz (Hrsg.), *Professionalität in der Sozialen Arbeit. Standpunkte, Kontroversen, Perspektiven* (S. 113–142). Wiesbaden: VS Verlag.
- Otto, H.-U. (2014). Akademisiert – aber nicht professionalisiert. Essay zur Situation der Sozialen Arbeit als personenbezogene Dienstleistung. In M. P. Schwarz, W. Ferchhoff & R. Vollbrecht (Hrsg.), *Professionalität: Wissen – Kontext. Sozialwissenschaftliche Analysen und pädagogische Reflexionen zur Struktur bildenden und beratenden Handelns* (S. 750–755). Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Reckwitz, A. (2002). The Status of the ‘Material’ in Theories of Culture: From ‘Social Structure’ to ‘Artefacts’. *Journal of the Theory of Social Behaviour*, 32(2), 195–217.
- Reckwitz, A. (2003). Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. *Zeitschrift für Soziologie*, 32(4), 282–301.
- Schäfer, C. (2010). *Die Beratungsbeziehung in der sozialen Arbeit. Eine theoretische und empirische Annäherung*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Schatzki, T. R. (1996). *Social practices. A Wittgensteinian approach to human activity and the social*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Schatzki, T. R., Knorr-Cetina, K. & Savigny, E. v. (2001). *The practice turn in contemporary theory*. London: Routledge.
- Schetsche, M., Gründer, R., Mayer, G. & Schmied-Knittel, I. (2009). Der maximal Fremde. Überlegungen zu einer transhumanen Handlungstheorie. *Berliner Journal für Soziologie*, 19(3), 469–491. <https://doi.org/10.1007/s11609-009-0102-3>
- Schneider, D. (2020). Decision Support Systeme in der Sozialen Arbeit – Herausforderungen an die Rolle der TA in Innovationsprozessen. In L. Nierling & H. Torgersen (Hrsg.), *Die neutrale Normativität der Technikfolgenabschätzung. Konzeptionelle Auseinandersetzung und praktischer Umgang* (S. 117–138). Baden-Baden: Nomos.
- Schröder, A. (2017). Sozialmanagement als Gegenstand der Organisationspädagogik. In M. Göhlich, A. Schröder & S. M. Weber (Hrsg.), *Handbuch Organisationspädagogik* (S. 1–12). Wiesbaden: VS Verlag.
- Seelmeyer, U. & Waag, P. (2020). Hybridisierung personenbezogener sozialer Dienstleistungen. In N. Kutscher, T. Ley, U. Seelmeyer, F. Siller, A. Tillmann & I. Zorn (Hrsg.), *Handbuch Soziale Arbeit und Digitalisierung* (S. 180–189). Weinheim: Beltz.
- Seichter, S. (2014). Pädagogische Beziehungsformen. In C. Wulf & J. Zirfas (Hrsg.), *Handbuch Pädagogische Anthropologie* (S. 227–236). Wiesbaden: VS Verlag.
- Spencer, S., Drescher, T., Sears, J., Scruggs, A. F. & Schreffler, J. (2019). Comparing the Efficacy of Virtual Simulation to Traditional Classroom Role-Play. *Journal of Educational Computing Research*, 57(7), 1772–1785. <https://doi.org/10.1177/073563311985561>
- Tiefel, S. (2012). Strategien der Vertrauensherstellung im Beratungsprozess. In S. Tiefel & M. Zeller (Hrsg.), *Vertrauensprozesse in der Sozialen Arbeit* (S. 15–32). Baltmannsweiler: Schneider.
- Tschacher, W. & Bannwart, B. (2021). Embodiment und Wirkfaktoren in Therapie, Beratung und Coaching. *Organisationsberatung, Supervision, Coaching*, 28(1), 73–84. <https://doi.org/10.1007/s11613-021-00690-y>

- Uwamahoro, O. (2015). *The Effect of Virtual Simulation on the Development of Basic Counseling Skills, Self-Reported Immersion Experience, Self-Reported Counselor Self-Efficacy, and Self-Reported Anxiety of Counselors-in-Training*. Florida: Electronic Theses and Dissertations.
- Walker, V. L. (2009). *Using 3D virtual environments in counselor education for mental health interviewing and diagnosis: student perceived learning benefits*. Ann Arbor: UMI/ProQuest.
- Wampold, B. E. & Imel, Z. E. (2015). *The great psychotherapy debate. The evidence for what makes psychotherapy work*. New York: Routledge.
- Weinhardt, M. (2009). *E-Mail-Beratung. Eine explorative Studie zu einer neuen Hilfeform in der Sozialen Arbeit*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Weinhardt, M. (2018). Beraten. In G. Graßhoff, A. Renker & W. Schröer (Hrsg.), *Soziale Arbeit. Eine elementare Einführung* (S. 485–500). Wiesbaden: VS Verlag.
- Weinhardt, M. (2021a). Digitalität in der handlungsorientierten Lehre. Eine Pilotstudie in hybriden Räumen zur Vermittlung systemischer Timeline- und Tetralemmatechniken. <https://marcweinhardt.de/digitalitaet-in-der-handlungsorientierten-lehre-eine-pilotstudie-in-hybriden-raeumen-zur-vermittlung-systemischer-timeline-und-tetralemmatechniken/> [28.10.2022].
- Weinhardt, M. (2021b). Digitalität und Digitalisierung in der psychosozialen Beratung. Überlegungen zum digitalen Wandel der Beratungskultur. *Sozialmagazin. Sonderband Zukunft der Beratung* (5), 76–86.
- Weinhardt, M. (2021c). Professionelles Handeln zwischen Digitalisierung und Digitalität: Überlegungen zum Kulturwandel digitaler Beratung. *Zeitschrift für klinische Sozialarbeit*, 17(4), 7–9.
- Weinhardt, M. (2022a). Avatare und Virtuelle Realität im Beratungslernen: Sie kommen auch hier, die digitalen Dinge. <https://marcweinhardt.de/avatare-und-virtuelle-realitaet-im-beratungslernen-sie-kommen-auch-hier-die-digitalen-dinge/> [24.02.2022].
- Weinhardt, M. (2022b). Offene Fragen an die Hilfeform Beratung im Spannungsfeld zwischen Digitalität und Digitalisierung. *EthikJournal*, 8(1), 1–15.
- Widulle, W. (2020). *Gesprächsführung in der Sozialen Arbeit. Grundlagen und Gestaltungshilfen*. Wiesbaden: VS Verlag.

Persönliche Mensch-Tier-Beziehungen und ihre Bedeutung für die Soziale Arbeit

Personal human-animal relationships and their significance for social work

Zusammenfassung: Viele Beziehungen von Menschen und ihren Heimtieren können als „persönliche Beziehungen“ mit ganz spezifischen Merkmalen und reziproken Qualitäten identifiziert werden. Dass die Beziehungen zu Heimtieren wichtige Funktionen sozialer Unterstützung erfüllen und dazu beitragen können, Gesundheit zu fördern und zu erhalten, ist inzwischen häufig beschrieben und differenziert untersucht. Mit Blick auf die Alltagspraxis von Sozialarbeiter_innen scheinen neben den positiven bio-psycho-sozialen Wirkungen aber auch belastende und negative Aspekte persönlicher Mensch-Tier-Beziehungen von Bedeutung.

Der Beitrag unternimmt den Versuch, die Diskrepanz zwischen der allgegenwärtigen Präsenz von Heimtieren in der Lebenswelt der Adressat_innen Sozialer Arbeit und der nur zögerlich stattfindenden Einbindung in den Fachdiskurs zu verringern und persönliche Mensch-Tier-Beziehungen als vielschichtiges, ambivalentes und bedeutsames Thema für Soziale Arbeit und ihre Interventionen aufzuzeigen.

Schlagerworte: Mensch-Tier-Beziehung, Heimtier, persönliche Beziehung, Soziale Arbeit, soziale Intervention

Abstract: Many human-animal-relationships may be seen as “personal” relationships with specific characteristics and reciprocal qualities. Since many years important supportive functions of relationships with companion animals, promoting and maintaining health and well-being are well documented and studied in detail. But often in social work practice also stressing and harming aspects of human-animal-relationships – besides the positive bio-psycho-social effects – become relevant.

In this article we try to reduce the gap between an everyday presence and importance of companion animals in the lives of many social work clients

on the one side and the social work discussions and literature hesitating to address this important topic on the other side.

We demonstrate that the personal human-animal-relationship is a multifaceted, ambivalent but crucial issue in social work and social work interventions.

Keywords: human-animal-bond, companion animal, personal relationship, social work, social intervention

1. Einleitung – Mensch-Tier-Beziehungen als relevantes Thema Sozialer Arbeit?

Nach den Ergebnissen einer Studie der Spectra-Marktforschungsgesellschaft hielten 30 Prozent der Österreicher_innen im Jahr 2017 Heimtiere. In Deutschland lebt aktuellen statistischen Angaben zufolge sogar in fast jedem zweiten Haushalt (47%) ein Tier (ZZF & IVH, 2022). Heimtiere sind fester Bestandteil der Lebenswelt vieler Menschen und somit auch vieler Adressat_innen Sozialer Arbeit. Dabei arbeiten Sozialarbeiter_innen u. a. mit Menschen, die über kein verlässliches Netzwerk zwischenmenschlicher Beziehungen verfügen, in deren Leben aber die Beziehung zu ihrem Hund oder ihrer Katze einen zentralen Stellenwert einnimmt, also eine wichtige Ressource sozialer Unterstützung ist. Andererseits sind die Professionellen in ihrem beruflichen Alltag aber häufig auch mit negativen Beziehungsformen zwischen Mensch und Tier konfrontiert – psychisch belastend oder körperlich schädigend für Mensch oder Tier oder beide.

Sozialarbeiter_innen sind also gefordert, Mensch-Tier-Beziehungen in allen Facetten in ihren Interventionen einzubeziehen – sie werden zugleich im Rahmen ihres Studiums aber erstaunlich wenig darauf vorbereitet, die ‚tierischen‘ Familienmitglieder ihrer Adressat_innen zu berücksichtigen. Es scheint dringend geboten, diese Leerstelle zu füllen, wie im Folgenden verdeutlicht wird. Hilfreich hierfür ist in einem ersten Schritt ein Wissen um die verschiedenen Formen von Interaktionen, persönlichen Beziehungen und Bindungen, die zwischen Menschen und Tieren bestehen können, sowie hierauf aufbauend um die positiven Wirkungen, die diese entfalten können, ebenso wie um relevante problematische Aspekte. Abschließend stellt sich die Frage, wie konkrete Interventionen aussehen können und wie Mensch-Tier-Beziehungen als relevantes Thema der Profession und Disziplin Sozialer Arbeit etabliert werden können.

2. Menschen und ihre Heimtiere

Die meisten Heimtierhalter_innen in westlichen Gegenwartsgesellschaften betrachten ihre Tiere ganz selbstverständlich als Partner und/oder Familienmitglieder (Voith, 1985). Es entstehen artübergreifende soziale Beziehungen zwischen Menschen und Tieren.

2.1 Soziale Beziehungen

Soziale Beziehungen zwischen Menschen und auch die zu Tieren brauchen definitionsgemäß mindestens zwei Individuen, deren Denken, Fühlen und Handeln aufeinander bezogen sind (s. a. Lenz, 2009). Das heißt hier auch, Mensch und Tier bringen sich gegenseitig Emotionen (wie Freude, Gefühle von Sicherheit oder auch Unsicherheit und Angst) entgegen, lösen wechselseitig kognitive Reaktionen aus (wie Interesse, Aufmerksamkeit oder Vorsicht) und handeln aufeinander bezogen und interagieren miteinander (in Annäherung oder Rückzug, Kontaktsuche oder -vermeidung). Diese gegen- und wechselseitigen Emotionen, Kognitionen und Handlungen können positive oder negative Qualitäten oder auch beides gleichzeitig haben, ambivalent oder indifferent sein – für eine oder beide Seiten. Soziale Beziehungen sind zudem immer in die spezifischen ökologischen Settings, Lebensräume und Funktionszusammenhänge der beteiligten Individuen eingewoben (Nestmann & Wesenberg, 2021).

Hosey und Melfi (2014) differenzieren in einer Literaturanalyse zu Mensch-Tier-Interaktionen, Beziehungen und -bindungen (human animal interactions, -relationships und -bonds) zwischen „companion animals“ (Heimtiere), „agricultural animals“ (Nutztiere), „laboratory animals“ (Labortiere), „zoo animals“ (Zootiere) und „animals in the wild“ (Wildtiere), mit jeweils ganz unterschiedlichen ‚typischen‘ Interaktionsstrukturen und -qualitäten zwischen den beteiligten Tieren und Menschen. Im vorliegenden Beitrag stehen dabei die persönlichen Beziehungen zwischen Menschen und Heimtieren (companion animals) im Mittelpunkt. Heimtiere sind (zumeist domestizierte) Tiere, mit denen der Mensch heute primär aus sozio-emotionalen Gründen zusammenlebt, meist ohne direkten praktisch-instrumentellen Nutzen, den viele dieser Tiere in der Vergangenheit hatten.

2.2 Persönliche Beziehungen

Soziale Beziehungen werden zu im engeren Sinne *persönlichen* Beziehungen, wenn die Beziehungspartner_innen als ‚Individuen‘ füreinander bedeutsam werden. Dem Tier wird ein Subjektstatus zugeschrieben und die Familie wird um diese nicht-menschliche „Bezugsperson“ erweitert. Viele Beziehungen von Menschen und ihren Heimtieren können als „persönliche Beziehungen“ mit ganz spezifischen Merkmalen und reziproken Qualitäten identifiziert werden. Ein grundlegendes Element dieser persönlichen Beziehung wird in der Mensch-Tier-Forschung mit dem Begriff der Du-Evidenz charakterisiert. Du-Evidenz meint die Fähigkeit – aufbauend auf den Ähnlichkeiten in Wahrnehmungs-, Deutungs- und Reaktionspotenzialen und -mechanismen zwischen den beteiligten Spezies (s. u.) –, ein anderes Lebewesen „als ein mir vertrautes Lebewesen, als ein Du wahrzunehmen“ (Olbrich, 2009b, S. 257), es in seinen Eigenarten bewusst wahrzunehmen und als unverwechselbares Individuum anzuerkennen. Das Prinzip der ‚personellen Unersetzbarkeit‘ verweist hierbei darauf, dass die persönliche Beziehung eine einzigartige ist und keiner der Beziehungspartner_innen austauschbar. Sie endet mit seinem/ihrem Ausscheiden und nur neue, andere persönliche Beziehungen können entstehen. Das Prinzip der ‚Fortdaueridealisierung‘ wiederum bezeichnet das Ausgelegtsein persönlicher Beziehungen auf Dauerhaftigkeit und Kontinuität, die ein gutes gegenseitiges Kennen und Wissen übereinander und damit auch vergangenheitsfundierte Erwartungen für die Gegenwart und Zukunft ermöglichen. Vor allem werden aber so eine ausgeprägte Interdependenz von gegenseitigem Denken, Fühlen und Handeln, damit auch Vertrautheit, Vertrauen und Beziehungssicherheit und hohe emotionale Reziprozität ermöglicht, die menschliches Zusammenleben wie das mit unseren Heimtieren auszeichnen (Lenz & Nestmann, 2009). Eine solche persönliche Mensch-Tier-Beziehung endet somit auch, wenn einer der Partner_innen wegfällt, und kann nicht durch Austausch erhalten oder in ihren Qualitäten deckungsgleich ersetzt werden.

2.3 Grundlagen persönlicher Beziehungen zwischen Menschen und Tieren

Persönliche Beziehungen – zwischenmenschlich wie auch zwischen Menschen und Tieren – aktualisieren sich in längeren, kontinuierlichen und wiederholten Interaktionen. Sie sind die operationale Grundlage für Beziehungsaufbau, Beziehungspflege und -erhalt.

Voraussetzung für das Entstehen solcher engen persönlichen Beziehungen ist dabei das Vorhandensein einer speziesübergreifenden kommunikativen Grundlage gegenseitigen Verstehens. Soweit die neurophysiologischen Wahrnehmungs-, Deutungs- und Reaktionspotenziale und -mechanismen der beteiligten Spezies sich ähneln, kann Kommunikation auch über Speziesgrenzen hinweg gelingen. Dabei „wird wechselseitiges Verstehen durch die gemeinsamen Prinzipien der Organisation von Verhalten, Persönlichkeitsstruktur und Stressbewältigung begünstigt“ (Kotrschal, 2009, S. 66). Im Laufe der Evolution haben sowohl Menschen als auch bestimmte Tiere nach Kotrschal (2009) sogenannte ‚social tools‘ entwickelt, die es ermöglichen, miteinander in Beziehung zu treten, wobei insbesondere Säugetiere und Wirbeltiere ‚social tools‘ besitzen, die den menschlichen ähnlich sind. Sie lassen sich im sozialen Bindungsverhalten, im sozial-sexuellen Verhalten sowie im Verhalten bei Stress erkennen (Olbrich, 2009a).

Aufgrund einer gemeinsamen Entwicklungsgeschichte von über 14.000 Jahren und einer genetischen und sozialen Anpassung an das Leben des Menschen ist der Hund sicher prädestiniert für eine persönliche Mensch-Tier-Beziehung. Hunde sind nach Kotrschal (2016) ‚Hybridwesen‘ zwischen Mensch und Tier, die den Menschenkontakt jenem zu ihren Artgenossen vorziehen und sie haben die größten kognitiv-behavioralen wie auch sozio-emotionalen Parallelitäten und Nähen zum Menschen entwickelt. So tendieren Hunde zum Beispiel zur Imitation des Verhaltens ihrer Menschen und versuchen auch ihre Reaktionen auf unbekannte Reize an dieses anzupassen (Range, Huber & Heyer, 2011; Horn, Virányi, Miklósi, Huber & Range, 2012). Dieses ‚soziale Referenzieren‘ verbessert nicht nur die Verhaltenskoordination in gemeinsamen Aktivitäten (Kotrschal, 2016; Wynne, 2019), sondern stärkt die persönliche Beziehung zwischen Mensch und Tier bis hin zur Entwicklung enger Bindungen (siehe 2.4).

Hunde sind zudem die bei Weitem best- und häufigst untersuchten Heimtiere der Forschung zu Mensch-Tier-Beziehungen – ein Grund dafür, dass sich dieser Beitrag vorrangig auf Hunde bezieht. Trotzdem gilt allerdings eine Vielzahl der hier thematisierten förderlichen, belastenden und sozialarbeitsrelevanten Dimensionen von Mensch-Heimtier-Beziehungen ebenso für andere soziale und domestizierte Tiere in unserem Leben, z. B. Katzen, Vögel, Kleintiere, Hoftiere etc. Nahezu wöchentlich erreichen uns neue internationale wissenschaftliche Erkenntnisse einer paradigmatisch vom ‚Kategorialen Unterschied zwischen Mensch und Tier‘ hin zum ‚Mensch im Tier‘ (Sachser, 2018) und zum ‚unterschätzten Tier‘ (Sachser, Kästner & Zimmermann, 2022) gewendeten Verhaltensbiologie, die über scheuklappenfreie Fragestellungen, differenziertere Untersuchungen und

gegenstandsadäquate Versuchsanlagen sowie ausgefeilte physiologische, neuronale, endokrinologische, psychologische und soziale Messinstrumente und interdisziplinäre Studien überraschende und vor wenigen Jahren noch unsagbare und oft als ‚Vermenschlichung‘ kritisierte bio-psycho-soziale Nähen und Beziehungsfähigkeiten zu ganz unterschiedlichen Heimtieren überzeugend nachweisen.

2.4 Mensch-Tier-Bindungen

Ein zentrales persönliches Beziehungsmerkmal wird so eine wachsende gefühlsmäßige und emotionale Bezogen- und Verbundenheit der Beteiligten (Endenburg, 1995). Solche *Bindungen*, insbesondere zwischen Menschen und Hunden, sind nach den Erkenntnissen aktueller Forschung in ihren Qualitäten und Funktionen mit zwischenmenschlichen Bindungen durchaus vergleichbar (u. a. Beck & Madresh, 2008; Beetz, 2009; Julius et al., 2012; Solomon et al., 2019): „we may find, ultimately, that dog-human attachments, especially those between adult dogs and their caregivers, share features of human friendships and adult pair bonds, in which attachment is but one component in a multi-faceted relationship“ (Solomon et al., 2019, S. 329). Selbst in diesen persönlichen Mensch-Tier-Beziehungsdimensionen im Sinne einer sehr engen Bindung spielen neben Vertrauen, Zuneigung, Liebe und Intimität auch negative Emotionen wie Ärger, Wut oder Eifersucht (Lenz & Nestmann, 2009) eine Rolle, allerdings ist die Entwicklung einer guten persönlichen Beziehung und sicheren Bindung dominiert durch gegenseitige Interaktions- und Beziehungsqualitäten förderlicher Reziprozität und verknüpft mit verschiedenen positiven Wirkungen.

3. Ein bio-psycho-soziales Wirkungspanorama gesundheitsförderlicher persönlicher Mensch-Tier-Beziehungen

Positive Wirkungen von Heimtieren auf Gesundheit und Wohlbefinden sind seit Langem und gut nachgewiesen und können grobschematisch in physiologische, psychologische und soziale Effekte unterschieden werden.

3.1 BIO

Das trifft einmal auf ihre biologisch-organische Gesundheit zu, die durch physiologische Prozesse beeinflusst wird. Heimtierhalter_innen erwiesen sich in verschiedenen Studien als überzufällig gesünder und weniger krankheitsanfällig als Menschen, die ohne Heimtier leben. Hundehalter_innen haben beispielsweise weniger Herz-Kreislauf-Leiden und es gibt niedrigere Mortalitätsraten und günstigere Rehabilitationsverläufe nach Erkrankungen wie Angina Pectoris oder Herzinfarkten (Mubanga et al., 2017). Internationale Studien belegen zudem einen geringeren Medikamenten-Gebrauch, weniger häufige Arztbesuche, kürzere Klinikaufenthalte und damit signifikant niedrigere Krankheitskosten als bei Nicht-Tier-Besitzer_innen (Siegel, 1990; Headey, 1999; Headey & Grabka, 2004; Turner, 2004).

Zurückgeführt werden die genannten Unterschiede u. a. auf physiologisch entspannende und Puls, Blutdruck wie Atemfrequenz senkende Effekte des Mensch-Heimtier-Kontakts über Endokrinologie und hormonelle Prozesse (Katcher & Beck, 1983; Beck & Katcher, 1996; Friedman, 2013). Besonders prominent wird dabei aktuell die Wirkung von Oxytocin diskutiert. Oxytocin (das sogenannte ‚Bindungs‘- oder ‚Kuschel‘-Hormon) ist wie eine hormonelle Gefühlsrückkoppelung zwischen Halter_in und Hund und kann Annäherung und Zuwendung, Sozial- und Fürsorgeverhalten anregen sowie Vertrauen einerseits wie eine Geringerbewertung negativer Reize andererseits fördern (Beetz et al., 2012; Julius et al., 2012; Kotrschal, 2016).

Es waren und sind vorwiegend experimentelle und feldexperimentelle Studien, die vielfach physiologisch-hormonell nachweisen, dass zum Beispiel die Anwesenheit eines eigenen oder fremden Heimtiers (im Vergleich zu menschlichen Anwesenden, Fremden wie auch Partner_innen) durchgängig als signifikant besserer Puffer in individuellen Belastungen und Stresssituationen wirkt (u. a. Allen et al., 1991; Allen, Shykoff & Izzo, 2001).

Neben diesen gesundheits- und wohlbefindensförderlichen cerebralen und hormonellen Prozessen werden bei vielen Menschen, die Heimtiere halten oder in Institutionen mit Heimtieren leben, auch ein generell besseres Gesundheitsverhalten, bessere Selbstversorgung und Körperpflege, mehr Bewegungsaktivität und verbesserte Muskulatur, Muskelrelaxation, Fein- und Grobmotorik und dadurch mitbedingte Appetitanregung, verbesserte Ernährung und Verdauung festgestellt – bedeutsam gerade für mobilitätseingeschränkte ältere und kranke Menschen (u. a. Cusack & Smith, 1984; Corson & O’Leary-Corson, 1980).

3.2 PSYCHO

Die Vielfalt gesundheitsförderlicher psychologischer Heimtiereffekte scheint hier bereits auf, sind diese doch oft eng verbunden mit den physiologischen Wirkungspotenzialen, beispielsweise in der gekoppelten Abpolsterung psychologischer wie physiologischer Stresserfahrungen und deren negativer Folgen oder in der Oxytocin-getragenen psychologischen Bindungserfahrung (Beetz, 2009). Psychologischer Stress wird vielseitig gepuffert, sei es durch gelasseneren Belastungsbewertung, durch Beruhigung und Ablenkung, Relativierung und Umwertung von Problemereignissen und Problemkonsequenzen, durch Trost oder die Aufwertung kleiner Freuden durch das Beziehungserleben zwischen Mensch und Tier. Heimtiere fördern, wie in vielen internationalen Studien ermittelt, aber auch belastungs- und stressunabhängiges Wohlbefinden ihrer Halter_innen (zusammenfassend: Olbrich, 2009a; Nestmann, 2010). Die Freude und der Spaß in einerseits positiv erregenden, kleinen gemeinsamen „Abenteuern“, bei andererseits immer gegebener Sicherheit im vertrauten Kontakt (Nestmann, 2005) und die Einfachheit einer wenig anspruchsvollen und sehr direkt unverstellten analogen Kommunikation mit dem Heimtier – gefühls- und berührungsdominiert und nonverbal – können entlasten und entspannen (Olbrich, 2003, 2009a; Wesenberg & Nestmann, 2012). Das bedingungslose und unkritische Geliebt- und Akzeptiert-Werden wie man ist (ob unattraktiv, ungepflegt, krank etc.), oft spontan und begeistert, macht beschwingt, ermuntert und fördert ein positives Selbstbild, Selbstwertgefühl und eine Selbstsicherheit sowie eine positive Sicht auf die eigene Existenz und die Welt (Osborne & McNicholas, 2004). Neben Wertschätzung erleben Heimtierbesitzer_innen auch eine Kontrolle über sich und ihre nähere Umwelt und machen Selbstwirksamkeitserfahrungen (Purewal et al., 2017). Eng damit verbunden sind Möglichkeiten von Verantwortungsübernahme und das Gefühl eines selbst bestärkenden Gebraucht-Werdens. Menschen erfahren so in Beziehungen mit ihrem Heimtier eine Sensibilisierung und Wahrnehmung ihrer eigenen Ressourcen und persönlichen Kräfte (in der Sorge für andere – hier für das Tier) und werden zudem aktiviert und ‚gezwungen‘, ihre Bewältigungskompetenzen zu mobilisieren und zu erleben (Beetz, 2009). Eingeschliffene Gewohnheiten und alltägliche Rituale, die auch entlasten, werden auch in Krisenzeiten beibehalten, weil Heimtiere sie erfordern und fordern. Sicherheit und Selbstsicherheit werden gestärkt, Ängste werden reduziert (zusammenfassend: Nestmann, Wesenberg & Beckmann, 2016). Das Zusammensein mit Heimtieren kann (gerade bei alleinlebenden Menschen mit nur begrenzten sozialen Kontakten, s. u.) auch antidepressiv

und antisuizidal wirken durch die vertraute und vertrauliche Gemeinschaft, die zudem kathartische psychologische Entlastungsmöglichkeiten angesichts eines zugewandt und als mitfühlend erlebten stillen Zuhörers erlaubt (Olbrich, 2003, 2009a).

3.3 SOZIAL

Für unser Wohlbefinden sozial förderlich zeigt sich die Heimtierbeziehung in zweierlei Hinsicht – ‚direkt‘ und ‚indirekt‘. Direkt positiv wirken Heimtiere allein durch ihre Anwesenheit, ihr Da-Sein. Sie reduzieren Gefühle von Einsamkeit und Allein-Sein und sie verhindern soziale Isolation mit ihren drastischen psycho-emotionalen Folgen. Der Tierkontakt selbst ist das zentrale Agens – insbesondere bei alleinstehenden und alleinlebenden Menschen ohne größere soziale Netzwerke und ohne aktive persönliche Beziehungen zu anderen Menschen (Bergmann, 1988). Bei ihnen werden die Heimtiere oft zu Haupt-Lebenspartnern. Hier wird insbesondere auch ein Bedürfnis nach Nähe, Körperkontakt und nicht-tabuisierter Intimität (zum Beispiel alter Menschen) befriedigt (Nestmann, Wesenberg & Beckmann, 2016).

Aber auch als soziale Familienmitglieder werden die meisten Heimtiere erlebt und geschätzt. Erwiesen sind hier nicht nur positive Effekte auf sozial emotionale und emotional intellektuelle Entwicklung von Kindern und Jugendlichen, sondern auch Funktionen der Streitschlichtung, des interpersonellen Aggressionsabbaus und der Altruismusförderung (u. a. Ascione & Weber, 1996; Hoff & Bergler, 2006; Purewal et al., 2017).

Die ‚indirekte‘ soziale Heimtierwirkung bezieht sich auf ihre seit Jahrzehnten immer wieder nachgewiesene Funktion in der Stiftung und Unterstützung zwischenmenschlicher Beziehungen. Heimtiere werden zu so etwas wie Katalysatoren und Kontaktvermittlern zwischen Menschen. Nicht nur Hundespaziergänge und die dort (meist über die Ansprache des Hundes) entstehenden Kontakte zunächst zu fremden und auf gleichen Wegen später mit bekannten anderen Menschen/Hundehalter_innen (Messent, 1983), sondern auch Heimtierbesitz in Wohnungen (Katzen, Vögel, Meerschweinchen) führt zu mehr und häufigeren Menschenkontakten. Viele Heimtierhalter_innen werden (gerade im Alter) häufiger besucht oder auch über Medien kontaktiert – von der eigenen Familie, Nachbar_innen und anderen Personen des sozialen Umfelds (Mugford & M’Comisky, 1975). Die dabei initiierten und geführten Gespräche drehen sich oft besonders um das Tier (Pflege, Ernährung, Verhalten, Humor) und weniger um die sonst häufig thematisierten Krankheiten, Leiden etc. (Batson et al., 1998).

Diese heute vielfach und gut belegten bio-psycho-sozial förderlichen Heimtiereffekte auf menschliche Gesundheit (denen eine seit Langem beklagte und nur sehr zögerlich angegangene Negierung und Forschungsenthaltung hinsichtlich von Interessen, Bedürfnissen und Wohlbefinden/Gesundheit der tierischen Beziehungspartner gegenübersteht) allein eröffnen vielfältige Perspektiven von Prävention, Intervention und Rehabilitation durch Soziale Arbeit im Dienste von Mensch, Tier und deren Beziehung zueinander. Ebenso bedeutsam und gegebenenfalls sogar relevanter werden aber auch potenzielle Risiken, Probleme und Belastungen im Zusammenleben mit Heimtieren.

4. Ambivalenzen und Belastungen in persönlichen Mensch-Tier-Beziehungen und ihre Bedeutung für die Soziale Arbeit

Das beschriebene ‚Bio-Psycho-Soziale Wirkungs Panorama hilfreicher Tier-effekte‘ skizziert ein ideales Bild positiver Mensch-Heimtier-Beziehungen – basierend auf einer wechselseitigen emotionalen Verbundenheit und eingebettet in die für angemessene Tierhaltung notwendigen materiellen Bedingungen wie Wissensbestände. Dieses Idealbild spiegelt aber natürlich nicht alle Facetten unterschiedlicher persönlicher Mensch-Tier-Beziehungen wider und Heimtierhaltung kann insbesondere für die Adressat_innen Sozialer Arbeit in vielen Fällen auch mit Herausforderungen und Belastungen verknüpft sein – für Menschen und Tiere. Belastungen können dabei gerade auch dann entstehen, wenn Heimtiere eine besonders große Bedeutung für Menschen haben, die mit den beschriebenen vielfältigen positiven bio-psycho-sozialen Wirkungen verknüpft ist.

Verantwortungsvolle Tierhaltung kann sich insbesondere in prekären sozioökonomischen Belastungssituationen sehr schwierig gestalten, tierwohlgerichte Haltungsbedingungen können – trotz aller Bemühungen – nicht immer gewährleistet oder etwa zwingend notwendige veterinärmedizinische Behandlungen nicht von allen Klient_innen Sozialer Arbeit bezahlt werden (Zier, Rüger & Münster, 2012). Auch durch die Veränderung von Lebensumständen können Mensch-Tier-Beziehungen zur Belastung werden. Heimtierhaltung wird im Falle von Hilfs- und Pflegebedürftigkeit schnell auch zu einer großen Herausforderung für die Betroffenen und/oder die pflegenden Angehörigen und birgt insbesondere die Gefahr einer Vernachlässigung der Tiere (Wesenberg & Enders-Slegers, 2018).

4.1 Mensch-Tier-Beziehungen in der Corona-Pandemie

Es ist zudem aktuell absehbar, dass sich die Belastungen in der Covid-19-Pandemie gerade für Menschen in prekären sozioökonomischen Lagen zugespitzt haben und Heimtierhaltung zu einem zusätzlichen Stressor geworden ist (u. a. auch, da bestimmte Unterstützungen wie etwa Tiertafeln, die u. a. Tierfutter verteilen, eingeschränkt wurden). Die Ergebnisse verschiedener Studien lassen erkennen, dass persönliche Mensch-Tier-Beziehungen einerseits gerade auch in der pandemischen Situation besondere Unterstützungsformen bieten und wichtige bio-psycho-soziale Hilfefotenziale eröffnen (vgl. u. a. Bowen et al., 2020; Ratschen et al., 2020; Otterstedt, 2020; Kogan et al., 2021). Andererseits müssen aber spezifische riskante und belastende Aspekte berücksichtigt werden, die sich in der Pandemie entwickeln oder bereits vorher bestanden und nun eine besondere Zuspitzung erfahren. So zeigen Studien etwa, dass insbesondere alleinlebende Menschen mit kleinen sozialen Netzwerken, die sehr enge Bindungen zu ihren Heimtieren haben, zwar einerseits in besonderer Weise vom Kontakt zu Tieren profitieren können (s. o.), sie andererseits aber zugleich in besonderer Sorge um ihre Tiere leben, dadurch psychisch sehr belastet sind oder die eigene Gesundheit zugunsten ihrer Tiere gefährden (Applebaum et al., 2020b; Applebaum et al., 2020a; McDonald et al. 2021).

4.2 Heimtiere und institutionelle Unterstützungsbarrieren

Die Haltung von Tieren kann auch eine zentrale Barriere für die Inanspruchnahme verschiedener psychosozialer Unterstützungsangebote werden. So gibt es beispielsweise für wohnungslose Menschen mit Heimtieren das Problem, dass die Mehrzahl der Notunterkünfte und Übergangwohnheime keine Tiere mitaufnehmen. Untersuchungen zeigen dabei übereinstimmend, dass es gerade hier die Betroffenen oft strikt ablehnen, allein, ohne ihre Tiere, die Unterstützung entsprechender Einrichtungen in Anspruch zu nehmen (u. a. Singer, Hart & Zasloff, 1995; Ligeti, 2017). Verschiedene Studien (u. a. Kidd & Kidd, 1994; Taylor, Williams & Gray, 2004; Irvine, 2013) belegen eindrücklich, dass die befragten wohnungslosen Menschen sehr enge persönliche Beziehungen zu ihren Tieren, zumeist Hunden, haben und sich in ihrer Lebensführung und -bewältigung verschiedenste positive gesundheitliche, psychische und soziale Effekte der Tierhaltung finden. Die Befragten sind nicht bereit, Unterstützungsangebote anzunehmen, wenn diese ihre Tiere, die sie lieben und für deren Wohlergehen sie verantwortlich sind, nicht berücksichtigen. In einer Untersuchung von

Taylor, Williams und Gray (2004) wurde etwa deutlich, dass medizinische Einrichtungen von wohnungslosen Hundehalter_innen signifikant seltener aufgesucht wurden als von Wohnungslosen ohne Hund. Die Autor_innen führen dies darauf zurück, dass ihre Hunde sie nicht in diese Einrichtungen begleiten dürfen und sie keine anderweitige Betreuung für die Tiere haben. Viele wohnungslose Menschen selbst sehen zudem insbesondere die Kosten für Versorgung und tierärztliche Betreuung von Heimtieren als großes Problem. Zudem scheint auch die behördliche Meldung und Registrierung von Hunden aufgrund des Fehlens eines Wohnsitzes oder einer entsprechenden Meldeadresse in zahlreichen Ländern eine erhebliche Schwierigkeit (u. a. Kidd & Kidd, 1994; Slatter, Lloyd & King, 2012) zu sein.

Auch für Menschen, die von häuslicher Gewalt betroffen sind, wird die Tierhaltung oft zu einer Zugangsbarriere zum Hilfesystem. In verschiedenen Studien berichteten beispielsweise 20 bis 50% der befragten Frauen (die mit Tieren in der Familie lebten) in Frauenschutzhäusern, dass sie aus Sorge um Sicherheit und Wohlergehen ihrer Tiere zögerten, die häusliche Situation zu verlassen (zusammenfassend: Flynn, 2011).

Tiermisshandlungen treten häufig parallel zu anderen Gewaltformen auf, wobei insbesondere häusliche Gewalt gegenüber dem_der Partner_in oft parallel zur Misshandlung von Haustieren, die ebenfalls in der Familie leben, ausgeübt wird (ebd.). Der „Link between Animal Cruelty and Family Violence“ (Jegatheesan, Enders-Slegers, Ormerod & Boyden, 2020) ist für Soziale Arbeit hoch bedeutsam. Hinsichtlich möglicher Unterstützungsformate für die betroffenen Familien scheint es besonders problematisch, dass es in vielen Frauenhäusern oder anderen Zufluchtsstätten bislang nicht möglich ist, Tiere aufzunehmen, wie eine Umfrage in deutschen Frauenhäusern von Pöpplein (2006) zeigt.

4.3 Belastende Beziehungsformen

Neben den genannten Schwierigkeiten können Sozialarbeiter_innen in ihrer Alltagspraxis mit weiteren problematischen Formen und Aspekten von Mensch-Tier-Beziehungen konfrontiert sein – negativ und schädigend für die Heimtiere, belastend für ihre Halter_innen und/oder zudem gesellschaftlich verurteilt bzw. nicht akzeptiert. Neben generellen Belastungspotenzialen der Heimtierhaltung wie Tierverlust (und häufig damit verknüpfter von der Umwelt nicht akzeptierter Trauer) gibt es verschiedene weitere problematische Beziehungsformen, z. B. Animal Hoarding (Haltung von zu vielen Tieren unter nicht-angemessenen Bedingungen), Gewaltausübung gegenüber Tieren, die häufig parallel zu zwischenmenschlicher Ge-

walt in Familien auftritt, oder Tierversachlässigung, auf die an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden kann, mit denen Soziale Arbeit aber konfrontiert ist (vgl. weiterführend Wesenberg, 2020).

Sozialarbeiter_innen sehen sich dabei in vielen Fällen vor dem Dilemma, dass Tiere eine wichtige alltagsstrukturierende Funktion in einem Familiensystem einnehmen oder eine sehr enge gefühlsmäßige Bindung der Klient_innen an ihre Heimtiere besteht, aber zugleich die Bedingungen einer artgerechten und tierwohlbewussten Haltung nicht erfüllt sind. Dies ist häufig mit großen emotionalen Belastungen für die professionellen Helfer_innen verknüpft (Ryan, 2011; Wesenberg, 2020).

5. Mensch-Tier-Beziehungen als Chance und Herausforderung für die Soziale Arbeit

Die persönlichen Beziehungen zu Heimtieren in verschiedenen Adressat_innengruppen Sozialer Arbeit sind, wie man sieht, in ihren förderlichen wie belastenden Facetten vielfältig und Soziale Arbeit ist zweifellos heute dringend gefordert, diese komplexen Beziehungen in ihren Interventionen stärker zu berücksichtigen, als sie dies bislang tut.

5.1 Eine disziplinäre Leerstelle füllen!

Buchner-Fuhs und Rose haben 2012 eine weitgehende „fachwissenschaftliche Ausblendung des Themas in der Sozialen Arbeit“ (ebd., S. 9) konstatiert. In den letzten zehn Jahren haben zwar einige Autor_innen (u. a. Ryan, 2011, 2014; Rose, 2019; Wesenberg 2019, 2020) versucht, die festgestellte „große Leere und Enge [zu füllen] – eine Leere in der Fachdisziplin der Sozialen Arbeit selbst und eine Enge hinsichtlich des theoretischen und empirischen Horizonts des existierenden Diskurses“ (Buchner-Fuhs & Rose, 2012, S. 9) –, allerdings hat sich die „schwierige Diskurssituation zu Tieren in der Sozialen Arbeit“ (Rose, 2019, S. 67) grundlegend wenig verändert und persönliche Mensch-Tier-Beziehungen liegen nach wie vor fernab des ‚Mainstreams‘ der im Fachdiskurs Sozialer Arbeit verhandelten Themen. Auch in der Praxis wird das Thema in vielen Bereichen ausgeblendet. Sozialarbeiter_innen sind in vielen ihrer Tätigkeitsfelder kaum über die (positiven wie negativen) persönlichen Beziehungen ihrer Klient_innen zu Heimtieren informiert und berücksichtigen diese entsprechend nicht in ihren Interventionen, wie verschiedene Studien einer US-amerikanischen Forschungsgruppe um Risley-Curtiss verdeutlichen (u. a. Risley-Curtiss,

2010; Risley-Curtiss, Zilney & Hornung, 2010). Erstaunlich erscheint diese Ausblendung des Themas auf den ersten Blick in zweierlei Hinsicht: Einerseits ist das Zusammenleben mit Tieren wie beschrieben für viele Menschen mit vielfältigen positiven Wirkungen auf Gesundheit und Wohlbefinden verknüpft, die schon im Sinne des Paradigmas einer Ressourcenorientierung in der Praxis Sozialer Arbeit berücksichtigt werden müssten. Fook (2014) vermutet, dass diese alltäglichen und unterstützenden Funktionen von Heimtieren in der Praxis wie in der Forschung Sozialer Arbeit selten berücksichtigt werden, weil es schwieriger scheint, eine fachliche Fokussierung des ‚Gewöhnlichen‘, ‚Alltäglichen‘ und ‚Normalen‘ zu rechtfertigen. Vielmehr seien sozialarbeiterische Praxis wie Forschung eher auf Abweichungen oder soziale Probleme ausgerichtet, die eine Legitimation ihrer sozialen Interventionen und einen direkten Handlungsbezug beinhalten.

Andererseits sind Sozialarbeiter_innen häufig gerade mit den Schattenseiten persönlicher Mensch-Tier-Beziehungen konfrontiert. Fälle, in denen sie problematische Aspekte von Mensch-Tier-Beziehungen wahrnehmen, sind für die professionellen Helfer_innen häufig mit Unsicherheiten, widersprüchlichen Anforderungen, emotionalem Stress und Entscheidungsdruck verbunden.

5.2 Den Anthropozentrismus überwinden!

Insbesondere mit Blick auf negative Beziehungsformen wird auch eine Schwierigkeit im professionellen Verständnis der eigenen Aufgaben und Verantwortlichkeiten offenbar: Sind Sozialarbeiter_innen – häufig privat selbst liebende Tierhalter_innen, die ihren Tieren meist selbstverständlich einen inhärenten Wert, Individualität und ein Recht auf Achtung ihrer Bedürfnisse zusprechen – im professionellen Selbstverständnis nicht vorrangig oder ausschließlich für die Bedarfe ihrer menschlichen Klient_innen zuständig? Ryan (2011), der mit seinem Buch „Animals and Social Work: A Moral Introduction“ eine der wenigen fachspezifischen Auseinandersetzungen zur Bedeutung von Mensch-Tier-Beziehungen für Soziale Arbeit vorlegt, spricht in diesem Kontext von einem ‚dogmatischen Anthropozentrismus‘ („Social work’s dogmatic anthropocentrism“, ebd., S. 5), der Heimtiere und deren Bedürfnisse gänzlich unberücksichtigt lasse: „The client is always, and only, the human being“ (ebd.). Die Sorge um Tiere werde vor dem Hintergrund dieses Selbstverständnisses sowohl in der Fremd- als auch Selbstwahrnehmung angesichts dringender menschlicher Notlagen häufig als eine falsche Prioritätensetzung oder eine unangebrachte ‚Verschwendung‘ begrenzter Zeit, Ressourcen und Energie angesehen. In

der Ausbildung angehender Sozialarbeiter_innen wie auch in der späteren Berufspraxis werden Fragen und Themen zu Mensch-Tier-Beziehungen und damit verknüpfte eigene Unsicherheiten und emotionale Belastungen z. B. im Falle von Tiermisshandlung oder -vernachlässigung kaum offensiv diskutiert und fachlich reflektiert.

Auch deutschsprachige Autor_innen (Rose, 2019; Wesenberg, 2019, 2020) argumentieren, dass es dringend einer entsprechenden Erweiterung des Selbstverständnisses sowie der Paradigmen und Gegenstandsbereiche Sozialer Arbeit bedürfe, die auch die Berücksichtigung von und Verantwortlichkeit für Tiere einschließe (für Heimtiere in persönlichen Mensch-Tier-Beziehungen, aber in einem weiteren Verständnis auch für Tiere allgemein sowie Pflanzen und ganze Ökosysteme). Wie Rose (2019) fordert, braucht es eine eigenständige Auseinandersetzung mit Mensch-Tier-Verhältnissen und -beziehungen in der Sozialen Arbeit sowie „eine sozialarbeitswissenschaftliche transdisziplinäre Aneignung des Themas, die vor allem auch die Erträge der Human Animal Studies zur Kenntnis nimmt“ (Rose, 2019, S. 72). Mit Blick auf das Selbstverständnis Sozialer Arbeit weist sie zudem darauf hin, dass die zentrale Frage dabei nicht sei, „ob Tierschutz zum Auftrag der Sozialen Arbeit gehört oder gehören sollte, sondern ob es nicht gerade den Kern des sozialarbeiterischen Normalisierungsauftrags betrifft, überforderten Menschen dabei zu helfen, Fürsorgeaufgaben gegenüber Abhängigen – dies kann eben auch das Tier sein – kompetent zu erfüllen“ und „dass Tierschutz nicht in Konkurrenz zum menschenbezogenen beruflichen Auftrag [stehen sollte], sondern gerade ein alltagsnaher und lebensweltorientierter Ansatzpunkt ist“ (ebd.).

5.3 Soziale Interventionen zur Förderung beiderseits hilfreicher Mensch-Tier-Beziehungen etablieren!

Sozialarbeiter_innen können in ihren psychosozialen Interventionen insbesondere helfen, schwierige Aspekte der Heimtierhaltung zu verbessern und belastende Erfahrungen zu bewältigen (Ryan, 2011; Risley-Curtiss, 2010; Wesenberg, 2020). Sie könnten beispielsweise Familien bei der Entscheidung unterstützen, ob sie sich ein (weiteres) Heimtier (finanziell, zeitlich etc.) ‚leisten‘ können. Sie könnten außerdem dazu beitragen, dass Familien die Notwendigkeit erkennen, ihre Tiere aus bestimmten Gründen sterilisieren oder kastrieren zu lassen (etwa um Fällen von Animal Hoarding vorzubeugen). Zudem könnten Sozialarbeiter_innen in Trauerprozessen nach Tierverlust unterstützen oder ihren Klient_innen in sozioökonomischen Notlagen etwa veterinärmedizinische Hilfsangebote oder Unterstützungs-

möglichkeiten beispielsweise der Tiertafeln vermitteln. In vielen Bereichen existieren inzwischen internationale Best-Practice-Beispiele von Unterstützungsformaten, die persönliche Mensch-Tier-Beziehungen angemessen berücksichtigen, z. B. Unterkünfte für wohnungslose Menschen, die eine gemeinsame Unterbringung mit Heimtieren erlauben, wie die „Herberge-Plus“ in Lüneburg oder das „Birkenhaus“ in Rothenburg/Wümme (Ligeti, 2017). Es gibt die Angebote des deutschen Vereins „Bunter Hund Leipzig e. V.“, der sich für die tierärztliche Grundversorgung der Tiere bedürftiger Tierhalter_innen – neben wohnungslosen Menschen beispielsweise Klient_innen von Suchtberatungsstellen – engagiert, das US-amerikanische „Sheltering Animals and Families Together“ (SAF-T)-Programm, das die Betreuung von Heimtieren während der Zeit eines Frauenhausaufenthaltes sicherstellt, oder die gemeinnützige britische Initiative „Cinnamon Trust“, die ein landesweites Netzwerk von Freiwilligen zur Unterstützung älterer oder erkrankter Heimtierhalter_innen organisiert.

6. Fazit

Sozialarbeiter_innen müssen schon in ihrer Ausbildung und Fort- und Weiterbildung über verschiedene Formen und Wirkungen von Mensch-Tier-Interaktionen wie -beziehungen informiert werden, um sie in ihrer späteren Praxis in verschiedensten Feldern berücksichtigen, reflektieren und einbeziehen zu können. Sie müssen Einblick in die persönlichen Heimtierbeziehungen und in die Heimtierbiographien ihrer Klient_innen gewinnen, sensibel und kenntnisreich deren Potenziale wie Risiken wahrnehmen und in ihren Unterstützungsleistungen verorten, Hilfsangebote für Tierhalter_innen in schwierigen Lebenslagen kennen und vermitteln und ihre soziale Diagnostik und soziale Intervention entsprechend gestalten.

Gute Soziale Arbeit muss in Zukunft die persönliche Mensch-Tier-Beziehung theoretisch, empirisch und praktisch als ein wichtiges disziplinäres Thema etablieren.

Literatur

Allen, K. M., Blascovich, J., Tomaka, J. & Kelsey, R. M. (1991). Presence of Human Friends and Pet Dogs as Moderators of Autonomic Responses to Stress in Women. *Journal of Personality and Social Psychology*, 61(4), 582–589.

- Allen, K. M., Shykoff, B. E. & Izzo, J. L. (2001). Pet Ownership, but not ACE Inhibitor Therapy, Blunts Home Blood Pressure Responses to Mental Stress. *Hypertension*, 38(4), 815–820.
- Applebaum, J. W., Adams, B. L., Eliasson, M. N., Zsembik, B. A. & McDonald, S. E. (2020a). How pets factor into healthcare decisions for COVID-19: A One Health perspective. *One Health*, 100176.
- Applebaum, J. W., Tomlinson, C. A., Matijczak, A., McDonald, S. E. & Zsembik, B. A. (2020b). The concerns, difficulties, and stressors of caring for pets during COVID-19: Results from a large survey of US pet owners. *Animals*, 10(10), 1882.
- Ascione, F. R. & Weber, C. V. (1996). Children's attitudes about the humane treatment of animals and empathy: One-year follow up of a school-based intervention. *Anthrozoös*, 9(4), 188–195.
- Batson, K., McCabe, B., Baum, M. M. & Wilson, C. (1998). The effect of a therapy dog on socialization and physiological indicators of stress in persons diagnosed with Alzheimer's disease. In C. C. Wilson & D. C. Turner (Eds.), *Companion animals in human health* (S. 203–215). Thousand Oaks, Sage.
- Beck, A. M. & Katcher, A. H. (1996). *Between pets and people: The importance of animal companionship*. West Lafayette: Purdue University Press.
- Beck, L. & Madresh, E. (2008). Romantic partners and fourlegged friends: An extension of attachment theory to relationships with pets. *Anthrozoös*, 21(1), 43–56.
- Betz, A. (2009). Psychologie und Physiologie der Bindung zwischen Mensch und Tier. In C. Otterstedt & M. Rosenberger (Hrsg.), *Gefährten – Konkurrenten – Verwandte. Die Mensch-Tier-Beziehung im wissenschaftlichen Diskurs* (S. 133–152). Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Betz, A., Uvnäs-Moberg, K., Julius, H. & Kotrschal, K. (2012). Psychosocial and Psychophysiological Effects of Human-Animal Interactions: The Possible Role of Oxytocin. *Frontiers in Psychology*, 3, 234.
- Bergmann, J. R. (1988). Haustiere als kommunikative Ressourcen. In H.-G. Soeffner (Hrsg.), *Kultur und Alltag* (S. 299–312). Göttingen: Schwartz.
- Bowen, J., Garcia, E., Darder, P., Argüelles, J. & Fatj, J. (2020). The effects of the Spanish COVID-19 lockdown on people, their pets and the human-animal bond. *Journal of Veterinary Behavior*, 40(11–12), 75–91.
- Buchner-Fuhs, J. & Rose, L. (2012). Warum ein Buch zu Tieren in der Sozialen Arbeit? Eine kritische Bestandsaufnahme zur Thematisierung der Tiere in diesem Berufsfeld. In J. Buchner-Fuhs & L. Rose (Hrsg.), *Tierische Sozialarbeit* (S. 9–23). Wiesbaden: Springer VS.
- Corson, S. A. & O'Leary-Corson, E. (1980). Pet Animals as Nonverbal Communication Mediators in Psychotherapy in Institutional Settings. In S. A. Corson, E. O'Leary-Corson & J. A. Alexander (Hrsg.), *Ethnology and Nonverbal Communication in Mental Health* (S. 83–110). Oxford: Pergamon Press; Headington Hill Hall.
- Cusack, O. & Smith, E. (1984). *Pets and the elderly, the therapeutic bond*. New York: The Haworth Press.
- Endenburg, N. (1995). The attachment of people to companion animals. *Anthrozoös*, 8(2), 83–89.
- Flynn, C. (2011). Examining the links between animal abuse and human violence. *Crime, Law and Social Change*, 55(5), 453–468.

- Fook, J. (2014). The Meaning of Animals in Women's Lives: The Importance of the Domestic Realm to Social Work. In T. Ryan (Hrsg.), *Animals in Social Work: Why and How They Matter* (S. 18–31). London: Palgrave Macmillan.
- Friedman, E. (2013). Pet's presence and owners blood pressure during the daily lives of pet owners with pre- to mild hypertension. *Anthrozoös*, 26(16), 535–550.
- Headey, B. (1999). Health benefits and health cost savings due to pets: Preliminary estimates from an Australian national survey. *Social Indicators Research*, 47(2), 233–243.
- Headey, B. & Grabka, M. (2004). *The relationship between pet ownership and health outcomes: German longitudinal evidence*. DIW Discussion Papers 434.
- Hoff, T. & Bergler, R. (2006). *Heimtiere und schulisches Leistungs- und Sozialverhalten*. Regensburg: S. Roderer.
- Horn, L., Virányi, Z., Miklósi, A., Huber, L. & Range, F. (2012). Domestic dogs (*Canis familiaris*) flexibly adjust their human-directed behavior to the actions of their human partners in a problem situation. *Animal cognition*, 15(1), 57–71.
- Hosey, G. & Melfi, V. (2014). Human-animal interactions, relationships and bonds: A review and analysis of the literature. *International Journal of Comparative Psychology*, 27(1), 117–142.
- Irvine, L. (2013). Animals as Lifechangers and Lifesavers: Pets in the Redemption Narratives of Homeless People. *Journal of Contemporary Ethnography*, 42(1), 3–30.
- Jegatheesan, B., Enders-Slegers, M.-J., Ormerod, E. & Boyden, P. (2020). Understanding the Link between Animal Cruelty and Family Violence: The Bioecological Systems Model. *International Journal of Environmental Research and Public Health*, 17(9), 3116.
- Julius, H., Beetz, A., Kotrschal, K., Turner, D. & Uvnäs-Moberg, K. (2012). *Attachment to pets*. Göttingen: Hogrefe.
- Katcher, A. & Beck, A. (1983). *New Perspectives on Our Lives With Companion Animals*. West Lafayette: Purdue University Press.
- Kidd, A. H. & Kidd, R. M. (1994). Benefits and Liabilities of Pets for the Homeless. *Psychological Reports*, 74(3), 715–722.
- Kogan, L. R., Currin-McCulloch, J., Bussolari, C., Packman, W. & Erdman, P. (2021). The Psychosocial Influence of Companion Animals on Positive and Negative Affect during the COVID-19 Pandemic. *Animals*, 11(7), 2084.
- Kotrschal, K. (2009). Die evolutionäre Theorie der Mensch-Tier-Beziehung. In C. Otterstedt & M. Rosenberger (Hrsg.), *Gefährten – Konkurrenten – Verwandte. Die Mensch-Tier-Beziehung im wissenschaftlichen Diskurs* (S. 55–77). Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Kotrschal, K. (2016). *Hund und Mensch. Das Geheimnis unserer Seelenverwandtschaft*. Wien: Brandstätter.
- Lenz, K. (2009). Persönliche Beziehungen: Soziologische Traditionslinien. In K. Lenz & F. Nestmann (Hrsg.), *Handbuch Persönliche Beziehungen* (S. 29–48). Weinheim: Juventa.
- Lenz, K. & Nestmann, F. (2009). Persönliche Beziehungen – eine Einführung. In K. Lenz & F. Nestmann (Hrsg.), *Handbuch Persönliche Beziehungen* (S. 9–27). Weinheim: Juventa.
- Ligeti, A. (2017). *Die Beziehung von Mensch und Hund in schwieriger Wohnsituation*. Bachelorarbeit an der Technischen Hochschule Regensburg.
- McDonald, S. E., O'Connor, K. E., Matijczak, A., Tomlinson, C. A., Applebaum, J. W., Murphy, J. L. & Zsembik, B. A. (2021). Attachment to Pets Moderates Transitions in

- Latent Patterns of Mental Health Following the Onset of the COVID-19 Pandemic: Results of a Survey of US Adults. *Animals*, 11(3), 895.
- Messent, P. R. (1983). Social facilitations of contact with other people by petdogs. In A. H. Katcher & A. M. Beck (Hrsg.), *New perspectives on our lives with companion animals* (S. 37–46). West Lafayette: Purdue University Press.
- Mubanga, M., Byberg, L., Nowak, C., Egenvall, A., Magnusson, P. K., Ingelsson, E. & Fall, T. (2017). Dog ownership and the risk of cardiovascular disease and death – A nationwide cohort study. *Scientific Reports*, 7, 15821.
- Mugford, R. A. & M’Comisky, J. G. (1975). Some recent work on the psychotherapeutic value of cage birds with old people. In R. S. Anderson (Hrsg.), *Pet Animals and Society* (S. 54–65). Springfield: Charles C. Thomas.
- Nestmann, F. (2005). Haarige Helfer, gefiederte Gefährten und schuppige Freunde. *Gruppendynamik und Organisationsberatung*, 36(4), 443–469.
- Nestmann, F. (2010). Hilfreiche Tiereffekte in Alltag und Therapie – Biopsychosoziale Wirkungen und Erklärungsversuche. *Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis*, 42(1), 9–29.
- Nestmann, F. & Wesenberg, S. (2021). Persönliche Mensch-Tier-Beziehungen in der Covid-19-Pandemie – BIO-PSYCHO-SOZIAL oder doch SOZIO-PSYCHO-BIOLOGISCH? Lehrt uns die Pandemie andere Prioritäten der Wirkungen von Mensch-Tier-Beziehungen? *Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis*, 53(1), 11–28.
- Nestmann, F., Wesenberg, S. & Beckmann, A. (2016). Die Beziehung von Mensch und Tier und ihre gesundheitsförderliche Wirkung von der Kindheit bis ins Alter. In S. Wesenberg, A. Beckmann, F. Nestmann & V. Holthoff-Detto (Hrsg.), *Tierische Tandems. Theorie und Praxis tiergestützter Arbeit mit älteren und demenzerkrankten Menschen. Band I: Grundlagen* (S. 15–80). Tübingen: dgvt-Verlag.
- Olbrich, E. (2003). Kommunikation zwischen Mensch und Tier. In E. Olbrich & C. Otterstedt (Hrsg.), *Menschen brauchen Tiere. Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie* (S. 84–89). Stuttgart: Kosmos.
- Olbrich, E. (2009a). Mensch-Tier-Beziehungen. In K. Lenz & F. Nestmann (Hrsg.), *Handbuch Persönliche Beziehungen* (S. 353–382). Weinheim: Juventa.
- Olbrich, E. (2009b). Wechselnde Perspektiven – Das Tier als Subjekt und als Objekt (Dialog im Kolloquium). In C. Otterstedt & M. Rosenberger (Hrsg.), *Gefährten – Konkurrenten – Verwandte. Die Mensch-Tier-Beziehung im wissenschaftlichen Diskurs* (S. 257–263). Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Osborne, E. & McNicholas, J. (2004). Cats as Valued Relationships in People’s Social Networks. International Conference on Human Animal Interactions: People and Animals: A Timeless Relationship. In: Society for Companion Animal Studies (Hrsg.), *The 10th International Conference on Human-Animal Interactions. Conference Handbook* (S. 12). Glasgow: Society for Companion Animal Studies.
- Otterstedt, C. (2020). „Die Tiere machen meinen Alltag normal“. *Eine Studie zur Mensch-Tier-Beziehung in der Corona-Krise 2020*. Bremen: Stiftung Bündnis Mensch und Tier.
- Pöpplein, A. (2006). *Der Zusammenhang zwischen Tiermissbrauch und häuslicher Gewalt. Telefonische Befragung von Frauenhaus-Mitarbeiterinnen in Deutschland*. Studienarbeit an der Arbeitsstelle für Forensische Psychologie, Technische Universität Darmstadt.
- Purewal, R., Christley, R., Kordas, K., Joinson, C., Meints, K., Gee, N. & Westgarth, C. (2017). Companion Animals and Child/Adolescent Development: A Systematic Re-

- view of the Evidence. *International Journal of Environmental Research and Public Health*, 14(3), 234.
- Range, F., Huber, L. & Heyer, C. (2011). Automatic Imitation in Dogs. *Proceedings of the Royal Society B* 278, S. 211–217.
- Ratschen, E., Shoesmith, E., Shahab, L., Silva, K., Kale, D., Toner, P., Reeve, C. & Mills, D. S. (2020). Human–animal relationships and interactions during the Covid-19 lockdown phase in the UK: Investigating links with mental health and loneliness. *PLoS One*, 15(9), e0239397. <https://journals.plos.org/plosone/article/file?id=10.1371/journal.pone.0239397&type=printable> [10.05.2022].
- Risley-Curtiss, C. (2010). Social Work Practitioners and the Human-Companion Animal Bond: A National Study. *Social Work*, 55(1), 38–46.
- Risley-Curtiss, C., Zilney, L. A. & Hornung, R. (2010). Animal-Human Relationships in Child Protective Services: Getting a Baseline. *Child Welfare*, 89(4), 67–82.
- Rose, L. (2019). Idealiert, ignoriert, konsumiert: Tiere in der Sozialen Arbeit. *Sozialmagazin*, (12), 66–73.
- Ryan, T. (2011). *Animals and Social Work: A Moral Introduction*. London: Palgrave Macmillan.
- Ryan, T. (Hrsg.) (2014). *Animals in Social Work: Why and How They Matter*. London: Palgrave Macmillan.
- Sachser, N. (2018). *Der Mensch im Tier: Warum Tiere uns im Denken, Fühlen und Verhalten oft so ähnlich sind*. Berlin: Rowohlt.
- Sachser, N., Kästner, N. & Zimmermann, T. (Hrsg.) (2022). *Das unterschätzte Tier: Was wir heute über Tiere wissen und im Umgang mit ihnen besser machen müssen*. Berlin: Rowohlt.
- Siegel, J. (1990). Stressful life events and use of physician services among the elderly. The modifying role of pet ownership. *Journal of Personality and Social Psychology*, 58(6), 1081–1086.
- Singer, R. S., Hart, L. A. & Zasloff, R. L. (1995). Dilemmas Associated with Rehousing Homeless People Who Have Companion Animals. *Psychological Reports*, 77(3), 851–857.
- Slatter, J., Lloyd, C. & King, R. (2012). Homelessness and Companion Animals: More than just a Pet? *British Journal of Occupational Therapy*, 75(8), 377–383.
- Solomon, J., Beetz, A., Schöberl, I., Gee, N. & Kotrschal, K. (2019). Attachment security in companion dogs: Adaptation of Ainsworth's strange situation and classification procedures to dogs and their human caregivers. *Attachment & human development*, 21(4), 389–417.
- Spectra Marktforschung (2017). *Haustierstudie 2017*. https://www.spectra.at/fileadmin/aktuell/2017/Spectra_Aktuell_16_17_Haustiere.pdf [12.07.2022].
- Taylor, H., Williams, P. & Gray, D. (2004). Homelessness and Dog Ownership: An Investigation into Animal Empathy, Attachment, Crime, Drug Use, Health and Public Opinion. *Anthrozoös*, 17(4), 353–368.
- Turner, D. (2004). Hundehaltung und Gesundheit, Gesundheitskosten. In K. Kotrschal, V. Bromundt & B. Föger (Hrsg.), *Faktor Hund. Eine sozio-ökonomische Bestandsaufnahme der Hundehaltung in Österreich* (S. 45–46). Wien: Czernin.
- Voith, V. L. (1985). Attachment of people to companion animals. *Veterinary Clinics of North America*, 15(2), 289–295.
- Wesenberg, S. (2019). Heimtierhaltung und persönliche Mensch-Tier-Beziehungen. *Sozialmagazin*, (12), 22–29.

- Wesenberg, S. (2020). *Tiere in der Sozialen Arbeit*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Wesenberg, S. & Enders-Slegers, M.-J. (2018). Gerontologie, Demenz. In A. Beetz, M. Riedel & R. Wohlfarth (Hrsg.), *Tiergestützte Interventionen. Handbuch für die Aus- und Weiterbildung* (S. 393–405). München: Ernst Reinhardt.
- Wesenberg, S. & Nestmann, F. (2012). Mensch-Tier-Interaktionen in der subjektiven Wahrnehmung psychisch auffälliger Kinder und Jugendlicher. In A. Hanses & K. Sander (Hrsg.), *Interaktionsordnungen. Gesundheit als soziale Praxis* (S. 219–238). Wiesbaden: Springer VS.
- Wynne, C. (2019). *... und wenn es doch Liebe ist? Neues zur Hund-Mensch-Beziehung*. Nerdlen: Kynos.
- Zier, U., Rüger, H. & Münster, E. (2012). Heimtierhaltung in Armut. Ausgewählte Ergebnisse einer Gesundheitsstudie in überschuldeten Haushalten. In J. Buchner-Fuhs & L. Rose (Hrsg.), *Tierische Sozialarbeit* (S. 215–230). Wiesbaden: Springer VS.
- ZZF & IVH (2022). *Der deutsche Heimtiermarkt. Struktur und Umsatzdaten 2021*. Verfügbar unter: https://www.zzf.de/fileadmin/files/ZZF/Marktdaten/IVH_ZZF_Der_Deutsche_Heimtiermarkt_2021.pdf [21.08.2022].

Bedeutung von persönlichen Beziehungen im Case Management – empirische Einblicke aus Sicht von suchtkranken Menschen in Langzeitarbeitslosigkeit

Importance of personal relationships in case management – empirical insights from the perspective of addicted people in long-term unemployment

Zusammenfassung: Mit *Case Management* sollen Menschen in multi-problematischen Lebenslagen ‚passgenauere‘ sowie kostengünstigere Hilfen erhalten. Dazu ist Case Management nicht nur auf *Einzelfall*-, sondern auch auf *Systemebene* aktiv und vernetzt aus verschiedenen Rechtskreisen finanzierte und bei unterschiedlichen Trägern angesiedelte Angebote im stark gegliederten Gesundheits- und Sozialleistungssystem. Während jedoch auf der *Fallebene* *individualisierte* Hilfen notwendig sind, sind auf *Systemebene* *standardisierte*, für alle beteiligten Organisationen transparente Verfahren gefordert. Diese widersprüchlichen Anforderungen berühren in der Fachdebatte auch die kontrovers diskutierte Frage, wie die *Beziehung* zwischen Nutzer_in und Case Manager_in auf Fallebene zu gestalten sei. Um darauf Antworten zu finden, wurden aus offenen Interviews, die mit langzeitarbeitslosen Menschen mit Suchterkrankungen in einem Modellprojekt zu Case Management in Deutschland geführt wurden, drei *Beziehungswünsche* typisiert.

Schlagnworte: Case Management, Einzelfall- und Systemebene, Beziehungsgestaltung, Suchterkrankung, Langzeitarbeitslosigkeit

Abstract: Case management is intended to provide people in multi-problematic situations with more ‘appropriate’ and cost-effective assistance. To this end, case management is not only active at the individual case level, but also at the system level, and networks services financed from different legal systems and located with different providers in the highly structured health and social services system. However, while *individualised* assistance is necessary at the *case level*, *standardised* procedures that are transparent for all organisations involved are required at the *system* level. In the professional

debate, these contradictory requirements also touch on the controversial question of how the *relationship* between the user and the case manager should be structured at the case level. In order to find answers to this question, three relationship wishes were typified from open interviews conducted with long-term unemployed people with addiction disorders in a model project on case management in Germany.

Keywords: case management, individual case and system level, relationship building, addiction, long-term unemployment

1. Einführung

In Österreich ist Case Management (nachfolgend: CM) seit rund 20 Jahren vorwiegend in Praxisfelder der Versicherungs-, Gesundheits- und Sozialwesens eingezogen (vgl. Goger & Tordy, 2020, S. 5). Damit sollen Menschen in *multiproblematischen* Lebenslagen über verschiedene Rechtskreise und Organisationen hinweg in dem nach unterschiedlichen Zielgruppen und Leistungen gegliederten Sozialleistungssystem individuelle und damit zielführende und gleichzeitig kostengünstigere Hilfen eröffnet werden (vgl. Goger & Tordy, 2018, 2020). Konzeptionell soll CM stets auf den beiden Ebenen des *Einzelfalls* und des *Systems*, also auch der sozialen Infrastruktur agieren, was in der Praxis zu widersprüchlichen Anforderungen führen kann, wie Goger und Tordy (2018) anhand von zwei österreichischen Programmen zeigen. Denn einerseits erfordert CM auf der *Systemebene* für alle jeweils relevanten Institutionen bzw. Organisationen klar definierte und standardisierte Verfahren der Zusammen- bzw. Netzwerkarbeit, um für alle Beteiligten transparente sowie nachvollziehbare Arbeitsstrukturen wie Dauer der Intervention, Prozessabläufe oder Personalschlüssel zu gewährleisten. Andererseits können diese Standardisierungen jedoch Handlungsräume begrenzen, die die Case Manager_innen in ihrer Kooperation mit den Adressat_innen aus fachlicher Sicht benötigen, um mit ihnen verständigungs- sowie subjekt- und damit auch bedarfsorientiert zusammenzuarbeiten (ebd.). Ebenso verweisen die Ergebnisse der Forschungswerkstatt, die Klassen (2020) mit Studierenden der Fachhochschule Oberösterreich in vier bundesweiten arbeitsmarktorientierten CM-Programmen durchgeführt hat, auf widerspruchsvolle Konstellationen zwischen *Standardisierung* auf der einen Seite und *individueller Unterstützung* von Jugendlichen (CM-Programme: Jobcoaching und Produktionsschulen) und gesundheitlich beeinträchtigten Menschen (Fit2work und Rehageld) auf der anderen Seite.

Mit dem Fokus auf die individuelle, bedarfsorientierte Zusammenarbeit finden sich in der in Deutschland geführten Debatte zur Gestaltung der individuellen *Beziehung* zwischen Case Manager_in und CM-Nutzer_in (vgl. z. B. Neuffer, 2013, S. 29 ff.) verschiedene Argumente, um diese widersprüchlichen Anforderungen zwischen der *System-* und *Einzelfallebene* in der Praxis des CM differenzierter zu betrachten. So betont z. B. Wendt (2018, S. 50), dass im CM vor allem „sachlich und fair, vernünftig und möglichst zielwirksam vorgegangen werden sollte“ (ebd.) und Emotionalität dafür nicht maßgeblich sei. Im Gegensatz dazu stellt Neuffer (2013, S. 30) heraus, dass auch für CM eine „konstruktive Beziehung“ (ebd.) notwendig sei: Diese „setzt das Vertrauen der Klient/innen voraus, die Atmosphäre in dieser Beziehung ist bedeutsam“ (ebd.). Reis (2020, S. 210) sieht in dieser Kontroverse eine „Unschärfe im Zuschnitt des Case Managements“ (ebd.), die er mit dem Begriff des ‚Arbeitsbündnisses‘“ (ebd.) aufzulösen versucht. Er rät Case Manager_innen, „eine intensivere Beratungsbeziehung aufzubauen und längere Zeit Kontakt zu halten“ (ebd.), auch um die Person mit ihren vielseitigen Lebensweisen und -lagen kennenzulernen und sie zu Veränderungsprozessen anzuregen. Auch im internationalen Diskurs lassen sich Hinweise zur Relevanz der Ausgestaltung einer solchen Beratungsbeziehung wiederfinden. So betonen Cheng, Lo und Womac (2019, S. 147) auf Basis ihrer Studienergebnisse ebendiese Bedeutsamkeit der Beziehungsebene für den Outcome der von ihnen ebenfalls als „working alliance“ benannten Arbeitsform. Im Kontext einer weiteren Studie führen andere Forscher_innen diesbezüglich näher aus, dass die befragten Nutzer_innen die positive Entwicklung ihres Lebens auf die Beziehung zu ihren Case Manager_innen zurückführen würden: „People in the study attributed personal life changes to their relationship with their case manager“ (Roebuck, Aubry & Manoni-Milla, 2021, S. 944). Sie stellen weiterführend heraus, dass insbesondere die flexible und individuelle Beziehungsgestaltung sowie Berücksichtigung von persönlichen Zielsetzungen für die Nutzer_innen von Bedeutung sei (ebd., S. 949). Dabei seien jedoch „Case Management und Case Work“ (Reis, 2020, S. 210) nicht miteinander zu verwechseln: *Einzelfallarbeit*, d. h. *Case Work* bezeichnet die pädagogische oder fürsorgende Zusammenarbeit mit den Nutzer_innen Sozialer Arbeit, die dem jeweiligen Fachdienst zu überlassen sei, während *Case Management* diese sozialen Leistungen vermittelt und steuert, aber nicht selbst erbringt (ebd., vgl. auch Wendt, 2018, S. 17).

Um diese immer noch etwas vagen Ausführungen zur *Beziehungsgestaltung* im CM in der Sozialen Arbeit empirisch zu erkunden und daraus erweiterte Perspektiven zum Umgang mit den widerspruchsvollen Anforder-

rungen auf *Fall-* und *Systemebene* im CM zu erlangen, kommen im Folgenden langzeitarbeitslose Menschen mit Suchterkrankungen zu Wort. Sie nehmen in Deutschland an einem Modellprojekt zu CM teil, das im Rahmen des Bundesprogramms „Innovative Wege zur Teilhabe am Arbeitsleben – rehapro“ von 2019 bis 2024 vom Bundesministerium für Arbeit und Soziales gefördert wird. In diesem Programm werden bundesweit gegenwärtig in 92 Projekten verschiedene Ansätze entwickelt und erprobt, um die Erwerbsfähigkeit von Menschen mit gesundheitlichen Beeinträchtigungen zu bewahren oder wiederherzustellen. Einer dieser Ansätze ist CM, um Menschen in Langzeitarbeitslosigkeit und mit Suchterkrankungen zu unterstützen. Acht von ihnen wurden in qualitativen Interviews ganz offen und allgemein dazu befragt, wie für sie hilfreiche Unterstützungsangebote aussehen sollten. Die erzielten Befragungsergebnisse dienen in dem Modellprojekt dazu, aus Sicht der Nutzer_innen Handlungsempfehlungen zu Gestaltung von CM sowohl auf *System-* als auch auf *Einzelfallebene* zu erhalten.

Aufgrund der Corona-Pandemie auf der einen und schweren Erreichbarkeit der Zielgruppe auf der anderen Seite konnten bisher zwar erst acht der insgesamt 15 geplanten Interviews mit langzeitarbeitslosen Menschen mit Suchterkrankungen geführt werden. Dennoch eröffnen die Forschungsergebnisse erste empirische Einblicke dazu, wie sich die Befragten ihre *Beziehung* zu ihrem_ihrer Case Manager_in wünschen. Denn obwohl sie im Interview nur ganz allgemein zu ihren Bedarfen an Hilfen befragt wurden, finden sich in ihren Schilderungen aussagekräftige Hinweise auf ihre Wünsche zur *Beziehungsgestaltung* im CM. Ausgehend von der These, dass einige dieser Äußerungen auch als Bedürfnis nach einer *persönlicheren Beziehung* verstanden werden können, werden diese hier vorgestellt. Aus Sicht von Nutzer_innen im CM wird damit ein empirisch fundierter Beitrag dazu geleistet, welche Wünsche sie an eine *persönlichere Zusammenarbeit* mit ihren Case Manager_innen auf *Fallebene* haben, während auf *Systemebene* Standardisierungen und damit klare Regelungen, z. B. für Personalschlüssel, Arbeitsabläufe oder die Dauer des CM, gefordert sind. Zudem ergänzen die erzielten Ergebnisse jene von Gahleitner (2017) und Koenig (2019). Dort wurden Klient_innen zwar nicht prospektiv zu ihren Bedarfen, aber retrospektiv dazu befragt, welche Bedeutung für sie *persönliche Beziehungen* für die Wirksamkeit der von ihnen genutzten Angebote Sozialer Arbeit hatten, an dem CM jedoch nur teilweise beteiligt war (vgl. Gahleitner, 2017, S. 178 ff.).

Um die im Projekt erzielten Ergebnisse theoretisch und forschungsmethodisch einordnen zu können, werden zunächst in dem hier folgenden 2.

Abschnitt einige der in der Literatur verhandelten Argumente und vorliegenden empirischen Befunde zur Beziehungsgestaltung im CM vorgestellt. Im 3. Abschnitt wird der Theoriezugang geklärt und erläutert, was hier unter einer *persönlichen Beziehung* verstanden wird und wie sich diese auf professionelles Handeln im CM beziehen lässt. Im 4. Abschnitt wird das forschungsmethodische Vorgehen kurz skizziert, bevor im 5. Abschnitt die in Anlehnung an die Typenbildung von Kelle und Kluge (2010) erzielten, ausdrücklich als *explorativ* zu verstehenden, drei *typisierten Beziehungswünsche* von Nutzer_innen von CM vorgestellt werden. Diese werden im abschließenden 6. Abschnitt bezogen auf die hier interessierende Frage nach den Konsequenzen für das widerspruchsvolle Spannungsfeld zwischen individualisierter Unterstützung auf *Fall-* und Standardisierung auf *System-*ebene diskutiert.

2. Argumente und Forschungsergebnisse zur Beziehungsgestaltung im Case Management

Ohne die Debatte zur Begrifflichkeit von CM aufnehmen zu wollen (vgl. z. B. Goger & Tordy, 2018, S. 373), wird hier *Case Management* dem Verständnis der Österreichischen Gesellschaft für Soziale Arbeit folgend verstanden als „ein Handlungskonzept für die Arbeit mit Personen in komplexen und zeitlich andauernden Problemlagen zur Sicherstellung von abgestimmten, einrichtungs- sowie professionsübergreifenden und passgenauen professionellen Unterstützungen, die sich an den Förderungsbedarf von Personen in Multiproblemlagen anpassen“ (Goger & Tordy, 2020, S. 11). Insbesondere angesichts des nach verschiedenen Rechtskreisen, Zielgruppen und Leistungsträgern fragmentierten Sozial- und Gesundheitswesens in Österreich und Deutschland zeichnet sich CM im Gegensatz zu anderen einzelfallbezogenen Konzepten nach Ehlers und Müller (2013) dadurch aus, dass „die Frage der Fallarbeit explizit mit der Gestaltung der Hilfelandschaft gekoppelt ist“ (ebd., S. 108). Mit dieser Arbeit auf *Einzelfall-* und *System-*ebene werden – neben der Ermöglichung ‚passgenauer Hilfen‘ – auch eine höhere *Effektivität* und *Effizienz* sozialstaatlicher Unterstützung angestrebt, um z. B. zu vermeiden, dass mit manchem_mancher Klienten_Klientin in einer multiproblematischen Lebenslage jeweils 20 Sozialpädagog_innen zusammenarbeiten, wie die Forschungsergebnisse von Klug (2017, S. 154) zeigen. Doch besonders mit Blick auf die Ziele, *Effektivität* und *Effizienz* von Sozialleistungen zu steigern, gibt es auch kritische Stimmen, die CM als

„eine ausschließlich neoliberale und am Managerialismus orientierte sozialstaatliche Sparmaßnahme“ (Ehlers & Müller, 2013, S. 108) bewerten.

Diese kontroverse Fachdebatte zu CM in der Sozialen Arbeit vernachlässigend, interessiert hier mit dem Fokus auf die *Beziehungsgestaltung*, dass sich zentrale Kritik an dem aus der Betriebswirtschaft stammenden Begriff des *Managements* entzündet (Faß, 2013). Oben wird bereits Reis (2020) zitiert, der ausdrücklich vor der „Verwechslung von *Case Management* und *Case Work*“ (ebd., S. 219, i. O. nicht kursiv) warnt und betont, dass CM soziale Dienstleistungen lediglich *vermitteln*, aber nicht *erbringen* soll. Dennoch ist für ihn der „Aufbau einer Vertrauensbeziehung, eines ‚Arbeitsbündnisses‘ ... eine[r] intensivere[n] Beratungsbeziehung“ (ebd.) unerlässlich, um gemeinsam mit den CM-Nutzer_innen ko-produktiv deren Unterstützungsbedarfe zu ermitteln und ihnen so erst ‚passgenaue‘ Hilfen vermitteln zu können.

Wendt (2018) nutzt zwar ebenfalls die Bezeichnung „Arbeitsbeziehung“ (ebd., S. 50). Doch im Gegensatz zu Reis stellt er heraus, dass sich zwar eine „emotional ausprägende Beziehung zwischen dem Klienten und seinem Helfer oder Behandler ergeben [kann]; sie ist aber *keine* Voraussetzung für eine Kooperation“ (ebd., i. O. nicht kursiv). Dieser Auffassung von Wendt widerspricht Neuffer (2013) ausdrücklich und verweist auf die Notwendigkeit von „sowohl als auch“ (ebd., S. 29) mit der Begründung: „Durchgehende Fallverantwortung erfordert Beziehungsarbeit, um das Vertrauen der Klient/innen zu erreichen, so dass sie von Beginn bis zum Ende einer Hilfestellung emotional und inhaltlich den Unterstützungsprozess reflektieren, Eigenkräfte entwickeln (Empowerment)“ (ebd., S. 30). Dabei differenziert auch Neuffer (vgl. ebd.) zwischen *Vermittlung* in ein soziales oder medizinisches Dienstleistungsangebot und dessen *Erbringung*, ohne dass jedoch dieser Unterschied aus seiner Sicht Konsequenzen für die vertrauensvolle und kontinuierliche *Beziehungsgestaltung* hat.

Die Notwendigkeit von „Beziehungskontinuität“ (ebd., S. 153) im CM unterstreichen ebenfalls die empirischen Befunde von Klug (2017). Er zitiert verschiedene Studien, die dokumentierten, dass „in der fehlenden Beziehungskontinuität schon der Keim für das Scheitern von Maßnahmen, und zwar unabhängig davon, wie gut sie konzipiert werden“ (ebd., S. 155), liege. *Beziehungskontinuität* auf einer vertrauensvollen und empathischen Basis sei bedeutsam, um die Nutzer_innen von CM dafür zu öffnen, über sich und ihre Lebenssituation zu sprechen und sie zu motivieren, das jeweilige Angebot Sozialer Arbeit auch anzunehmen. Schließlich seien die meisten Nutzer_innen von CM in ihrer Biografie mit Beziehungsabbrüchen

konfrontiert worden, sodass für den Erfolg von CM Beziehungskontinuität unerlässlich sei (Klug, 2017).

Im Positionspapier zu CM der Österreichischen Gesellschaft für Soziale Arbeit wird ebenfalls die „Beziehungskontinuität“ (Goger & Tordy, 2020, S. 30) herausgestellt. Jedoch wird die Ausgestaltung der Beziehung nach dem *Bedarf der CM-Nutzer_innen* an einer „psychosoziale[n] Ausrichtung der Begegnung“ (ebd.) differenziert. So sei lediglich eine „vertrauensvolle und sachorientierte Arbeitsbeziehung“ (ebd., i. O. nicht kursiv) notwendig, wenn die CM-Nutzer_innen bereits kontinuierliche Vertrauens- und Bezugspersonen in ihrem sozialen Umfeld hätten und deshalb in dieser Hinsicht keine Unterstützung benötigten. Obwohl offenbleibt, wann eine Beziehung im CM als mehr oder weniger *sachorientiert* zu bezeichnen ist, so verweist doch diese Unterscheidung darauf, die *Beziehungsgestaltung* im CM genauer fassen zu wollen. Dies wird hier mit den Stimmen von acht CM-Nutzer_innen erfolgen. Um ihre *Beziehungswünsche* aus dem Interviewmaterial rekonstruieren zu können, wurde der folgende Theoriezugang gewählt.

3. Verständnis von *persönlicher Beziehung*

In der Fachdebatte Sozialer Arbeit ist unstrittig, dass eine vertrauensvolle Beziehung zwischen Adressat_innen bzw. Nutzer_innen und Fachkräften Sozialer Arbeit grundlegend für eine verständigungs- sowie subjektorientierte und damit fachlich fundierte Zusammenarbeit ist (vgl. z. B. die Beiträge in der Zeitschrift *Soziale Arbeit*, Heft 9–10, 2020). Denn Adressat_innen werden erst dann zu Nutzer_innen und offen über ihre Lebenslagen und Probleme sprechen, wenn sie sich wertgeschätzt, anerkannt und verstanden fühlen, und dies dann auch, wenn sie zuvor als ‚schwer erreichbar‘ bzw. ‚kaum zugänglich‘ galten (vgl. z. B. Simon, 2020). Aufgrund dieser zentralen Bedeutung von *Beziehungen* präzisiert Gahleitner (2017) „Soziale Arbeit als Beziehungsprofession“ (ebd.) und greift dazu – neben anderen Theoriezugängen – auf das Verständnis *persönlicher Beziehung* von Lenz und Nestmann (2009, S. 10 ff.) zurück. Dieses zeichnet sich durch fünf Bestimmungsmerkmale aus:

- (1) Sie sind durch das „*Moment der personellen Unersetzbarkeit*“ (ebd., S. 10, i. O. kursiv) gekennzeichnet, d. h. die Beziehung ist an die Personen gebunden, diese können nicht wechseln. Somit endet die persönliche Beziehung, wenn eine_r der Beteiligten ausscheidet.

- (2) Ferner gilt für sie das Merkmal der „*Fortdauer-Idealisierung*“ (ebd., S. 11, i. O. kursiv), sodass persönliche Beziehungen mit Wünschen von „Kontinuität und Dauerhaftigkeit“ (ebd.) verbunden sind und deshalb stets eine (gewisse) Zeit andauern.
- (3) Das „*Vorhandensein eines persönlichen Wissens*“ (ebd., i. O. kursiv) markiert, dass persönliche Beziehungen und ihr Verlauf maßgeblich dadurch geprägt sind, dass die Beteiligten persönliches Wissen voneinander und übereinander haben und – mit der Rollentheorie von Goffman (2002) verstanden – nicht nur Facetten der Rollen-, sondern auch der persönlichen Identität voneinander kennen.
- (4) Die „*emotional fundierte gegenseitige Bindung der Beziehungspersonen*“ (Lenz & Nestmann, 2009, i. O. kursiv) als ein weiteres Bestimmungsmerkmal betrifft sowohl positive als auch negative Emotionen; entscheidend ist, dass die Beziehungspersonen Gefühle füreinander empfinden.
- (5) Die „*ausgeprägte Interdependenz*“ (ebd., S. 12, i. O. kursiv) basiert auf der emotionalen Verwobenheit sowie der über eine (gewisse) Zeit hinweg vorhandenen Vertrautheit miteinander und meint, dass sich die Beteiligten, im Vergleich zu anderen Interaktionen, besonders ausgeprägt wechselseitig beeinflussen, wenn sie einander begegnen.

Wenn *Beziehungen* zwischen Fachkräften und Nutzer_innen Sozialer Arbeit diesen fünf Merkmalen von Lenz und Nestmann (2009, S. 10 ff.) entsprechen, werden sie hier als *professionell gestaltete persönliche Beziehungen* verstanden. Präzisiert für CM zeichnen sich diese dadurch aus, dass, erstens, die *persönliche Beziehung* zwischen Case Manager_in und CM-Nutzer_in in einem institutionellen Kontext durch einen fachlichen Anlass entstanden ist. Auch alle weiteren Kontakte bzw. Begegnungen beruhen auf fachlich begründeten Anlässen entweder auf Initiative der Nutzer_in oder der CM-Fachkraft.

Zweitens begründet die fachliche Expertise der Case Manager_in die *Zielrichtung* der gemeinsamen Aktivitäten. Denn laut Gahleitner (2017, S. 134 f.) suchen CM-Nutzer_innen „Unterstützung bei einer erfahrenen Fachkraft, die sich darum zu bemühen hat, ‚stärker und/oder klüger‘ [...] aufzutreten und Möglichkeiten zu Veränderungsprozessen bereitzustellen – nicht umgekehrt“ (ebd.). Dies schließt jedoch keineswegs Prozesse wechselseitiger Selbstöffnung im Verständnis des dritten Bestimmungsmerkmals von Lenz und Nestmann (2009), dem „*Vorhandensein eines persönlichen Wissens*“ (ebd., S. 11, i. O. kursiv) voneinander, aus. Denn dieses trägt nach Gahleitner (2017, S. 135) maßgeblich zur Vertrauensbildung bei.

Somit ist, drittens, kennzeichnend für *professionell gestaltete persönliche Beziehungen* im CM, dass Case Manager_innen – mit Goffman (2002) gesprochen – nicht in ihrem Rollenhandeln verbleiben, sondern sich auch in ihrer persönlichen Identität öffnen und authentisch mit den Nutzer_innen zusammenarbeiten (vgl. auch Gahleitner, 2017, S. 230).

Dieses Verständnis *professionell gestalteter persönlicher Beziehungen* mit den fünf Bestimmungsmerkmalen von Lenz und Nestmann (2009, S. 10 ff.) wurde mit Kelle und Kluge als ein „heuristisches Raster“ (ebd., S. 65, vgl. auch ebd., S. 39, 63 ff.) genutzt, um die in den Interviews angesprochenen Wünsche zur Beziehungsgestaltung mit den Case Manager_innen zu erfassen und zu systematisieren.

4. Forschungsmethodische Gestaltung

Wie bereits einleitend erläutert, nehmen die acht befragten suchterkrankten Menschen in Langzeitarbeitslosigkeit an einem Modellprojekt in Deutschland teil, in dem CM als Handlungskonzept gezielt für diese Personengruppe erprobt und evaluiert wird, um es langfristig zu implementieren. Da an Sucht erkrankte Menschen in Langzeitarbeitslosigkeit zumeist in Multiproblemlagen leben, bietet sich für sie CM besonders an (vgl. z. B. Arendt, 2018). Denn für sie können, im Einzelfall variierend nach Lebensalter und der jeweiligen familiären Situation, von der Arbeitsverwaltung und Suchthilfe über sozialpsychiatrische Unterstützung, Schuldnerberatung, Hilfen zur Erziehung des Jugendamtes oder Wohnungslosenhilfe zahlreiche Fachdienste mit jeweils unterschiedlichen rechtlichen Grundlagen und institutionellen Verortungen zuständig sein.

In *episodischen Interviews* nach Flick (2011) wurden die acht Befragten mit Fokus auf ihr „semantisch-begriffliches Wissen“ (ebd., S. 274) darum gebeten zu erläutern, was für sie eine hilfreiche Unterstützung bedeutet, was sie darunter verstehen und sich dazu wünschen. Ihr „episodisch-narratives Wissen“ (ebd.) galt konkreten positiven oder negativen Erlebnissen, die sie im Laufe der erfahrenen Hilfeleistungen hatten. Trotz der ganz offenen Fragestellung, wie für die Interviewten als unterstützend erlebte Hilfen gestaltet sein sollten, bezogen sich viele ihrer Ausführungen auf ihre Erfahrungen mit CM in dem einleitend erwähnten Projekt, an dem sie teilnehmen. Dies könnte die Aussagen der Befragten positiv und damit die Aussagekraft der erzielten Forschungsergebnisse negativ beeinflusst haben.

Ausgewertet wurden die Interviewtranskripte mittels des vierstufigen fallvergleichenden und -kontrastierenden Vorgehens im Verständnis von

Kelle und Kluge (2010, S. 91 ff.): (1) Zur „Erarbeitung relevanter Vergleichsdimensionen“ (ebd., S. 91) wurden als „heuristisches Raster“ (ebd., S. 65), wie schon erwähnt, die fünf Merkmale für *persönliche Beziehungen* von Lenz und Nestmann (2009) herangezogen. Damit wurden die acht Interviews, verstanden als Fälle, sowohl fallimmanent sowie -vergleichend auf gemeinsame und unterschiedliche Ausprägungen dieser Vergleichsdimensionen hin untersucht. So konnten (2) empirische Regelmäßigkeiten und (3) inhaltliche Sinnzusammenhänge innerhalb und zwischen den acht Interviews herausgearbeitet und in *drei typischen Beziehungswünschen* gruppiert werden, die nachfolgend (4) angelehnt an die Merkmale von Lenz und Nestmann (2009) charakterisiert werden. Zuvor ist jedoch zu betonen, dass diese Typenbildung mit Kelle und Kluge (2010, S. 91) „lediglich einen notwendigen ‚Zwischenschritt der Theoriebildung‘“ (ebd., i. O. kursiv) darstellt und unbedingt weiterer Studien bedarf, zumal der zweite typisierte Beziehungswunsch nur durch einen Fall belegt ist.

5. Wünsche von Nutzer_innen an die Beziehungsgestaltung im Case Management

Einführend ist hier herauszustellen, dass sich einige der Interviewten ausdrücklich auf ihr Erleben in dem hier einführend genannten Modellprojekt zu CM beziehen, während andere noch nicht so lange daran teilnehmen. Insgesamt hat sich die Dauer der Projektteilnahme als ein bedeutsamer Einflussfaktor auf die nachfolgend typisierten Beziehungswünsche der Befragten erwiesen.

5.1 Fachlich orientierte Beziehungsgestaltung

Die Interviewten mit diesem typisierten Beziehungswunsch äußern sich in ihren Schilderungen ausführlich zu den *fachlichen Kompetenzen* der Case Manager_in und den daraus resultierenden möglichen Hilfeleistungen. Sie arbeiten schon länger mit der Case Manager_in im Modellprojekt zusammen und wünschen sich auch aktuell sowie perspektivisch weiterhin Unterstützung, denn sie sind mit dem Projekt und dem dort erfahrenen CM zufrieden: „Das ist perfekt. Sie sind, wie gesagt, in allen Lagen da“ (I6, Z. 157).

Hier deutet sich bereits an, dass sich die Befragten dieses Beziehungstypus ganzheitliche und alle ihre Schwierigkeiten umfassende Hilfen durch eine beständig an ihrer Seite stehende Fachkraft wünschen: „Frau (...) hatte mit mir auf jeden Fall alle Hände voll zu tun und konnte da auch überall mit

Rat und Tat zur Seite stehen“ (I2, Z. 291 ff.). Sie erwarten inhaltlich sowohl Hilfe bei ihren primären gesundheitlichen und sozialen Problemen, wie ihre Suchterkrankung oder Erwerbslosigkeit, als auch in Bereichen der Alltagsbewältigung wie Haushaltsführung (I1, Z. 561 f.), bei persönlichen Schwierigkeiten und Krisen wie Liebeskummer (I4, Z. 297 ff.) oder bei Gerichtsverfahren, Privatinsolvenz (I6, Z. 142) sowie bei weitergehenden (gesundheitlichen) Belastungen, die nicht im direkten Zusammenhang mit ihrer Suchterkrankung stehen, wie Zahnproblemen (I4, Z. 337 ff.). Die gemeinsame Bearbeitung dieser vielfältigen Problembereiche soll mittels eines konzeptbasierten, fachlich orientierten Vorgehens erfolgen, das dennoch individuell gestaltet ist: „[...] dass die Leute sich ein Konzept zurechtlegen, gezielt bezogen auf meine Probleme“ (I4, Z. 85). So sollte nicht nach „Schema F“ (I2, Z. 357) gearbeitet werden, „um die Leute wirklich speziell, genau in die richtige Schiene reinzukriegen“ (I6, Z. 551).

Zum gewünschten professionellen Handeln wird von den Befragten auch berufliches Engagement gezählt: „Aber die strengen sich auch echt gut an“ (I6, Z. 121 f.). „Daran sieht man aber auch, dass die Leute den richtigen Job gewählt haben. Das ist ja sozial, ne?“ (I2, Z. 330). Ebenso werden theoretisches Wissen und praktische Erfahrungen zum Thema Sucht als wichtig erachtet: „die ist sehr an der Basis. Das liegt wahrscheinlich auch daran, dass sie vorher mal am Bahnhof in Köln gearbeitet hat“ (I2, Z. 244 f.). Diese Kompetenzen ermöglichten es auch, in Akutsituationen lebensnotwendige Entscheidungen für die CM-Nutzer_innen zu treffen: „Es gibt sicherlich Fälle, wo man sagen muss: Okay, ich ruf vielleicht mal einen RTW an“ (I2, Z. 297 f.).

Ferner wird auf Basis der *fachlich* orientierten Beziehungsgestaltung ein Zugang zum Hilfesystem angestrebt, bei dem der_die begleitende Case Manager_in zum einen im Sinne einer *abstrakten Lotsenfunktion* agiert: Die CM-Fachkraft soll Wissen zum Hilfesystem und den dortigen Angeboten vermitteln und weitergehend die Befragten dazu ermutigen, diese zu nutzen („Mach doch mal eine Therapie. Wird Zeit“ (I3, Z. 88 f.)), oder aber, falls notwendig, selbst aktiv werden, Dinge, wie notwendige Telefonate, durchführen (I1, Z. 87 f.). Zum anderen wünschen sich die Befragten – insbesondere bezogen auf im Kontext der Suchterkrankung erfolgende Rezidive und damit einhergehende Krisenerlebnisse –, im Sinne einer *physischen Lotsenfunktion* zu Terminen bei Fachdiensten begleitet zu werden: „Die fährt mich dann zu den Ärzten. Setzt sich mit mir ins Krankenhaus und das alles“ (I3, Z. 299 ff.).

Ferner wird von den Interviewten betont, dass – im Sinne der von Lenz und Nestmann (2009, S. 11, i. O. kursiv) beschriebenen „Fortdauer-Ideali-

sierung“ – eine andauernde, kontinuierliche Beziehung zu ihrem_ihrer Case Manager_in mit planbaren und als zuverlässig wahrgenommenen Treffen für eine gelingende Beziehungsgestaltung notwendig sei: „*Es ist nicht nur alle – weiß nicht – Beispiel zwei Monate, sondern wirklich regelmäßig*“ (I1, Z. 5 f.). Diese Beziehung sollte auch in Zukunft Bestand haben: „*Wo man wirklich eine Person hat, wo man wirklich mit redet, wo man nicht die Angst hat: ‚Oh, ich hab jetzt noch zwei, drei Sitzungen, danach muss ich wieder gucken, wo ich wieder hingeh‘*“ (I1, Z. 225 f.). Begründet wird dieser Wunsch auch damit, „*wo man nicht immer wieder von vorne anfängt, die Leiden zu erklären*“ (I1, Z. 288) und weitere Abwertungserfahrungen macht: „*[...] diese Blicke dann*“ (I1, Z. 331). Deutlich wird in diesem Zusammenhang ebenfalls, dass die Beziehung zum_zur Case Manager_in auch in Krankheits- und Urlaubsfällen als nicht durch andere Personen ersetzbar bewertet wird (I3, Z. 126 f.). Darüber hinaus erläutern alle Befragten dieses Beziehungstypus den Wunsch, in Akutsituationen ihren_ihre Case Manager_in „*jederzeit*“ (I6, Z. 136) erreichen zu können.

Des Weiteren wird *persönliches Wissen* voneinander als relevanter Baustein einer fachlich orientierten Beziehungsgestaltung gesehen: „*Ja. Ich habe ihr meine ganze Lebensgeschichte erzählt*“ (I4, Z. 237). Dieses Wissen sollte zwar beidseitig in offener Form miteinander ausgetauscht werden: „*Dazu gehört ja, gerade in dem Bereich eine ganze Menge Ehrlichkeit*“ (I2, Z. 379 f.). Aber es werden auch klare Abgrenzungen zu freundschaftlichen oder familiären Beziehungen gezogen: „*Also ziemlich auch viel persönlich. Also in der Richtung persönlich, jetzt nicht persönlich, dass ich ihr Leben weiß oder wie sie zuhause sich die Haare macht [...]*“ (I1, Z. 280 ff.).

Nicht nur in diesen Äußerungen, sondern auch in jenen zu ihrer *emotionalen Bindung* an ihre_ihren Case Manager_in sprechen die Interviewten deren Berufsrolle an. Ihr professionelles Handeln sollte von Menschlichkeit geprägt und auf Augenhöhe stattfinden, um Vertrauen zu schöpfen: „*Menschlich ist sie. Ja. Man hat keinen Schiss, da sich zu öffnen*“ (I3, Z. 508). Deutlich wird dieser Wunsch auch, wenn im Gegensatz dazu Erfahrungen mit Angehörigen anderer Berufsgruppen geschildert werden: „*nicht dieses so, wie wirklich so die Strenge, wie man beim Arzt halt, wo man so dann innerlich Angst hat, sondern wirklich mehr so menschlich halt*“ (I1, Z. 288 f.). Besonders in Abgrenzung zu negativen Erlebnissen im Jobcenter, in denen Befragte den Umgang als willkürlich erlebt haben, wird der Wunsch nach einer vertrauensvollen, verlässlichen Zusammenarbeit deutlich: „*Die [im Jobcenter] haben viele Freiheiten, [...], und wenn denen deine Nase nicht gefällt, dann zwack ich dir was Kohle ab*“ (I4, Z. 160 f.).

Des Weiteren möchten sich die Interviewten durch die professionelle Unterstützung nicht mehr *so hilflos* fühlen: „*wenn man keine Anlaufstelle hätte, wäre ich, glaube ich, schon ganz tief unten*“ (I4, Z. 326 f.). Sie wünschen sich ein Gefühl der *Geborgenheit* und des *Verstanden-Werdens*: „*Ja, man hat mich mal verstanden*“ (I3, Z. 69 f.). Auch sich nicht mehr „*so alleine fühlen*“ (I1, Z. 6), ist bedeutsam. So sollte der_die Case Manager_in auch in Krisensituationen, in denen die Befragten sonst *alleine* wären, intervenieren können: „*[...] dass das so schlimm wird, dass ich so alleine – ja mir kaum noch helfen kann. [...] So das heißt, es ist schon mal wichtig, dass ich weiß, ich hab’ jemanden, den kann ich anrufen*“ (I2, Z. 5 f.). Dies gilt vor allem in schwierigen Phasen wie bei „*Suchtdruck [...] Manchmal bin ich da ein bisschen alleine*“ (I3, Z. 315). In solchen Situationen wird sogar präventives, ein Sicherheitsgefühl vermittelndes Handeln des_der Case Manager_in in dem Sinne gewünscht, dass er_sie „*[...] überwachend tätig [ist]. So dass sie immer mal guckt, ja wie geht es denn meinen Schäfchen, ja was machen die*“ (I2, Z. 56 f.).

Trotz dieser ausgeprägten Wünsche nach emotionaler Bindung vernachlässigen die Interviewten nicht die Berufsrolle und den institutionellen Rahmen der Case Manager_innen. So wird betont, aus Scham nicht im Freundes- oder Familienkreis anzurufen, sondern: „*Also ruft man die Leute an, die auch dafür bezahlt werden*“ (I2, Z. 306). Ferner wird zwar geäußert: „*Ja, vielleicht bin ich alleine. Vielleicht möchte ich, dass derjenige neben mir auf der Couch sitzt und mir vier Stunden zuhört*“ (I2, Z. 647 ff.), ohne dabei Stigmatisierung (I3, Z. 69) zu erfahren. Aber es werden auch die Grenzen benannt: „*Das ist aber in der Praxis nicht durchführbar*“ (I2, Z. 649).

Bilanziert: Befragte, für die ein *fachlich* orientierter Beziehungswunsch zu ihren Case Manager_innen typisiert worden ist, nehmen bereits seit längerer Zeit an dem Modellprojekt teil und sind mit dem dort erprobten CM zufrieden. Diese positive Erfahrung mag mit dazu beigetragen haben, dass sie, gefragt nach ihren generellen Wünschen für eine hilfreiche Unterstützung, besonderen Wert auf die *fachlichen* Kompetenzen ihrer Case Manager_innen legen. Von ihnen wünschen sie sich, sowohl mittels Informationen, hilfreicher Tipps und motivierenden Zuspruchs als auch physisch durch direkte Begleitung zu Fachdiensten durch das Hilfesystem und seine Angebote gelöst zu werden. Die CM-Fachkräfte sollen auf die individuellen Belange der Interviewten gezielt ein- und nicht nach ‚Schema F‘ vorgehen. Sowohl *kontinuierlich* und *dauerhaft* als auch in *akuten* Krisensituationen wünschen sich die Befragten, ihre Case Manager_innen erreichen zu können und dort *umfassende* Hilfe zu *allen* sie belastenden, *vielfältigen* Problemen zu erhalten. Neben diesem starken Fokus auf eine *dauerhaft-zuverläss-*

sige und *fachlich* kompetente Beziehung möchten die Interviewten jedoch auch *persönliches Wissen* mit ihrer CM-Fachkraft teilen, ohne dabei allerdings deren Berufsrolle und den institutionellen Rahmen der Zusammenarbeit zu vernachlässigen. Besonders wichtig ist ihnen ferner eine *emotionale Bindung* zu ihrem_ihrer Case Manager_in, die – neben Menschlichkeit und Augenhöhe – vor allem dadurch geprägt sein sollte, dass sie sich *verstanden, geborgen* und nicht mehr so *hilflos* und *alleine* fühlen. Doch auch dabei lassen die Befragten die institutionellen Grenzen von CM nicht außer Acht, was bei dem folgenden rekonstruierten Beziehungswunsch anders ist.

5.2 Freundschaftlich orientierte Beziehungsgestaltung

Dieser Beziehungswunsch wurde, wie schon oben herausgestellt, in nur einem Interview mit einem_einer Befragten rekonstruiert und ist somit empirisch als nicht gesättigt zu bewerten. Dennoch wird er hier im *explorativen* Sinne für weitere Studien aufgenommen, zumal auch Kelle und Kluge (2010, S. 91) betonen, dass Typenbildung generell nur ein „*Zwischenschritt der Theoriebildung*“ (ebd., i. O. kursiv) darstellt und dringend weiterer Empirie bedarf.

Die Person mit diesem typisierten Beziehungswunsch berichtet von breiten, sehr positiven Erfahrungen in dem Modellprojekt, wo sie für sich umfassende und kontinuierliche Hilfen in allen Lebenslagen und dies auch bei der Bewältigung ihres Alltags erlebt: „*Immer, wenn es mir schlecht geht, kommt [CM] zu mir. Wenn ich sie brauche, weiß ich, sie wird zu mir kommen. Sie kommt auch immer, um Lebensmittel für mich zu kaufen ... Ja, [CM] kommt bei mir gucken, ob der Kühlschrank bei mir leer ist, und geht einkaufen für mich*“ (I5, Z. 269 ff.). Die Hilfe wird zudem als bedingungslos eingeordnet, die unabhängig von einem möglichen Fehlverhalten gewährt werde: „*Und dieses Projekt ist, denke ich, das Beste, was in meinem Leben sein konnte, ja. Wenn ich Probleme habe, komme ich zu [CM], und sie macht alles für mich. Auch wenn ich wieder ‚Scheiße‘ gemacht habe ..., [CM] hilft mir wieder. Und ich denke, dass es mein Glück war, [CM] zu treffen und in dieses Projekt zu gehen*“ (I5, Z. 34 ff.).

Ausdrücklich wird die Beziehung zum_zur Case Manager_in als *freundschaftlich* bezeichnet: „*Und wir sind Freunde (lächelt)*“ (I5, Z. 264) bzw. „*Wir sind wie Freunde*“ (I5, Z. 313). Ausdrücklich wird die Besonderheit dieses Verhältnisses und damit auch der *emotionalen Bindung* betont, die damit einhergeht: „*Ich weiß, nicht jeder hat diese Freundschaft, nicht so viel. Und aber, das ist so viel*“ (I5, Z. 336).

Im Sinne der „Fortdauer-Idealisierung“ von Lenz und Nestmann (2009, S. 11, i. O. kursiv) fühlt sich die interviewte Person sowohl regelmäßig als auch bei akutem Bedarf unterstützt: „Und sie kommt immer zu mir und hilft mir, wann immer ich sie brauche, sie hilft mir direkt (4) alles“ (I5, Z. 131 f.). Die Kontaktaufnahme erfolgt beidseitig initiativ und konstant in kurzen Zeitintervallen: „Aber am Telefon reden wir jeden zweiten, dritten Tag auf jeden Fall, ja, [CM] ruft bei mir an, fragt, wie es geht; oder ich rufe bei ihr an“ (I5, Z. 217 f.).

Die freundschaftliche Orientierung zeigt sich ferner in der Deutung von Gesprächen mit der CM-Fachkraft, die nicht in institutionalisierten Kontexten stattfinden: „Wir können überall reden, wir machen alle meine Briefe, wir essen zusammen, äh, bei McDonalds (...), paar Brötchen auch“ (I5, Z. 199 f.). Für die interviewte Person finden somit Gespräche zur Bewältigung ihrer Probleme ‚quasi nebenher‘ bei gemeinsamen – als privat eingestuft – Aktivitäten statt: „Einfach so bei Autofahrten zu Terminen reden wir“ (I5, Z. 123 f.).

Ferner ist *persönliches Wissen* voneinander vorhanden, wenn berichtet wird: „[CM] hat Angst vor Hunden“ (I5, Z. 177) und „[CM] hat auch guten Kontakt zu meinem Freund“ (I5, Z. 313 f.). In den Schilderungen wird auch die Bedeutung der *emotionalen Bindung* deutlich, denn erst infolge des persönlichen Wissens konnte nach Abbau anfänglicher Schamgefühle der Kontakt zum_zur Case Manager_in zugelassen werden: „Erstmal habe ich mich geschämt, ja. Ich weiß, dass ich ein Mensch bin, der nicht so schnell Kontakt mit Menschen hat. Aber dann, ... habe ich langsam angefangen, mit [CM] Kontakt zu haben“ (I5, Z. 114 f.). Auch das bei dem_der Case Manager_in wahrgenommene Engagement, Menschen helfen zu wollen, wird von dem_der Befragten positiv bewertet: „dass das die beste Frau ist, denke ich, sie will Leuten helfen“ (I5, Z. 117 f.), und „sie hat die Hilfe in der Seele“ (I5, Z. 128). Insgesamt ist den Ausführungen zu entnehmen, dass im Erleben der interviewten Person die *persönliche Identität* der CM-Fachkraft mit dem inneren Bestreben zu helfen und nicht die *Rollenidentität* eines ‚helfenden Berufs‘ entscheidend ist.

Bilanziert: Die befragte Person, für die ein *freundschaftlich* orientierter Beziehungswunsch typisiert worden ist, arbeitet bereits über einen längeren Zeitraum mit ihrem_ihrer Case Manager_in im Modellprojekt zusammen. Dabei war die Überwindung eines anfänglichen Schamgefühls aufgrund der gegenseitigen Fremdheit unerlässlich, um Hilfestellungen zulassen und annehmen zu können. Die Bewältigung der multiplen und langjährig bestehenden Problemlagen wird eng an den_die Case Manager_in geknüpft, der_die vor allen Dingen als Gegenüber im freundschaftlichen Sinne wahr-

genommen wird, und zudem über die fachlichen Kompetenzen zur Bewältigung der Problemlagen verfügt. Diese werden jedoch von dem_der Befragten nicht vordergründig, sondern vielmehr sekundär beschrieben; betont wird in den Schilderungen hingegen der konstant verfügbare, emotional-unterstützende Beistand, der in den privaten Kontext des_der Betroffenen eingebunden wird. Die Hilfe wird darüber hinaus als allumfassend beschrieben; neben dem emotionalen Halt, der als bedingungslos eingestuft wird, bietet die Beziehung zum_zur Case Manager_in auch die Möglichkeit, Hilfestellung im Alltag zu erhalten. Aufgaben, bei denen fachliche Kenntnisse erforderlich sind, werden ebenso übernommen oder gemeinsam im Rahmen von Treffen bewältigt, sodass die Schwierigkeit der Auseinandersetzung mit dem Problem als gering wahrgenommen wird, da sie ‚nebenher‘ erfolgt. Die fachliche Kompetenz und somit eine verbundene Rollenidentität wird zwar wahrgenommen, steht aus Sicht des_der Befragten aber weniger im Vordergrund als die Persönlichkeit und die damit verbundene intrinsische Motivation, des_der Case Manager_in, helfen zu wollen.

5.3 Ergebnisorientierte Beziehungsgestaltung

Die Befragten, die diesen, als typisch rekonstruierten Beziehungswunsch äußern, hatten erst zwei Mal Kontakt zu ihrem_ihrer Case Manager_in und verfügen deshalb nur über begrenzte Erfahrungen in dem Modellprojekt. Sie schildern ihre negativen Erfahrungen im Hilfesystem, denn sie sind in Einrichtungen aus für sie nicht nachvollziehbaren Gründen abgewiesen worden. Insgesamt sehen sie für sich kaum sinnvolle Unterstützungsangebote und fühlen sich mit ihrer zeitaufwendigen Hilfesuche ziemlich alleine gelassen (I7, Z. 39 f.). Für CM wünschen sie sich, dass ihre mehr oder weniger klar formulierten Ziele erfüllt werden: *„Ich brauche eine Wohnung, WBS, einen eigenen Bewilligungsantrag beim Jobcenter und eine Katze. ... Und eine Erstaussstattung“* (I7, Z. 95 ff.). Oder CM sollte für sie etwas bringen, *„sodass ich sagen kann: ‚Eye cool! Das, was ich damit auf den Weg bekommen hab‘, das hat etwas gebracht“* (I8, Z. 123 f.).

Hinweise auf die *„Fortdauer-Idealisierung“* (Lenz & Nestmann 2009, S. 11, i. O. kursiv) und damit auf Wünsche nach *„Kontinuität und Dauerhaftigkeit“* (ebd.) ihrer Beziehung zum_zur Case Manager_in finden sich nicht. Stattdessen wird nur Interesse an *akut-bedarfsorientierten Kontakten* laut, um möglichst kurzfristig die benötigte Hilfe zu erhalten.

Trotz des Wunschs nach einer zweckorientierten Beziehungsgestaltung zeigt sich in den Interviews, dass dennoch im weiteren Sinne das *„Vorhandensein persönlichen Wissens“* (ebd., i. O. kursiv) voneinander angestrebt

wird. So sollte der *die Case Manager_in* den Befragten persönlicher, „*ja wie einen Kumpel*“ (I8, Z. 554), „*so auf per ‚Du und Du‘*“ (I8, Z. 85) ansprechen. Zudem wird ausdrücklich auf das wechselseitige Verständnis und die gegenseitige Offenheit hingewiesen: „*wir verstehen uns. Die ist direkt raus, und ich bin auch direkt raus*“ (I7, Z. 406). Alle diese Äußerungen können auch als Wunsch interpretiert werden, Case Manager_innen nicht nur in ihrer beruflichen, sondern auch persönlichen Identität zu begegnen.

Ferner gibt es Äußerungen der Befragten mit Hinweisen auf eine „*emotional fundierte gegenseitige Bindung*“ (Lenz & Nestmann 2009, S. 11, i. O. kursiv) zum *zur Case Manager_in*. Sie basieren vor allem auf ihren negativen Erfahrungen im Hilfesystem. So wird eine Beziehung auf ‚Augenhöhe‘ betont, sodass „*man nicht über meinen Kopf entscheiden möchte*“ (I7, Z. 215) und auch negative Gefühle von Abwertung und Erniedrigung erspart bleiben: „*Die hat mich, als ob die neben mir steht, und mir den Kopf tätschelt, ich habe mich verarscht gefühlt von der*“ (I7, Z. 422 f.). Auch werden fehlendes „*Vertrauen*“ (I7, Z. 75), „*Zwang*“ (I8, Z. 96) und „*Angst*“ (I7, Z. 252) vor Leistungskürzungen des Jobcenters problematisiert. Zudem werden Wünsche nach Geborgenheit (I7, Z. 468 f.) und aktiven Hilfs- bzw. Beziehungsangeboten laut, um eigene Gefühle der hilflosen Suche nach Unterstützung zu bewältigen: „*wenn sie sehen, dass es Leute gibt, die was wollen, denen vielleicht mal so gezeigt wird: ‚Eye, da hinten steht eine Tür offen.‘ Und nicht einfach so lange warten, bis man davorsteht und kratzt und klopft*“ (I8, Z. 372 ff.).

Bilanziert: Enttäuscht von Abwertungserfahrungen, Zurückweisungen sowie versagter Unterstützung im Hilfesystem und erst seit kurzer Zeit in dem Modellprojekt äußern die Befragten, bei denen der Wunsch nach einer *zweckorientierten Beziehungsgestaltung* rekonstruiert wurde, das Ziel, möglichst kurzfristige Unterstützung bezogen auf ihre sie belastenden Probleme zu erhalten. Reflektiert anhand der Merkmale von Lenz und Nestmann (2009) deutet sich jedoch auch in diesen Interviews ein Interesse an *persönlicher gestalteten Beziehungen* im CM an. So wünschen sich die Befragten eine Beziehung wie zu einem ‚Kumpel‘, in der man sich gut versteht und offen sowie ‚gerade heraus‘ miteinander umgeht. Vor allem ist ihnen in emotionaler Hinsicht wichtig, dass sie mit ihren Anliegen und Perspektiven wahr- und ernstgenommen und nicht erniedrigt werden, auf diese Weise mitbestimmen und Vertrauen schöpfen können und bei ihnen kein Zwang (z. B. durch Sanktionsandrohungen des Jobcenters) ausgeübt wird.

6. Fazit

Gemessen an den von Lenz und Nestmann (2009) übernommenen Strukturmerkmalen *persönlicher Beziehungen* entspricht von den drei typisierten Beziehungswünschen, die Nutzer_innen an ihre Case Manager_innen haben können, der *freundschaftlich* orientierte Wunsch am meisten diesem Verständnis. Dieser wird allerdings nur in *einem* Interview deutlich, was nochmals ausdrücklich den *explorativen* Charakter der hier vorgestellten drei typisierten Beziehungswünsche unterstreicht und damit auf die Notwendigkeit weiterer Forschungen verweist. In diesem Zusammenhang ist auch erneut zu betonen, dass die erzielten Befunde nur für Beziehungswünsche von CM-Nutzer_innen gelten, die unter einer *Suchterkrankung* leiden und *langzeitarbeitslos* sind. Denn vor allem zur Bewältigung ihrer Suchterkrankung wurden von den Befragten Wünsche an die *emotionale* Gestaltung der Beziehung angesprochen, die von jenen anderer CM-Nutzer_innen in anderen multiproblematischen Lebenslagen deutlich abweichen können.

Ferner hat sich in den Interviews gezeigt, dass die Schilderungen der Befragten stark durch deren Mitwirkung in dem *Modellprojekt* beeinflusst sind, in dem CM systematisch entwickelt und erprobt wird. D. h. die Interviewten wurden zwar zu ihren *generellen* Wünschen an eine für sie als hilfreich erlebte Unterstützung befragt, doch antworteten sie auf der Basis ihrer mehr oder weniger ausgeprägten Erfahrungen im Projekt. Mithin kann ihre Projektteilnahme zumindest bei einigen der Interviewten die Perspektive auf das *Wünschbare* erweitert und so weiterführende empirische Einblicke in die Beziehungswünsche von CM-Nutzer_innen eröffnet haben, die ansonsten nicht möglich gewesen wären. Dennoch begrenzen alle diese forschungsmethodischen Spezifika die Generalisierbarkeit der erzielten Befunde ganz erheblich, sodass sie nur als *explorativ* bzw. als ein *heuristischer* Rahmen zur weiteren Theoriebildung zu verstehen sind.

Doch ungeachtet dieser Einschränkungen, die die Aussagekraft der erzielten Forschungsergebnisse deutlich mindern, verweisen sie darauf, dass die Beziehungswünsche der CM-Nutzer_innen individuell ausfallen und in einem Spektrum von *fachlich*, *freundschaftlich* oder *ergebnisorientiert* vertortet werden können. Obwohl allenfalls bei dem *freundschaftlich* orientierten Beziehungswunsch von einer *persönlichen Beziehung* im Sinne von Lenz und Nestmann (2009) gesprochen werden kann, deutet sich auch in den beiden anderen typisierten Wünschen an, dass eine *persönlichere* Beziehungsgestaltung für die CM-Nutzer_innen bedeutsam ist. Zwar unterschiedlich ausgeprägt, aber es findet sich dennoch in den Schilderungen

aller Befragten der Wunsch, den Case Manager_innen nicht nur in deren Berufsrolle, sondern auch in ihrer *persönlichen Identität* zu begegnen. Bezogen auf die *emotionale Bindung* wird eine *vertrauensvolle*, auf gegenseitiger *Anerkennung* und *Wertschätzung* beruhende, nicht durch Zwänge begleitete Begegnung auf *Augenhöhe* erwartet.

Dennoch steht bei den *fachlich* und auch *ergebnisorientierten* Beziehungswünschen vorrangig die kompetente Unterstützung durch den_die jeweilige_n Case Manager_in im Fokus. Dies schließt jedoch ausdrücklich *emotionale* Komponenten der Beziehungsgestaltung – vor allem sich nicht mehr so *hilflos* oder *alleine* zu fühlen – mit ein, weil sie zur Bewältigung der Problemlagen, insbesondere der Suchterkrankung, als notwendig erachtet werden. Dies wird besonders prägnant beim *fachlich* orientierten Beziehungstypus deutlich: Die Befragten schildern sowohl den Wunsch nach *fachlicher* Kompetenz insbesondere hinsichtlich ihrer Suchterkrankung und damit verbundenen Herausforderungen, betonen aber auch den Wunsch nach umfassender und *emotionaler* Hilfestellung, um Gefühle der Einsamkeit und Hilflosigkeit zu überwinden und Facetten der persönlichen Identität der CM-Fachkräfte kennenzulernen.

Trotz all ihrer Unterschiedlichkeit laden die drei typisierten Beziehungswünsche der CM-Nutzer_innen in der Gesamtschau dazu ein, den „Management-Begriff im Case Management“ (Faß, 2013) zumindest für die Einzelfallebene zu überdenken. Denn sie veranlassen dazu, die z. B. von Reis (2020) vertretene Unterscheidung, CM habe lediglich soziale Dienstleistungen zu *vermitteln*, aber nicht zu *erbringen*, zu hinterfragen. Zumindest Nutzer_innen mit Suchterkrankungen und in Langzeitarbeitslosigkeit wünschen sich eine *persönlichere Beziehung* zu ihren CM-Fachkräften, in der sie für *alle* ihre Problemlagen, und seien sie noch so alltäglich, umfassende Hilfen und eine emotionale Bindung erfahren, sodass – neben der *Vermittlung* – auch von der *Erbringung* sozialer Dienstleistungen gesprochen werden kann. So verstanden unterstützen die erzielten Forschungsergebnisse die Auffassung von Neuffer (2013), der für die Notwendigkeit von „sowohl als auch“ (ebd., S. 29) plädiert.

Damit richtet sich der Blick zurück auf das hier einführend formulierte Forschungsinteresse, empirische Einblicke in die Beziehungswünsche von Nutzer_innen an CM-Fachkräfte zu gewinnen, um das im CM strukturell angelegte Spannungsfeld zwischen *individueller* Beziehungsgestaltung auf der *Fall-* und *Standardisierungsnotwendigkeit* auf der *Systemebene* aus dieser Perspektive näher zu beleuchten. In der Konsequenz sprechen die erzielten Forschungsergebnisse dafür, auf der *Systemebene* für alle beteiligten Institutionen bzw. Organisationen transparente sowie präzise definierte

und dennoch mit der nötigen Offenheit beschriebene Verfahren so festzulegen, dass sie auf der *Fallebene* eine individuelle, *persönlicher* gestaltete Beziehung im CM ermöglichen. Obwohl der *freundschaftlich* orientierte Beziehungswunsch aus Gründen seiner Realisierbarkeit wahrscheinlich an institutionelle Grenzen stoßen wird, so verweisen dennoch die typisierten Beziehungswünsche darauf, dass auf *Systemebene* ein ausreichender Personalschlüssel vorhanden sein sollte, um die von CM-Nutzer_innen gewünschte *persönlichere* Beziehungsgestaltung zu ermöglichen. Zudem spricht ihr Wunsch nach langfristigeren, kontinuierlichen sowie zuverlässigen Beziehungen zum_zur Case Manager_in auf institutioneller Ebene gegen zu kurze Unterstützungszeiten durch CM sowie befristete Beschäftigungsverhältnisse. In dem Modellprojekt, in dem die hier vorgestellten Forschungsergebnisse erzielt wurden, werden alle diese die *Systemebene* betreffenden Anforderungen in der verbleibenden Laufzeit bis Ende 2024 noch zu klären sein.

Literatur

- Arendt, I. (2018). Case Management in der Sucht- und Drogenhilfe. *Soziale Arbeit*, 67(9–10), 360–366.
- Cheng, T., Lo, C. & Womac, B. (2019). Working Alliances Promote Desirable Outcomes: A Study of Case Management in the State of Alabama in the USA. *British Journal of Social Work*, 49, 147–162.
- Ehlers, C. & Müller, M. (2013). Implementierung von Case Management (CM) in Organisationen des Sozial- und Gesundheitswesens. In C. Ehlers & W. Broer (Hrsg.), *Case Management in der Sozialen Arbeit* (Theorie, Forschung und Praxis der Sozialen Arbeit, Bd. 7, S. 107–125). Opladen, Berlin und Toronto: Barbara Budrich.
- Faß, R. (2013). Management im Case Management auf Fall- und Systemebene. Über den Management-Begriff im Case Management. In C. Ehlers & W. Broer (Hrsg.), *Case Management in der Sozialen Arbeit* (Theorie, Forschung und Praxis der Sozialen Arbeit, Bd. 7, S. 71–83). Opladen, Berlin und Toronto: Barbara Budrich.
- Flick, U. (2011). Das Episodische Interview. In H. Otto & G. Oelerich (Hrsg.), *Empirische Forschung und Soziale Arbeit. Ein Studienbuch* (S. 273–280). Wiesbaden: Springer VS.
- Gahleitner, S. B. (2017). *Soziale Arbeit als Beziehungsprofession. Bindung, Beziehung und Einbettung professionell ermöglichen*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Goffman, E. (2002). *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goger, K. & Tordy, C. (2018). Praxis des Case Managements in Österreich. *Soziale Arbeit*, 67(9–10), 373–382.
- Goger, K. & Tordy, C. (2020). *Standards für Social Work Case Management. Positionspapier der Arbeitsgemeinschaft „Case Management“ der Österreichischen Gesellschaft*

- für Soziale Arbeit (ogsa). https://www.ogsa.at/wp-content/uploads/2020/07/OGSA-Positionspapier-Case-Management_RZ.pdf [28.05.2021].
- Kelle, U. & Kluge, S. (2010). *Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung*. 2., überarbeitete Aufl., Wiesbaden: VS.
- Klassen, M. (2020). Rahmenmodell zur Analyse und Planung professionellen Handelns nach Heiner am Beispiel der arbeitsmarktorientierten CM-Programme in Österreich. *Case Management*, 4, 176–181.
- Klug, W. (2017). Handlungsprobleme in der sozialarbeiterischen Case-Management-Praxis. Empirische Ergebnisse und Anregungen zur Diskussion. *Case Management*, 4, 152–160.
- Koenig, O. (2019). Auf der Suche nach Guter Form: Annäherung an eine Theorie hilfreicher Beziehungen, am Beispiel der Persönlichen Betreuung und Begleitung im Alltag von und mit Menschen mit psychischen Erkrankungen des Vereins LOK. In H. Fasching (Hrsg.), *Beziehungen in pädagogischen Arbeitsfeldern und ihren Transitionen über die Lebensalter* (S. 223–239). Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt.
- Lenz, K. & Nestmann, F. (2009). Persönliche Beziehungen – eine Einleitung. In Dies. (Hrsg.), *Handbuch Persönliche Beziehungen* (S. 9–25). Weinheim und München: Juventa.
- Neuffer, M. (2013). *Case Management. Soziale Arbeit mit Einzelnen und Familien*. 5. Auflage. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Reis, C. (2020). *Kommunales Integrationsmanagement. Leitfaden für die Praxis*. Baden-Baden: Nomos.
- Roebuck, M., Aubry, T. & Manoni-Millar, S. (2021). A Qualitative Study of the Working Alliance in the Strengths Model of Case Management with People with Severe Mental Illness. *Community Mental Health Journal*, 58, 944–954.
- Simon, T. (2020) (Hrsg.). *Schwere Arbeit. Erzählungen vom gelingenden Beziehungsaufbau zu schwer zugänglicher Klientel*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Wendt, W. R. (2018). *Case Management im Sozial- und Gesundheitswesen. Eine Einführung*. Freiburg im Breisgau: Lambertus.

Vera Dangel, Michael May

Persönliche Beziehungen in professionellen Arbeitsbündnissen Sozialer Arbeit im Feld der Gemeindepsychiatrie

Personal relationships in professional social work alliances within the field of community mental health

Zusammenfassung: Erste Ergebnisse des BMBF-geförderten Praxisforschungsverbundes *Video- und theatergestützte Soziale Innovationen im Bereich recoveryförderlicher Arbeitsbündnisse in der (Gemeinde-)Psychiatrie* (VISION-RA) zeigen, dass der Entstehung persönlicher Beziehungen in der Gemeindepsychiatrie oftmals implizite Normen des Erbringungskontextes entgegenstehen. Allerdings gibt es Hinweise, dass sich persönliche Beziehungen recoveryförderlich auswirken und solche häufig von Psychiatererfahrenen gewünscht werden. Der Beitrag greift dieses Spannungsfeld mit einer exemplarischen Analyse der Wirksamkeit impliziter Normen im Kontext gemeindepsychiatrischer Sozialer Arbeit auf, um dann Solidarische Professionalität im Zusammenhang mit anderen Professionalitätsentwürfen vorzustellen.

Schlagnworte: Persönliche Beziehung, personenorientierte Recovery, Solidarische Professionalität, Arbeitsübereinstimmung

Abstract: The first results of the BMBF-funded practice research network *Video and theater supported Social Innovations within recovery promoting working alliances in (Community) Mental Health* (VISION-RA) show that the development of personal relationships in the field of community mental health is frequently hindered due to implicit norms of the service delivery context. However, there are indications that personal relationships promote recovery and that such relationships are often desired by people with psychiatric experience. The article takes up this area of tension with an exemplary analysis of the impact of implicit norms in the context of community mental health social work, in order to then present solidary professionalism in connection with other professionalism concepts.

Keywords: personal relationship, person-centered recovery, solidary professionalism, working consensus

1. Persönliche Beziehungen in professionellen Arbeitsbündnissen: ein Problemaufriss

„Innerhalb des Fachdiskurses zur Sozialen Arbeit ist zwar relativ unumstritten, dass eine Professionalisierung notwendig wäre, es herrscht aber Uneinigkeit über die angemessene Strategie“, so Neuhaus, Becker-Lenz und Davatz (2022, S. 111) in ihrem Beitrag „Krise und Profession: Die Soziale Arbeit als krisenbearbeitende Profession während und in der Krise“. Hoch umstritten ist in diesem Zusammenhang, inwieweit persönliche Beziehungen zu Nutzenden der im Rahmen Sozialer Arbeit erbrachten Dienstleistung deren Professionalität entgegenstehen. Nach wie vor von herausgehobener Bedeutung in dieser Debatte ist Oevermanns „professionalisierungstheoretische Ableitungsbasis für eine strukturanalytische Bestimmung des Arbeitsbündnisses“ (2009, S. 113). Darin rekonstruiert er, ausgehend von dem psychoanalytischen Modell, die Logik professionalisierten Handelns als die einer „stellvertretenden Krisenbewältigung für einen Klienten auf der Basis eines explizit methodisierten Wissens“ (ebd.). Arbeitsbündnisse sieht er durch eine „widersprüchliche Einheit von spezifischen und diffusen Sozialbeziehungen“ (1996, S. 148) dergestalt gekennzeichnet, dass Professionelle und Nutzende sich darin „als ganze Personen in der Logik diffuser Sozialbeziehungen aneinanderbinden, obwohl sie grundsätzlich in der spezifischen Sozialbeziehung [...] einer [...] Dienstleistung verbleiben“ (2009, S. 117). Im Hinblick auf die Frage, „ob und wie diese widersprüchliche Einheit [...] im pädagogischen Handeln in ein professionalisiertes Arbeitsbündnis überführt werden kann, damit die potentiell negativen Entwicklungsfolgen kontrolliert vermieden und die entwicklungsfördernden Potentiale kontrolliert geweckt werden“ (1996, S. 148), übersetzt er die psychoanalytische Abstinenzregel für Fachkräfte Sozialer Arbeit als „Bleibe spezifisch!“ (2009, S. 117), was gegen eine persönliche Beziehung spricht.

Ob diese Regel in der Praxis durchgehalten werden kann, daran lassen mikroanalytische Untersuchungen psychodynamischer Therapieverläufe Zweifel aufkommen. So zeigen Studien der Boston Change Process Study Group (Stern, 2005; Stern et al., 2012), aber auch Streecks (2004) Mikroethnographie der Psychotherapie, welche entscheidende Bedeutung in solchen Therapieverläufen nonverbalen, emotionalen Abstimmungsprozessen zu-

kommt, die sich weitgehend dem Bewusstsein und einer willentlichen Kontrolle entziehen (vgl. May, 2016).

Haben Stern et al. ihre Befunde zu dieser Intersubjektivität therapeutischer Beziehungen unter Bezug auf Theorien dynamischer Systeme interpretiert, geht Dörr (2002) im Anschluss an Lorenzers (1972) Theorie der *Interaktionsformen* von einer „triangulären Struktur des ‚Arbeitsbündnisses‘ einer klinischen Praxis Sozialer Arbeit“ aus. Demnach haben sich bei beiden am Arbeitsbündnis Beteiligten im Rahmen ihrer jeweiligen Sozialisation spezifische *Interaktionsformen* als habituelle Dispositionen sedimentiert. Auf diese greifen sie in einer aktuellen Situation mehr oder weniger bewusst in ihrer Kommunikation und Ko-Produktion zurück. Und diese korrespondieren dann mehr oder weniger miteinander. Zudem interagieren sie in einer konkreten *Szene*, die ihre eigene Dynamik entwickelt¹, die sich einer bewussten Regulierung seitens der Beteiligten entzieht und deshalb über das Dyadische hinaus eine Analyse als *trianguläre Struktur* erfordert. Darin unterscheiden sich persönliche Beziehungen in keinster Weise von der vermeintlich „manifeste[n] Professionalisiertheit“ (Oevermann, 2009, S. 113) rein beruflicher *Arbeitsbündnisse* sozialer Dienstleistungen. Im Anschluss an Schaarschuch (1998) ist dem *Erbringungsverhältnis* der Dienstleistung allerdings nicht nur wie allen *Interaktionsformen* ein bestimmter *gesellschaftlicher Kontext*, sondern auch ein spezifischer *Erbringungskontext* in seiner jeweiligen *Organisation* und *Institutionalisierung* vorgelagert. Auch dieser präformiert *Interaktionsformen*.

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, ob ein professionelles ‚Arbeitsbündnis‘ durch persönliche Beziehungen beeinträchtigt oder gar verunmöglicht wird, etwas anders. Wir wollen dieser im Rahmen des Beitrages zunächst auf der Basis von Befunden unseres an die Forschungen der Bostener Gruppe anschließenden Praxisforschungsverbundes „Video- und theatergestützte Soziale Innovationen im Bereich recoveryförderlicher Arbeitsbündnisse in der (Gemeinde-)Psychiatrie (VISION-RA)“² nachgehen und im Anschluss daran auf die professionstheoretische Debatte zurückkommen.

1 Genau diese sucht die Bostener Gruppe eben systemtheoretisch zu fassen.

2 Der Praxisforschungsverbund VISION-RA der Hochschule RheinMain und der Katholischen Hochschule Mainz wird vom 1.8.2019 bis 31.7.2023 unter dem Förderkennzeichen 13FH004SA7 vom BMBF in der Linie FH-Sozial gefördert. Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffentlichung liegt bei den Autor_innen.

2. Zur Anlage des Praxisforschungsverbundes VISION-RA

In VISION-RA legen wir ein personenorientiertes Verständnis von *Recovery* zugrunde, wie es von Selbsthilfe- und Betroffenenbewegungen artikuliert wurde und wird. Wir beziehen uns nicht auf Schumpeters (2006) Verständnis *Sozialer Innovationen* als Flankierung, um die ökonomische Effektivität von technischen Innovationen zu gewährleisten. Korrespondierend mit einem personenorientierten Verständnis von *Recovery* geht es uns vielmehr um *Soziale Innovationen*, die auf eine „Individualisierung in der Vergesellschaftung“ (Lefebvre, 2016, S. 189) zielen und damit auf eine ko-produktive Verwirklichung menschlicher Subjektivität. Sie ist Kern dessen, was menschliche Gattung und Würde auszeichnet. Im Anschluss an Marx (1978, S. 408) lässt sich diese, persönliche Beziehungen keineswegs ausschließende, Ko-Produktion als *Arbeit am menschlichen Gemeinwesen* (May, 2017) fassen. Von daher wird auch deutlich, dass der Plural *Arbeitsbündnisse* im Beitragstitel, wie auch in dem von VISION-RA, sich auf solche sozial innovative Ko-Produktionen bezieht und nicht auf Oevermanns strukturtheoretischen Begriff.

Konkret trachten wir solche *Sozialen Innovationen* im Bereich *recovery-förderlicher Arbeitsbündnisse* im Feld der (Gemeinde-)Psychiatrie in einer Wissenschafts-Praxis-Kooperation video- und theatergestützt zu entwickeln. Vor dem Hintergrund der bereits erwähnten *triadischen Struktur* von Arbeitsbündnissen, wie sie von Dörr herausgearbeitet wurde, intendieren wir eine die Beziehung zwischen Professionellen und Psychiatrieerfahrenen selbst ergreifende *Aufklärung* (Negt & Kluge, 1981, S. 988). Gemäß unserem Begriff von *Sozialen Innovationen* geht es darum, diese Beziehung so zu transformieren, dass sich beide Beteiligte mittels der noch zu schildern den theater- und videogestützten, gemeinsamen Rekonstruktionen ihrer *Interaktionsformen* größere Freiheitsgrade im (gemeinsamen) Handeln erschließen.

Im Vorfeld beobachten wir *Szenen* emotionaler (Fehl-)Abstimmung zwischen Fachkräften und Psychiatrieerfahrenen im Rahmen *fokussierter Ethnografie*. Später – was aufgrund der Corona-Präventionsmaßnahmen bisher nicht möglich war – wollen wir solche Prozesse auch mit Einwilligung der Beteiligten mit parallelisierten Nahaufnahmen von Mimik und Gestik filmen. Dieses Material wird dann auf der Basis *Szenischen Verstehens* (Lorenzer, 2006) in Interpretationsgruppen auch unter Beteiligung von Studierenden *tiefenhermeneutisch* analysiert.

Bei Einwilligung der Beteiligten rekonstruieren wir mit ihnen diese *Szenen*, wobei wir mit psychodramatischen Methoden experimentieren, was

jedoch durch die Coronaschutzmaßnahmen ebenfalls stark eingeschränkt war. Einsetzen konnten wir die Technik des *Doppelns*. Stimmt die Person zu, formulieren wir dabei in Ich-Form quasi stellvertretend für sie unsere zuvor in der *Tiefenhermeneutik* gewonnenen Hypothesen über ihre latenten emotionalen Erlebensgehalte im jeweiligen Moment. Dabei geht es uns nicht um *kommunikative Validierung*. Entscheidend ist vielmehr, welchen Effekt dies im Beziehungsverhältnis auslöst und ob damit eine *Aufklärung* befördert werden kann, „die die Beziehung selbst ergreift“ (Negt & Kluge, 1981, S. 988).

Bei FehlAbstimmungen – sowohl in der beobachteten Situation als auch in der Rekonstruktion – werden im direkten Anschluss Alternativen orientiert an Boals (2009, S. 241 ff.) Statuentheater durchgespielt. Coronabedingt erfolgte dies zum Teil nur rein geistig. Im Vordergrund steht dabei, *recoveryförderliche* Konstellationen zu entdecken und Verabredungen zu treffen, wie diese zukünftig gemeinsam erprobt werden könnten. Von diesen theatergestützten Rekonstruktionen und Ideenentwicklungen bezüglich *recoveryförderlicher Sozialer Innovationen* werden ebenfalls mit Einwilligung Aufzeichnungen vorgenommen, um sie in Interpretationsgruppen tiefenhermeneutisch zu analysieren. Dabei wird auch der Einfluss unserer Moderation sowie der des *Doppelns* empirisch untersucht.

Aktuell zeichnet sich im Zuge der Corona-Regelungslockerungen für uns die Möglichkeit ab, *Szenen* mit Nahaufnahmen von Gestiken und Mimiken zu filmen. Auf dieser Basis wollen wir ausgewählte Momente emotionaler (Fehl-)Abstimmung den Beteiligten synchron in einem Bild zeigen, um sie zunächst zu fragen, was dies bei ihnen im Hier und Jetzt auslöst, und sie dann zu bitten, sich zu erinnern, was in der konkreten Situation in ihnen emotional vorgegangen ist. Auf dieser Grundlage geht es dann bei FehlAbstimmungen wieder darum, *recoveryförderliche* Lösungen gemeinsam zu entwickeln. Auch dies wollen wir bei Einwilligung aufzeichnen und tiefenhermeneutisch analysieren.

3. Gemeindepsychiatrischer Erbringungskontext im Fokus von Interaktionsformen

Mit der Fokussierung von Prozessen emotionaler (Fehl-)Abstimmung werden – wie unsere bisherigen Erfahrungen zeigen – auch stark Dimensionen der persönlichen Beziehungen in professionellen Arbeitsbündnissen zum Thema. Nicht nur vor dem Hintergrund der Befunde der Bostoner mikroanalytischen Studien zu psychodynamischen Therapieprozessen nehmen

wir an, dass sie von höchster Bedeutung für eine professionelle Beförderung persönlicher *Recovery* von krisen- und psychiatrieerfahrenen Menschen sind. Vielmehr artikulieren diese häufig – in den Beobachtungen oft eher szenisch latent, in den Rekonstruktionen dann aber auch explizit – entsprechende Wünsche nach persönlicheren Beziehungen zu Fachkräften, deren Dienstleistungen sie nutzen.

In unseren Beobachtungen zeigte sich jedoch, welch bedeutenden Einfluss die *Organisation* und *Institutionalisierung* dessen, was Schaarschuch *Erbringungskontext* nennt, auf *Interaktionsformen* hat. Die Überlagerung der Dimension persönlicher Beziehung im *Arbeitsbündnis* durch diesen wird im Folgenden entlang zweier Interaktionssequenzen³ exemplarisch aufgefächert, die als Bestandteile von uns beobachteter Alltagssituationen gemeindepsychiatrischer Sozialer Arbeit anschließend mit den jeweils Beteiligten rekonstruiert wurden. Unserem Ermessen nach bieten sie sich darüber hinaus an, Einsicht in den Datenerhebungsprozess von VISION-RA zu gewähren.

Uns geht es in diesen Beispielen darum, implizite Normen in der Gemeindepsychiatrie im Sinne einer in den alltäglichen *Interaktionsformen* des *Erbringungsverhältnisses* sich hinter dem Rücken der sozialen Akteur_innen durchtragenden latenten *Grundstruktur* (Cremer-Schäfer, 2012, S. 136) zu untersuchen. Diese impliziten Normen gilt es, gemäß Meads (1973, S. 196) *verallgemeinertem Anderen* als Repräsentanz gesellschaftlich hergestellter und legitimierter Verhaltenserwartungen und Wissensbestände bezüglich entsprechender *Interaktionsformen* zu analysieren, welche im Übergehen der entsprechenden Empfindungs- und Gedankenkontexte aus der Latenz in die Performanz *organisierter Reaktionen* (ebd., S. 308), (misslingende)⁴ *Arbeitsübereinstimmungen* (Goffman, 2017, S. 13) hervorbringen.

3.1 Szene „Der Tisch muss mit!“

Folgende drei *paraphrasierte* Interaktionssequenzen sind einem (1) ethnografischen Protokoll, einer (2) aufgezeichneten Rekonstruktion und einem (3) aufgezeichneten Evaluationsinterview entnommen. Die Datenquellen sind Bestandteile eines Datenkorpus zu einer Alltagssituation im *Erbrin-*

3 Alle erwähnten Namen von Forschungssubjekten sind pseudonymisiert.

4 Zum Abgleich dienen uns die Qualitätsmerkmale recoveryförderlicher professioneller Beziehungsverhältnisse, wie sie viele Psychiatrieerfahrene artikulieren (z. B. Topor et al., 2018).

gungskontext gemeindepsychiatrische Tagesstätte. Anlassgebend war der von dessen Nutzer, Herrn Hinrichs, geäußerte Hausbesuchswunsch, um seine Wohnortumzugsorganisation in ein Apartment mit der Tagesstättenfachkraft Frau Liebig anzugehen.

3.1.1 Auszüge aus dem Datenmaterial

(1) Frau Liebig und Herr Hinrichs stehen in seiner mit einem Esstisch und weiterem Hausrat ausgestatteten Küche, als er seine Entsorgungsabsicht des Esstischs artikuliert. Frau Liebig begleitet seine Ausführungen mit Verständnis signalisierenden „Mhms“ und schlägt ihm ein Überdenken vor. Im Anschluss an außerdem besprochene Umzugsorganisationen und auf Herrn Hinrichs Einladung hin unterhalten sie sich im Wohnzimmer auf dem Sofa sitzend. Hier bringt Frau Liebig die Frage ein, ob er nicht doch einen Transport des Esstischs in das Apartment veranlassen wolle. An seine unschlüssig wirkenden Äußerungen knüpft sie mit Bedenken zu Mahlzeiteinnahmen an Couchtischen an. Hierbei nimmt sie eine gebeugte Oberkörperhaltung ein und führt Handbewegungen so aus, als ob sie an einem Couchtisch eine Mahlzeit isst. Weiter erfragt sie seine Überlegungen zum Ort zukünftiger Mahlzeiteinnahmen. Herr Hinrichs Lippen sind jetzt einen Spalt geöffnet, seine Zungenspitze schiebt er zwischen seine Schneidezähne. Spitzbübisch auf die Beobachterin wirkend antwortet er, Mahlzeiten bei seiner Apartmentnachbarin einzuplanen. Frau Liebig lacht kurz und erkundigt sich, wo er in seinem Apartment Gästesitzplätze einplane. Auch erbittet sie, den Tisch erneut ansehen zu dürfen. Nach Herrn Hinrichs Zustimmung teilt sie aus der Küche rufend mit, dass das Tischmaß und die Apartmentgröße gut vereinbar seien, und empfiehlt ihm die erneute Abwägung der Tischmitnahme.

(2) In der Rekonstruktion schildert Herr Hinrichs seine Unsicherheit zur Tischmitnahme und äußert zunächst zögerlich, dann aber – nach Frau Liebigs Zwischenbemerkung *„Sie dürfen alles sagen, Herr Hinrichs“* – fließend sprechend seine Wahrnehmung der Ursprungssituation: *„Ja, da hatte ich den Eindruck, Sie [Frau Liebig, Verf.] wollen mir etwas so sagen, etwas ... Etwas unterschieben, und zwar ihre Meinung, dass der dahingehört, dahinpasst.“* Umgehend erklärt Frau Liebig ihren Mitnahmehinweis als *„Vorschlag“*. Auf Rückfrage des Moderierenden erläutert sie ihre Gedanken in der Ursprungssituation, wobei sie erneut eine gekrümmte Oberkörperhaltung einnimmt und mit ihren Handbewegungen eine Mahlzeiteinnahme andeutet: Die Vorstellung, Herr Hinrichs sitze an einem Couchtisch, sei ihr *„so traurig“* vorgekommen, *„man muss sich so beugen, wenn man sich was*

gekocht hat.“ Bei einer Tischmitnahme „*müsste man nur gucken, wie man das positioniert in der Wohnung.*“ Ihrer Meinung nach „*kann man einen Esstisch gebrauchen.*“ Ob Herr Hinrichs dem zustimme oder nicht, überlasse sie ihm. In der Folge paraphrasiert der Moderierende Herrn Hinrichs Äußerung „Etwas untergeschoben bekommen“ zu haben und erbittet ihn um weiterführende Hinweise sowie ein Hineinversetzen in die Ursprungssituation. Ergänzend erwähnt der Moderierende, dass die Beobachterin Herrn Hinrichs damalige Reaktionsweise als spitzbübisch wahrnahm, und erfragt sein Erleben. Diesen Sinneseindruck bekräftigt Herr Hinrichs mit den Worten, „*ja, so war’s auch gemeint*“ und erläutert: „*Ja, ihre Meinung wollte sie mir unterschieben in Bezug mit dem Tisch, ihre Meinung und da war ich nicht mit einverstanden. Bin es auch bis jetzt, bis heute nicht.*“ Weiter teilt er mit, „*es wurde mir mit dem Tisch langsam unangenehm. Ja, deswegen fiel mir das mit Frau Jung ein.*“ Und fügt hinzu, „*ich will das dann beenden, durch diese Ironie.*“⁵

(3) Im zehnten Wochen später stattfindenden Interview berichtet Frau Liebig, Herr Hinrichs habe den Tisch bei seinem Wohnortwechsel mitgenommen. Auf seinen Wunsch hin sei der Tisch zunächst auf dem Balkon untergekommen. Zwar habe er ihr keine Anerkennung zu der Tischmitnahmedee ausgeprochen, jedoch nutze er den mittlerweile im Apartment aufgestellten Tisch für Mahlzeiteinnahmen.

3.1.2 Analysevorschlag

Herrn Hinrichs Interesse an persönlicher Beziehung ist bereits seinem Hausbesuchswunsch zu entnehmen, mit welchem er Offenheit zur Einsicht in sein häusliches Umfeld gegenüber Frau Liebig anzeigt. Da der gemeindepsychiatrische *Erbringungskontext* im Zuständigkeitsbereich von *Tagesstätten* in der Regel keine Hausbesuche vorsieht, ist aufseiten Frau Liebigs von einem außergewöhnlichen Engagement auszugehen, welches sich mit einem recoveryförderlichen *breaking the rules of the institution* (Topor, Bøe & Larsen, 2018, S. 1217) auch unter Aufrechterhaltung persönlich akzentuierter *Beziehungskontinuität* skizzieren lässt.

5 Fruchtbarkeitshinweise zu unserem Forschungsvorgehen deuten Frau Liebigs Artikulationen an: In der Rekonstruktion habe sie ein „wertvolles Signal“ erhalten, da sie Herrn Hinrichs Schweigen in der Vergangenheit als „er denkt einfach noch nach und da kommt vielleicht noch was“ und nicht als „jetzt ist mal Schluss mit Beratungsgespräch“ auslegte, was sie zukünftig berücksichtigen wolle.

Erste Störungsmechanismen dieser vielversprechenden Begegnungsbedingungen präsentieren sich bei der Situationseröffnung. Der mit dem artikulierten Entsorgungsanspruch kenntlich gemachten Hausherrn-Positionierung von Herrn Hinrichs begegnet Frau Liebig mit der Heranziehung der psychiatrischen *Denkschablone* ‚wir‘ und ‚sie‘ (Weinmann, 2019, S. 33). Gestützt auf biomedizinische Wissensbestände gelangt sie zu der Deutung, einem *fürsorgebedürftigen Objekt* (ebd., S. 175) gegenüberzustehen. Zum Ausdruck bringt sie dies mit der paternalistisch anmutenden Empfehlung der Entscheidungsüberdenkung im Sinne einer *sanften Kontrolleurin* (Cremmer-Schäfer, 2012) und eröffnet damit den im Zentrum der Interaktionssequenz stehenden Aushandlungsprozess der *Arbeitsübereinstimmung* um den Tisch-Verbleib. Allerdings signalisiert sie damit auch ihre Bemühung um das Wohl des Gegenübers und berührt möglicherweise Herrn Hinrichs Wunsch nach persönlicher Beziehung, welcher mit seiner Einladung zu dem gemeinsamen Sitzen auf dem intimen Ort des Sofas an Performanz gewinnt.

Die zu persönlicher *Begegnung* einladende Situation sprengt Frau Liebig mit der erneuten Infragestellung von Herrn Hinrichs Entscheidung, womit sie weitere Hinweise auf eine „kontrollierende Belagerung“ liefert. Seine angezeigte Unschlüssigkeit nutzt sie, um an der Geltung ihres Tischmitnahmeanspruchs zu arbeiten. Ihre erfüllte und gedachte Orientierung findet sie in *verallgemeinerten gesellschaftlichen Haltungen* (Mead, 1973, S. 307) zu adäquater Mahlzeiteinnahme, welche entlang des aufgemachten Gegenhorizonts „Mahlzeiteinnahme mit ungeradem Rücken“ vermittels Gestik angezeigt, in der Erkundung von Gästeempfangsmöglichkeiten angedeutet und in der Rekonstruktion entlarvt wird. So veranschaulichen ihr infantilisierender Verweis, dass ihr das Bild von Herr Hinrichs an einem Couchtisch essend „so traurig“ vorkomme, und ihre verallgemeinernde Feststellung, man „*kann einen Tisch gebrauchen*“, implizite Normen und Verhaltenserwartungen zu Mahlzeiteinnahmen. Auch verweist die paternalistische Anmerkung, „*man müsste nur gucken, wie man das positioniert in der Wohnung*“, für den anhaltenden Aushandlungsprozess der *Arbeitsübereinstimmung* zum Tisch-Verbleib. Diesen ineinander verflochtenen Bestandteilen sozialer Interaktion, hier mit dem Konzept „fürsorgliche Belagerung“ markiert, widersetzt sich Herr Hinrichs subtil.

Ansetzend an dem intimen Begegnungsraum „gemeinsam auf dem Sofa sitzen“, eröffnet jener Herr Hinrichs den Einsatz eines in der Rekonstruktion als „*Ironie*“ betitelten rhetorischen Stilmittels, welches eine „verschiedene alternative Strategien gleichzeitig“ (Goffman, 2016, S. 65) verfolgende *persönliche Form der Anpassung* (ebd.) anzeigt. Er nutzt die Gelegenheit,

mithilfe eines *strategischen Täuschungsmanövers* (Goffman, 2018, S. 118) die Empfindungen und Wahrnehmungen der Getäuschten und als Folge davon ihre Reaktionen zu manipulieren, um der im Raum stehenden Aushandlung der Einhaltung bzw. Abweichung von gesellschaftlich anerkannten Verhaltenserwartungen zu begegnen. In Reaktion auf die „fürsorgliche-Belagerung“ erfolgt ein destruktiver Rettungsversuch der Autonomie, dessen Bestandteile hier mit dem Konzept *sekundäre Anpassungsmechanismen* (Goffman, 2016, S. 60) markiert und die Artikulationen in der Rekonstruktion „*es wurde mir mit dem Tisch, langsam unangenehm*“ und „*ich will das dann beenden*“ sowie „*ihre Meinung wollte sie mir unterschieben in Bezug mit dem Tisch*“ stützen. Überdies ermöglicht die „spitzbübisch-gemünzte“ *Form der Anpassung* (ebd., S. 65) einen die erfahrene Obrigkeit besänftigenden *Rückzug aus der Situation* (ebd.), welche die erteilte Redeerlaubnis „*Sie dürfen alles sagen, Herr Hinrichs*“ in der Rekonstruktion und das Phänomen „*lacht kurz*“ in der Ursprungssituation offenbaren.

Obschon Herrn Hinrichs Raum für eine von Selbstbestimmung getragene Umzugsorganisation beharrlich von Frau Liebigs „fürsorglich-belagernden“ Prozeduren untergraben wird, welche das Hervorstellen manifester Messwerte und die Empfehlung zur Entscheidungsüberdenkung bei Situationsschließung erkennen lassen, zeigen sich auch wertschätzende Interaktionsdynamiken. Hierzu zählt ihr Bitten um erneute Begutachtung des Tisches, womit sie seinen Hausherrn-Status anerkennt.

Dass der gemeindepsychiatrische *Erbringungskontext* „trotz aller Liberalisierung oft auch eine überwachende Funktion hat“ (Weinmann, 2019, S. 41) und damit Ansprüche von Psychiatrieerfahrenen negiert werden, veranschaulicht der im Evaluationsinterview kommunizierte Hinweis zum Tischtransport in das Apartment. Vor dem Hintergrund von Herrn Hinrichs Positionierung in der Rekonstruktion, „*da war ich nicht mit einverstanden. Bin es auch bis jetzt, bis heute nicht*“, werden hier im Aushandlungsprozess der *Arbeitsübereinstimmung* um den Tisch-Verbleib Ansprüche geltend gemacht, die dem *herrschenden Normalitätshorizont* (Keupp, 2015, S. 58) dienen.

3.2 Szene „Die aktivierende Visite“

Die folgenden zwei *paraphrasierten* Interaktionssequenzen sind einem ethnografischen Protokoll und die dritte einer aufgezeichneten Rekonstruktion entnommen. Diese Datenquellen sind Bestandteile eines Datenkorpus zu einer Alltagssituation in einer *Besonderen Wohnform*. Anlassgebend war die Verabredung zwischen der Fachkraft Frau Fitz und dem Nutzenden Herrn

Pütz zum „gemeinsamen Aufräumen“ seines Zimmers, das er sich mit einem weiteren Nutzenden teilt. Die Beobachtung erfolgte in Herrn Pütz' Zimmer. Der Zimmermitnutzende war abwesend.

3.2.1 Auszüge aus dem Datenmaterial

Frau Fitz und Herr Pütz befinden sich in seinem Zimmer. Auf dem Fußboden liegen Bettbezüge und ein Wäschekorb. Ein weiterer Wäschekorb ist auf einer zwischen den Betten stehenden Kommode platziert. Frau Fitz erkundigt sich, ob die Wäsche darin „saubere“ oder „dreckige“ sei. Herr Pütz erklärt, es sei saubere Wäsche, und wird sodann von Frau Fitz mit den Worten *„Ah, okay, dann legen Sie die doch schon mal zusammen und räumen sie in Ihren Schrank“* angewiesen. Während Frau Fitz nun in Windeseile circa 30 Wasserflaschen aus einer Ecke zwischen Bett und Kommode hervorholt und in Tüten füllt, steht Herr Pütz neben der Kommode und blickt in den darauf platzierten Wäschekorb. Langsam führt er seine Hand in den Wäschekorb und bewegt Wäscheteile hin und her. Er wirkt so, als ob er nicht wisse, womit er anfangen soll. Jetzt wendet er sich vom Wäschekorb ab und spricht seine gestrige Begegnung mit einem Freund an, bei dem er Colabier getrunken habe. Frau Fitz unterbricht das Flaschensammeln und teilt ihm ihre Bedenken zu seinem Alkoholkonsum mit.

Im weiteren Situationsverlauf teilt Herr Pütz seine Entscheidung gegen die einrichtungsinterne Routinetätigkeit der „Essenabholung“ mit, woraufhin Frau Fitz mit einem genervten Unterton entgegnet: *„Och Herr Pütz, ich hab' mich da jetzt wirklich für Sie eingesetzt und viele Gespräche geführt. Ich ...“*. Herr Pütz wirft lächelnd ein: *„Sie kriegen hier noch die Krise, ne? Aber Sie sind schwer in Ordnung, Frau Fitz.“* Frau Fitz reagiert mit kurzem Augenverschließen und tiefem Durchatmen. Infolge tauschen sich die Beteiligten einige Minuten zu seiner Entscheidung aus, bis Frau Fitz abrupt den Diskussionsfokus wechselt, indem sie mitteilt: *„Ach, und noch was. Wir haben ja jetzt einige neue Kolleg_innen und deshalb wird sich die Betreuung ein bisschen verschieben. Und wir haben im Team besprochen, dass wir uns vorstellen könnten, dass es mit Ihnen und der Frau Fest ganz gut passen würde. Frau Fest wird dann jetzt Ihre Betreuung übernehmen. Okay?“* Herrn Pütz' Miene wirkt für einen Moment versteinert. Auf seine Frage: *„Und Sie betreuen mich dann nicht weiter?“*, antwortet Frau Fitz, sie werde die Vertretung weiterhin übernehmen. *„Ah. Okay“*, entgegnet Herr Pütz.

In der neun Tage später stattfindenden Rekonstruktion merkt Frau Fitz an, Herrn Pütz' Zimmer *„muss nicht perfekt aufgeräumt sein.“* Bei der beobachteten Begebenheit gehe es *„weniger vielleicht ums Zimmer, als dass da ab*

und zu was gemacht wird. Dass Sie [Herr Pütz, Verf.], ne, sich betätigen.“ Herr Pütz bejaht ihre Anmerkung.

3.2.2 Analysevorschlag

Die in einer *Besonderen Wohnform* stattfindende Begegnung rahmt das Bundesteilhabegesetz nach § 113, womit ein Anspruch auf *Assistenzleistungen* zur *Befähigung* und *Unterstützung sozialer Teilhabe* besteht. Allerdings stellt Frau Fitz diese traditionelle Aufgabenstellung Sozialer Arbeit in einen anderen Kontext, indem sie mit ihrer Anmerkung, „Dass Sie [Herr Pütz, Verf.], ne, sich betätigen“, auf die aktivierende *Maxime Fördern und Fordern* der Teilhabe- bzw. Befähigungsstrategie des deutschen Sozialstaates rekurriert. Hieran knüpft auch die mit der Nutzung *Besonderer Wohnformen* verbundene *Teilhabeplanung* nach § 19 SGB IX an. Diese findet Niederschlag in einer defizitorientierten Bedarfsermittlung und Leistungsfinanzierung mit Instrumenten, entlang derer es gilt, menschliches Sozialverhalten zu kategorisieren und zu evaluieren sowie samt den als erforderlich ergründeten *Assistenzleistungen* zu dokumentieren.

Dass der auf diese Art und Weise institutionalisierte gemeindepsychiatrische *Erbringungskontext* die Kontrolldimension des konstitutiven *Doppelcharakters von Hilfe und Kontrolle* des Arbeitsfelds (Gemeinde-) Psychiatrie vermittelt *organisierter Reaktionen* (Mead, 1973, S. 308) bestärkt und der Entstehung persönlicher Beziehungen entgegensteht, zeigt bereits die anlassgebende Verabredung der Beteiligten an. So orientiert sich Frau Fitz explizit an der Aktivierungslogik gemeindepsychiatrischer Teilhabeförderung. Weiter zieht sie die traditionelle psychiatrische *Denkschablone* ‚wir‘ und ‚sie‘ (Weinmann, 2019, S. 33) heran und erzeugt die fürsorgliche Realitätskonstruktion, ihre Verabredungsabsicht „Dass Sie [Herr Pütz, Verf.], ne, sich betätigen“ im Interesse von Herrn Pütz zu unterschlagen, da er diese „mindestens zu Anfang, ablehnen würde, wenn er entdecken würde, was wirklich vor sich geht“ (Goffman, 2018, S. 115 f.): Zusammengenommen lässt sich diese Interaktionsdynamik als *paternalistische Täuschung* (ebd., S. 116) konzeptualisieren und ist auf die situationsanlassgebende Verabredung „gemeinsames Aufräumen“ sowie die Anmerkung in der Rekonstruktion, es gehe „weniger vielleicht ums Zimmer, als dass da ab und zu was gemacht wird“ gestützt.

Dass Frau Fitz die Begegnung mit Herrn Pütz als „aktivierende Visite“ rahmt (Goffman, 2018), in der es Teilhabeziele zu trainieren gilt, offenbart ihr hemmungsloses Eindringen in seine Privatsphäre. Bei Interaktionssequenzeröffnung toleriert sie die Gefahr, ihn bloßzustellen, indem sie den

Hygienezustand der Wäsche erfragt. Damit arbeitet sie nicht nur dem Entstehen einer persönlichen Begegnung entgegen. Hier finden sich auch Anklänge an ein *institutionell arrangiertes Geständnis* (Goffman, 2016, S. 40). Ihre aktivierende Erwartungshaltung stützt sie auf normative Wissensbestände zu gesellschaftlich anerkannter Haushaltsführung und gibt diese mit dem Appell zur Wäscheverwahrung kund. Die Entgleisung der „aktivierenden Visite“ ereignet sich infolge von Frau Fitz' Heranziehung biomedizinischer psychiatrischer Wissensbestände, wonach sie einem fürsorgebedürftigen „Opfer seiner Krankheit“ gegenüberzustehen vermeint. Zum Ausdruck bringt sie dies in der selbst erteilten Berechtigung zum Flaschensammeln in seinem Zimmer, welche nicht nur mit paternalistischen, sondern auch mit demütigenden Interaktionsdynamiken einhergeht.

Frau Fitz' Autonomie einschränkendem und entwürdigendem Visitieren widersetzt sich Herr Pütz in Form einer *schützenden Distanz* (Goffman, 2016, S. 51). Die von ihm erlebte *persönliche Ohnmacht* (ebd.) deutet sich in seinen als gehemmt erachteten, verlangsamten Handbewegungen und seinem als verunsichert gelesenen Blick in den Wäschekorb an. Mit seiner Einlassung zum Vortag eröffnet er sich die Möglichkeit, die Beantwortung von Fragen eigenständig zu lenken, womit er (ansatzweise) Autonomie zurückzugewinnen vermag. Da im Zuge der Analyse der Eindruck entstand, dass sowohl durch die Fachkraft „als durch die Untersuchung selbst die Privatsphäre des Individuums verletzt“ (ebd., S. 37) wurde, bietet es sich an, die Interaktionssequenz „Zimmerreinigung“ im Anschluss an Goffman als *soziale Verunreinigung* (ebd.) zu konzeptualisieren und die Reaktionsweise als eine *destruktive Anpassungsleistung der schützenden Distanzeinnahme* (ebd., S. 51) zu kennzeichnen.

Mit der Anmerkung „*Aber Sie sind schwer in Ordnung, Frau Fitz*“ spricht Herr Pütz nicht nur eine Anerkennung aus. Hier scheint sich auch eine Aushandlungsprozesseröffnung um eine *Arbeitsübereinstimmung* bezüglich einer persönlicheren Beziehung anzudeuten. Frau Fitz reagiert zunächst unverbindlich. Ihr kurzes Augenverschließen und tiefes Durchatmen zeigt weder Ablehnung noch Zuneigung an. Im Fortgang nimmt sie jedoch schlagartig eine abweisende Positionierung ein und präsentiert sich als dominierende Expertin des Geschehens. Ohne Treffen von *Vorsichtsmaßnahmen* (Goffman, 2017, S. 16) zur Vermeidung diskreditierender Umstände stößt sie Herrn Pütz ab. Deutlich wird dies an ihrer sachlich-distanzierten Informationsweitergabe zu der bereits festgelegten Arbeitsbeziehungsauflösung. Damit beendet sie nicht nur den *Aushandlungsprozess* um eine persönlichere Beziehung, sondern *behandelt* Herrn Pütz auch wie ein Objekt, „das in die Verwaltungsmaschinerie [der Besonderen Wohnform,

Verf.] eingefüttert und reibungslos durch Routinemaßnahmen gehandhabt werden kann“ (Goffman, 2016, S. 27).

In ihrem vagen Hinweis, „*Wir haben ja jetzt einige neue Kolleg_innen und deshalb wird sich die Betreuung ein bisschen verschieben*“, dokumentieren sich die *diffusen Regeln* eines *gestaffelten Autoritätssystems* (ebd., S. 48) der *Besonderen Wohnform*. Frau Fitz' autoritativ überhöhte Feststellung, „*wir haben im Team besprochen, dass wir uns vorstellen könnten, dass es mit Ihnen und der Frau Fest ganz gut passen würde*“, setzt auf Herrn Pütz' „Angst vor einer Übertretung der Regeln und vor den Folgen, die diese zeitigt“ (ebd., S. 49). Diese dokumentiert sich in seiner von der Beobachterin als „*versteinert*“ wahrgenommenen Miene und in seiner bereitwilligen Hinnahme der Vertretungsregelung.

4. Zu den Grenzen persönlichere Beziehungsverhältnisse im Erbringungsverhältnis personenbezogener Dienstleistungen im Feld der Gemeindepsychiatrie

Nicht nur im vorsichtig-erkundenden Rückfragen Herrn Pütz', „*Und Sie betreuen mich dann nicht weiter?*“, sondern auch in zahlreichen *ero-epischen Gesprächen* (Girtler, 2009, S. 147 ff.) sowie Workshops, die wir mit Psychiatrieerfahrenen in den mit uns kooperierenden Einrichtungen durchgeführt haben, um ihre Vorstellungen bezüglich *recoveryförderliche Arbeitsbündnisse* zu erheben, dokumentieren sich ihre Wünsche nach stärker persönlich geprägten Beziehungen zu Fachkräften. Wie repräsentativ diese Wünsche im Hinblick auf deren Grundgesamtheit sind, lässt sich schwerlich beurteilen, ist es doch wahrscheinlich ein bestimmter Typus von Nutzenden der Dienstleistungen unserer Praxispartnerschaftseinrichtungen, der sich für unsere diesbezüglichen Angebote interessiert.

Demgegenüber negieren vor allem Fachkräfte mit einem eher klinisch-psychiatrischen Professionsverständnis nicht nur solche Wünsche, widersprechen sie doch auch ihrer Auslegung von Oevermanns Regel „*Bleibe spezifisch*“ (2009, S. 117). In gemeinsamen Rekonstruktionssitzungen mit ihnen war oftmals auch keine ihre Beziehung mit den Nutzenden selbst ergreifende *Aufklärung* möglich.

Negt und Kluge haben herausgearbeitet, dass eine solche Aufklärung zumeist in Form einer „*begrenzte[n] Regelverletzung*“ (1981, S. 988) erfolgt. Dies korrespondiert mit Befunden der Bostoner Gruppe, die in ihren mikroanalytischen Untersuchungen für den Verlauf von Therapieprozessen entscheidende *Szenen* identifizieren konnten, in denen bei beiden Beteilig-

ten „ganz akut das Gefühl auftaucht, dass das bestehende intersubjektive Feld bedroht ist, dass eine wichtige Veränderung (zum Guten oder Schlechten) in der Beziehung möglich ist“ (Stern, 2005, S. 174). Sie sprechen diesbezüglich von *Jetzt-Momenten*, da die Beteiligten emotional „in solchen Augenblicken vollständig [...] in den Gegenwartsmoment hineingezogen [werden], vor dem es kein Entrinnen gibt“ (ebd.).

Aufgelöst werden kann ihren Erkenntnissen zufolge „die durch den Jetzt-Moment heraufbeschworene Krise“ (ebd., S. 175) nur dadurch, wenn von beiden Seiten „eine authentische, präzise auf die augenblickliche lokale Situation abgestimmte Reaktion“ (ebd.) so synchron erfolgt, dass selbst mikroanalytisch oft nicht mehr rekonstruiert werden kann, von wem der Impuls ausging. Die Bostoner Gruppe spricht deshalb von beiden gemeinsam erzeugten *Begegnungsmomenten*. Deren Charakteristikum besteht „in einer spezifischen ‚Rekognition‘ der subjektiven Realität des Anderen [...]. Jeder Partner erfasst und ratifiziert eine ähnliche Version dessen, ‚was jetzt, zwischen uns beiden, geschieht‘“ (Stern et al., 2012, S. 56). Aufgrund der Synchronizität, in der diese *Rekognition* erfolgt, kann diese von der Bostoner Gruppe beobachtete Aufhebung der durch einen *Jetzt-Moment* heraufbeschworenen Krise der bisherigen *Arbeitsübereinstimmung* durch einen *Begegnungsmoment* auch im Sinne von Negt und Kluge als eine die Beziehung selbst ergreifende *Aufklärung* verstanden werden.

In unseren Rekonstruktionen ereigneten sich jedoch *Begegnungsmomente* häufiger zwischen den Psychiatrieerfahrenen und uns Forschenden beim *Doppeln* als zwischen ihnen und den Professionellen. Im Anschluss an Negt und Kluge ist der Grund dafür „im Kern der Machtverhältnisse, die in einer Beziehung bestehen“ (1981, S. 989), zu suchen. Denn die einer die Beziehung selbst ergreifende *Aufklärung* vorangehende „begrenzte Regelverletzung“ (ebd., S. 988) erfolgte in allen von den Bostoner publizierten *Jetzt-Momenten*, wie auch im bisherigen von VISION-RA gesammelten Datenmaterial, stets vonseiten der Nutzenden. In solchen *Jetzt-Momenten* werden aber die Machtverhältnisse in der Beziehung dadurch *aufgehoben*, dass auch die Fachkräfte „als ganze Personen in der Logik diffuser Sozialbeziehungen“ (Oevermann, 2009, S. 117) emotional „vollständig [...] in den Gegenwartsmoment hineingezogen“ (Stern, 2005, S. 174) werden und so nicht mehr *spezifisch* zu handeln in der Lage sind.

Von Negt und Kluge ist diese Art *dialektischer Aufhebung* als ein weiteres zentrales Moment einer die Beziehung selbst ergreifenden *Aufklärung* herausgearbeitet worden. Gerade weil solche starken emotionalen Reaktionen viele Fachkräfte als unprofessionell erachten, erfolgt dann entsprechend unserer Daten häufig ihre Antwort auf die „begrenzte Regelverletzung“

(Negt & Kluge, 1981, S. 988) der Nutzenden „als überzogene Reaktion“ (ebd.), um das Setting wiederherzustellen. In den Rekonstruktionen versuchen wir dies dahingehend reflexiv aufzuarbeiten, dass wir im *Doppeln* der Fachkräfte ihre (mögliche) Angst artikulieren, als unprofessionell zu erscheinen. Zum Teil konnte dies auch angenommen werden. Aus Interviews mit Fachkräften haben wir Hinweise darauf, dass sich einige ermutigt fühlen, mehr Emotionen und auch persönliche Beziehungen zu Nutzenden zuzulassen.

In unserem Datenmaterial finden sich überdies Beispiele, wie Fachkräfte Beschämungen der Psychatrieerfahrenen, wie sie mit immer wieder notwendigen Anamnesen unweigerlich einhergehen, dadurch zu mildern suchten, dass sie über ähnlich gelagerte eigene Scheitererfahrungen berichteten, wodurch sich *Begegnungsmomente* ergaben. Dem Material zufolge führten solche, für persönliche Beziehungen charakteristische *Interaktionsformen* weit häufiger zu *Begegnungsmomenten* als *Jetzt-Momente*, die sich aufgrund von begrenzten Regelverletzungen der Psychatrieerfahrenen einstellten.

5. Professionalitätstheoretische Konsequenzen

Aus dem Ausgeführten lassen sich unterschiedliche professionalitätstheoretische Konsequenzen ziehen: Baumann (2009, S. 31 ff.) hat eine spezifische Lesart von Oevermanns Strukturtheorie des professionalisierten Arbeitsbündnisses als „widersprüchliche Einheit von spezifischen und diffusen Sozialbeziehungen“ (Oevermann, 1996, S. 148) entwickelt. Derzufolge sollten Professionelle diese Anteile jeweils in besonderer Weise im Hinblick auf die „Verhaltensstörung“ (Baumann, 2009) der Nutzenden ihrer personenbezogenen Dienstleistungen akzentuieren. Zwar bezogen auf sogenannte „Systemsprenger“ in der Kinder- und Jugendhilfe, aber durchaus übertragbar auf krisen- und psychiatrieerfahrene Erwachsene, hat er diese Überlegungen sogar genutzt, um in idealtypischer Weise scheiternde *Arbeitsbündnisse* dahingehend zu analysieren, dass in der einen Konstellation zu sehr der *diffuse*, in der anderen zu sehr der *spezifische* Anteil akzentuiert worden sei (vgl. Baumann, 2012, S. 128 ff.). Mit dieser erzieherischen Funktionalisierung der *diffusen* Anteile aber findet vonseiten der Professionellen – entgegen der von entsprechenden Bedürfnissen geprägten Wahrnehmung der Nutzenden – kein Einlassen auf eine persönliche Beziehung statt.

Demgegenüber plädiert Dörr (2002) – Oevermanns Strukturtheorie transformierend – für ein *Arbeitsbündnis* von Professionellen im Kontext

Psychoanalytischer Sozialer Arbeit mit sich selbst. Sie sieht es als notwendig an, dass sich Fachkräfte auch auf persönliche Beziehungen mit Nutzenden einlassen, um sich „als ganze Personen in der Logik diffuser Sozialbeziehungen“ (Oevermann, 2009, S. 117) emotional auch in deren zu diesem Zeitpunkt von ihnen noch nicht verstandene *Interaktionsformen* verwickeln zu lassen. Denn erst auf der Grundlage eines solchen persönlichen Sich-Aussetzens erscheint es möglich, in *spezifischer* Weise mit reflexiver Distanz im *Szenischen Verstehen* dessen latente Bedeutungen zu erschließen. Negt und Kluge nennen dies „einfache Aufklärung“ (1981, S. 987). Obgleich sie zunächst nicht die Beziehung ergreift, sondern nur „eine Person [...] und in dieser nicht alle wirkenden Kräfte in gleicher Weise“ (ebd.), sondern nur die *spezifischen*, zielt sie darauf, als Professionelle(r) wie *ganze Person* eine sich auch in entsprechenden *Interaktionsformen* mit den Nutzenden ausdrückende *Haltung* zu entwickeln. Die damit verbundenen *Sozialen Innovationen* können dann – wie Negt und Kluge formulieren – „wiederum als Stärkung in die Beziehung einwandern. Die Klarsicht setzt Kräfte frei, die die Defizite des anderen ausgleichen. Einsicht setzt sich in Kooperation um“ (ebd.).

Kooperation ist als „Praxis gemeinsamer Aufgabenbewältigung“ (Kunstreich & May, 2020) von Professionellen und Adressat_innen ein zentrales Element einer *solidarischen Professionalität* Sozialer Arbeit. Diese setzt auf dialogische Formen einer *Bildung am Sozialen*, die zugleich mit demokratischen Formen einer *Bildung des Sozialen* (Kunstreich & May, 1999) dialektisch vermittelt sind. Infolgedessen stellt sich hier die von Oevermann (1996, S. 148) im Hinblick auf die Professionalisierbarkeit Sozialer Arbeit aufgeworfene Frage einer kontrollierten Vermeidung der negativen Entwicklungsfolgen einer *stellvertretenden Deutung* und *Krisenintervention* erst gar nicht. Denn in der „Praxis gemeinsamer Aufgabenbewältigung“ (Kunstreich & May, 2020) im Rahmen *solidarischer Professionalität* ist „Ausgangs- und Bezugspunkt jeder Überlegung und jeder Handlung [...] die *Situation*, in der es zwei oder mehrere Menschen miteinander zu tun haben“ (ebd., S. 50).

Dies korrespondiert mit dem, was Dörr (2002) als „trianguläre Struktur des ‚Arbeitsbündnisses‘“ bezeichnet. Im Anschluss an Lorenzer sowie Negt und Kluge ist davon auszugehen, dass der in einer *Szene* enthaltene latente *Stoff* leidenschaftlicher Motive zugleich auch die *Ausgänge* im Sinne einer die Beziehung selbst ergreifenden *Aufklärung* birgt. Allerdings werden zu meist durch die Vehemenz dieser Motive, welche sich daraus erklärt, dass sie sich bisher nicht selbstreguliert verwirklichen konnten, „die ebenfalls in diesem Stoff vorhandenen winzigen Pausen und Inkubationspunkte, aus

denen aller natürliche Ausgang sich zusammensetzt, in der Praxis überannt. Die winzigen Pausen finden statt, sind ebenso reale Grundlage wie die reinen Aktivitäten, werden aber nicht bemerkt und können deshalb auch nicht stoff-verändernde Werkzeuge entwickeln“ (Negt & Kluge, 1981, S. 996). Gerade solche Momente, in denen die im Beziehungsverhältnis wirkenden Kräfte einander aufheben, bergen das Potenzial für sozial innovative Prozesse einer Bildung *des* und *am* Sozialen. Denn in diesen Formen einer die Beziehung selbst ergreifenden *Aufklärung* verbinden sich „Motiv und Vernunft, Natürliches und Willentliches“ (ebd., S. 997) anders als bei der skizzierten *einfachen Aufklärung* (ebd., S. 987) im Rahmen *Szenischen Verstehens* (May, 2005, S. 207 ff.).

In *Begegnungsmomenten* gelingt diese Verbindung nach Beobachtung der Bostoner Gruppe vor allem dann, wenn die danach entstehende Stille nicht durch Deutungen des Moments und seiner Genese seitens der Fachkräfte gleich wieder unterbrochen wird. Denn damit einher geht zwangsläufig eine Verlagerung des Prozesses „vom aktuellen Hier und Jetzt [...] zu einem anderen Hier und Jetzt [...], in dem die Haltung abstrakter und gebrochener ist“ (Stern, 2005, S. 177). Wenn Stern vor diesem Hintergrund dafür plädiert, dass Professionelle statt den „Fluss“ in dieser Weise zu unterbrechen, „ihn sein Werk verrichten und seine eigene unmittelbare Bestimmung finden lassen“ (ebd.) sollten, korrespondiert dies in hohem Maße mit der skizzierten Theorie von Negt und Kluge.

Solche *Begegnungsmomente* können zwar professionell nicht künstlich herbeigeführt werden. Allerdings vermag sich durch ein Wissen aufseiten der Professionellen um deren Bedeutung – vor allem aber durch entsprechende Erfahrungen mit diesen – eine gewisse Sensibilität im Hinblick auf die Möglichkeit weiterer *Begegnungsmomente* in deren *implizitem Beziehungswissen* auszubilden, wie dies die Bostoner Gruppe mit einem in ihren Augen „weiterhin revisionsbedürftigen Arbeitsterminus“ (Stern et al., 2012, S. 55) bezeichnet. Zudem dürfte deren Entstehen auch in dem Maße begünstigt werden, wie Professionelle ihre eigene leibliche – und dazu gehört auch psychische – Vulnerabilität sowie ihr damit verbundenes „primäre[s] Ausgesetztsein gegenüber dem Anderen“ (Butler, 2007, S. 135) nicht verdrängen, sondern diese „Unerträglichkeit [...] als Erinnerungsposten einer geteilten Verletzlichkeit“ (ebd.) im Bewusstsein halten (May, 2014). In einem weit größeren Horizont sieht Butler dies auch als Grundlage einer politischen Ethik der Verletzlichkeit.

Literatur

- Baumann, M. (2009). *Verstehende subjektlogische Diagnostik bei Verhaltensstörungen. Ein Instrumentarium für Verstehensprozesse in pädagogischen Kontexten*. Hamburg: tredition.
- Baumann, M. (2012). *Kinder, die Systeme sprengen. Wenn Jugendliche und Erziehungshilfe aneinander scheitern* (Bd. 1). Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren GmbH.
- Boal, A. (2009). *Theater der Unterdrückten. Übungen und Spiele für Schauspieler und Nicht-Schauspieler*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Butler, J. (2007). *Kritik der ethischen Gewalt*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Cremer-Schäfer, H. (2012). Kritische Institutionenforschung. Eine Forschungstradition, an der weitergearbeitet werden kann? In E. Schimpf & J. Stehr (Hrsg.), *Kritisches Forschen in der Sozialen Arbeit* (S. 135–148). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Dörr, M. (2002). Zur triangulären Struktur des ‚Arbeitsbündnisses‘ einer klinischen Praxis Sozialer Arbeit. In M. Dörr (Hrsg.), *Klinische Sozialarbeit – eine notwendige Kontroverse*. Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren.
- Girtler, R. (2009). *Methoden der Feldforschung*. Stuttgart: UTB GmbH.
- Goffman, E. (2016). *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goffman, E. (2017). *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. München: Piper.
- Goffman, E. (2018). *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Keupp, H. (2015). Vom utopischen Überschuss zum desillusionierten Realismus. In *40 Jahre Psychiatrie-Enquete: Blick zurück nach vorn* (S. 52–64). Köln: Psychiatrie Verlag.
- Kunstreich, T. & May, M. (1999). Soziale Arbeit als Bildung des Sozialen und Bildung am Sozialen. In Widersprüche Redaktion (Hrsg.), *Transversale Bildung – wider die Unbilden der Lerngesellschaft* (S. 35–52). Bielefeld: Kleine.
- Kunstreich, T. & May, M. (2020). Partizipation als Arbeitsprinzip – zur Praxis gemeinsamer Aufgabenbewältigung. In Widersprüche Redaktion (Hrsg.), *Dialogisches Handeln und Forschen. Mit Freire die neoliberalen Verwüstungen überwinden* (S. 49–60). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Lefebvre, H. (2016). *Das Recht auf Stadt*. Hamburg: Edition Nautilus.
- Lorenzer, A. (1972). *Zur Begründung einer materialistischen Sozialisationstheorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lorenzer, A. (2006). *Szenisches Verstehen. Zur Erkenntnis des Unbewussten*. Marburg: Tectum.
- Marx, K. (1978). Kritische Randglossen. In K. Marx & F. Engels, *Werke* (Bd. 1, S. 392–410). Berlin: Dietz.
- May, M. (2005). *Wie in der Sozialen Arbeit etwas zum Problem wird. Versuch einer pädagogisch gehaltvollen Theorie sozialer Probleme*. Münster: Lit.
- May, M. (2014). Auf dem Weg zu einem dialektisch-materialistischen Care-Begriff. In Widersprüche Redaktion (Hrsg.), *Arbeit am Leben: Care-Bewegung und Care-Politiken*. Münster: Westfälisches Dampfboot.

- May, M. (2016). Analyse von Veränderungsprozessen in frühkindlichen Interaktionen und psychodynamischen Therapien: Zu den Professionalitätstheoretischen Konsequenzen des integrativen Paradigmas und seiner Kritik. *Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau (SLR)* (72), 112–128.
- May, M. (2017). *Soziale Arbeit als Arbeit am Gemeinwesen. Ein theoretischer Begründungsrahmen*. Leverkusen: Barbara Budrich.
- Mead, G. H. (1973). *Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Negt, O. & Kluge, A. (1981). *Geschichte und Eigensinn*. Frankfurt am Main: Zweitausendeins.
- Neuhaus, L., Becker-Lenz, R. & Davatz, A. S. (2022). Krise und Profession. Soziale Arbeit als krisenbearbeitende Profession während und in der Krise. In Th. Kurtz & J. Henseler (Hrsg.), *Soziale Arbeit in der Krise? Soziologische und sozialpädagogische Analysen* (S. 105–134). Wiesbaden: Springer VS.
- Oevermann, U. (1996). Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisierter Handelns. In A. Combe & W. Helsper (Hrsg.), *Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns* (S. 70–182). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Oevermann, U. (2009). Die Problematik der Strukturlogik des Arbeitsbündnisses und der Dynamik von Übertragung und Gegenübertragung in einer professionalisierten Praxis von Sozialarbeit. In R. Becker-Lenz, S. Busse, G. Ehlert & S. Müller (Hrsg.), *Professionalität in der Sozialen Arbeit. Standpunkte, Kontroversen, Perspektiven* (S. 113–142). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden.
- Schaarschuch, A. (1998). *Theoretische Grundelemente Sozialer Arbeit als Dienstleistung. Perspektiven eines sozialpädagogischen Handlungsmodus*. Habilitationsschrift, Universität Bielefeld. https://www.erziehungswissenschaft.uni-wuppertal.de/fileadmin/erziehungswissenschaft/fach_sozialpaedagogik/Schaarschuch_Soz_Dienstleistung_Habilschrift.pdf [17.07.2022].
- Schumpeter, J. A. (2006). *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Stern, D. N. (2005). *Der Gegenwartsmoment. Veränderungsprozesse in Psychoanalyse, Psychotherapie und Alltag*. Frankfurt am Main: Brandes und Apsel.
- Stern, D. N., Bruschiweiler-Stern, N., Lyons-Ruth, K., Morgan, A. C., Nahum, J. P., Sander et al. (2012). *Veränderungsprozesse. Ein integratives Paradigma*. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel.
- Stichweh, R. (2009). Leitgesichtspunkte einer Soziologie der Inklusion und Exklusion. In R. Stichweh (Hrsg.), *Inklusion und Exklusion. Analysen zur Sozialstruktur und sozialen Ungleichheit* (S. 29–42). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Streeck, U. (2004). *Auf den ersten Blick. Psychotherapeutische Beziehungen unter dem Mikroskop*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Topor, A., Bøe, T. D. & Larsen, I. B. (2018). Small Things, Micro-Affirmations and Helpful Professionals Everyday Recovery-Orientated Practices According to Persons with Mental Health Problems. *Community mental health journal*, 54(8), 1212–1220.
- Weinmann, S. (2019). *Die Vermessung der Psychiatrie. Täuschung und Selbsttäuschung eines Fachgebiets*. Köln: Psychiatrie Verlag.

Situative Herstellung des Persönlichen. Ethnografische Perspektiven auf Aushandlung von Beziehung in wenig formalisierten Settings der Sozialen Arbeit

Situational production of the personal.
Ethnographic perspectives on the negotiation of
relationship in less formalised social work settings

Zusammenfassung: Die situative Herstellung des Persönlichen untersuchen die Autorinnen anhand von drei ethnografischen Studien in den Feldern der Offenen Kinder- und Jugendarbeit und der Akzeptanzorientierten Drogenarbeit. Hierbei fokussiert der Beitrag die Frage, wie persönliche – in Verbindung mit spezifischen – Beziehungskomponenten in die Interaktion eingebracht werden und mit welchen situativen Motiven sie verbunden sind. Im Vergleich der Felder und der Perspektiven von Nutzer_innen und Sozialarbeiter_innen werden unterschiedliche Motive vorgestellt. Die Akteur_innen bringen persönliche Beziehungskomponenten ein, um Verlässlichkeit oder Erreichbarkeit zu sichern, und um Machtungleichheiten situativ auszugleichen – in Bezug auf die Ziele in der Interaktion ebenso wie in Bezug auf die Beziehung selbst.

Schlagnworte: Arbeitsbeziehung, Aushandlung, Offene Kinder- und Jugendarbeit, Akzeptanzorientierte Drogenarbeit, Ethnografie, Grounded Theory

Abstract: The authors explore the situational production of the personal on the basis of three ethnographic studies in the fields of open child and youth work and acceptance-oriented drug work. Here, the contribution focuses on the question of how personal – in combination with specific – relationship components are brought into the interaction and with which situational motifs they are related. By contrasting the fields and the perspectives of service users and social workers, different motifs are presented. The participants introduce personal relationship components in order to ensure reliability or accessibility, and in order to equalize power imbalances

situationally – regarding to the aims in the interaction and regarding to the relationship itself.

Keywords: working relationship, negotiation, open child and youth work, acceptance-oriented drug work, ethnography, grounded theory

1. Einleitung

Wenig formalisierte Settings Sozialer Arbeit wie Offene Kinder- und Jugendarbeit oder Akzeptanzorientierte Drogenarbeit sind durch eine hohe Variabilität und Flexibilität in der Beziehungsgestaltung zwischen Nutzer_innen und Sozialarbeiter_innen charakterisiert. Forschungsergebnisse aus der Offenen Kinder- und Jugendarbeit verdeutlichen, dass Arbeitsbeziehungen zusätzlich durch die Diffusität des Beziehungsangebots geprägt sind (Cloos, Köngeter, Müller & Thole, 2009, S. 259 ff.). In Anlehnung an Oevermanns (2013) analytische Differenzierung von diffusen und spezifischen Beziehungskomponenten fragen wir in diesem Beitrag, wie persönliche – in Verknüpfung mit spezifischen – Beziehungskomponenten in die Interaktion eingebracht werden, und mit welchen situativen Motiven sie verbunden sind. Dafür greifen wir auf Ergebnisse und empirisches Material aus drei Studien zurück (Unterkofler, 2014; Streck, 2016; Unterkofler, 2021). Mit der vorliegenden Analyse möchten wir zudem einen Einblick in Praxis und Nutzen handlungsfeldvergleichender Forschung geben.

Im Folgenden skizzieren wir, vor dem Hintergrund der theoretischen Perspektive des Beitrags, zentrale Forschungsergebnisse zur Frage der Verknüpfung persönlich-diffuser und spezifischer Komponenten in Arbeitsbeziehungen in wenig formalisierten Settings Sozialer Arbeit (2). Im Anschluss erläutern wir das methodische Vorgehen der vorliegenden Analyse (3) und stellen zwei grundlegende Motive für das Einbringen persönlicher Beziehungskomponenten vor, die wir anhand von Situationsanalysen exemplarisch rekonstruieren (4 und 5). Abschließend resümieren wir den Mehrwert von feldübergreifenden und perspektivverschränkenden Analysen der Herstellung Sozialer Arbeit (6).

2. Forschungsstand zu Arbeitsbeziehungen (in wenig formalisierten Settings) Sozialer Arbeit

Der Forschungsstand zu Arbeitsbeziehungen in der Sozialen Arbeit bezieht sich in seinen theoretischen Ausgangsüberlegungen vorwiegend auf Oe-

vermann (2013), der Soziale Arbeit als ein Arbeitsbündnis fasst, „deren Partizipanten sich als ganze Personen in der Logik diffuser Sozialbeziehungen aneinanderbinden, obwohl sie grundsätzlich in der spezifischen Sozialbeziehung von Vertragspartnern einer kaufbaren Dienstleistung verbleiben“ (Oevermann, 2013, S. 123). Unter diffuser Sozialbeziehung versteht er, dass Menschen sich als ganze Personen und nicht allein als Rollenträger_innen gegenüberstehen. Er konstatiert, dass das sozialarbeiterische Setting aufgrund des gesellschaftlichen Kontrollauftrags nicht im idealtypischen Sinne als „freie autonome Praxis“ (Oevermann, 2013, S. 142) eines Hilfesuchenden zu verstehen ist. Übertragbar sei jedoch, dass auch in der Sozialen Arbeit Arbeitsbündnisse von der Gleichzeitigkeit diffuser und spezifischer Beziehungsanteile geprägt sind (Oevermann, 2013, S. 146; Becker-Lenz, 2014, S. 361). Auch wir greifen in diesem Beitrag auf diese Unterscheidung als Heuristik empirischer Untersuchungen zurück, vor dem Hintergrund eines interaktionistischen Zugangs sprechen wir jedoch von *Arbeitsbeziehungen*, da wir weiteren normativen Implikationen des Konzepts nicht folgen.

In der Sozialen Arbeit, und dies gilt in besonderem Maße für wenig formalisierte Settings, tritt die widersprüchliche Einheit diffuser und spezifischer Beziehungsanteile aufgrund alltagsnaher Settings besonders hervor (Thiersch, 1986, S. 51), da keine „therapeutische Sonderwelt“ (Müller, 2012, S. 156) erschaffen wird. Die Arbeitsbeziehung ist immer „ein Stück geteilten realen Lebens“ (Müller, 2012, S. 157), denn Soziale Arbeit kann das Gegenüber nur im Kontext des konkreten Alltagshandelns verstehen und wird so zwangsläufig ein Teil der alltäglichen Handlungsmuster.

Nur wenige empirische Studien nehmen das Verwobensein diffuser und spezifischer Beziehungsanteile als widersprüchliche Einheit genauer unter die Lupe. Zeller (2012) unterscheidet in kritischer Auseinandersetzung mit Forschungsergebnissen zur Heimerziehung zwischen persönlichem und spezifischem Vertrauen. Persönliches Vertrauen bezieht sich auf das „Sein des Professionellen“ (Zeller, 2012, S. 100) und spezifisches Vertrauen auf die Rolle sowie die Institution, die er im Handeln vertritt. Sie zeigt, dass Beziehungen Sozialer Arbeit gelingen, wenn beide Vertrauenskomponenten erkennbar sind, wobei das Maß der Notwendigkeit eines persönlichen Vertrauens von den erlebten Verletzungen aufseiten der Adressat_innen ebenso wie von geforderten Veränderungsaufgaben abhängt.

Schröder (2017) zeigt für die stationäre Kinder- und Jugendhilfe, dass Emotionsarbeit das professionelle Interaktionsverhältnis bestimmt. Emotionsarbeit sei immer auch „eine Inszenierung des Selbst“ (Schröder, 2017, S. 252). Um beruflich-fachliche Handlungsziele zu erreichen, wird an den

eigenen und fremden Gefühlen gearbeitet. Die Differenzierung zwischen diffusen und spezifischen Beziehungskomponenten in der Praxis Sozialer Arbeit kann nur schwer vollzogen werden, da emotionale Arbeit einerseits zum spezifischen Rollenhandeln gehört, andererseits durch die Nähe zu diffus-persönlichen Beziehungen charakterisiert ist.

Streck et al. (2018, S. 241) rekonstruieren im Vergleich von zwei Studien in den Handlungsfeldern der Schulsozialarbeit und der offenen Drogenarbeit „das Bespielen von Diffusitäten“ als einen Modus des Doing Social Work in Interaktionen zwischen Adressat_innen und Sozialarbeiter_innen. So sind sozialarbeiterisches Wissen oder professionelle Rollenrahmungen oft nicht explizit. Gegenstand interaktiver Aushandlungen ist im Besonderen, welche Art der Arbeitsbeziehung Soziale Arbeit kennzeichnet.

Bis hierher ist festzuhalten, dass Alltagsnähe, emotionale Arbeit sowie persönliches Vertrauen als Aspekte von Beziehungen Sozialer Arbeit eine Diffusität begründen, in der – in Anlehnung an die Begrifflichkeit von Zeller (2012) – komplex persönliche und spezifische Beziehungsanteile miteinander verstrickt sind und ausgehandelt werden müssen (vgl. auch Oelkers & Sundermann, 2022, S. 159). Diese Notwendigkeit der Aushandlung repräsentiert sich auch im Forschungsstand zur Gestaltung von Arbeitsbeziehungen in wenig formalisierten Settings Sozialer Arbeit wie den Handlungsfeldern Offene Kinder- und Jugendarbeit sowie Akzeptanzorientierte Drogenarbeit.

Offene Kinder- und Jugendarbeit stellt Räume mit Treffpunktcharakter und aufsuchende Angebote zur Verfügung und adressiert nicht spezielle Zielgruppen, sondern alle Kinder und Jugendlichen. Offenheit in Bezug auf Inhalte und Arbeitsweisen ist bedingt durch die Orientierung an den Interessen der Kinder und Jugendlichen. Als pädagogische Prinzipien resultieren daraus Partizipation sowie Freiwilligkeit der Nutzung (Sturzenhecker & Richter, 2012). Dies führt dazu, dass Sozialarbeiter_innen kaum über formale Machtmittel verfügen. In der Folge ist das Feld durch „Diskursivität“ (Sturzenhecker, 2006, S. 181) geprägt, d. h. es unterliegt laufenden Aushandlungsprozessen, was in den zur Verfügung gestellten Räumen passieren soll (Cloos et al., 2009, S. 87 ff.). Als Bildungsgelegenheiten werden die Aushandlungsprozesse selbst identifiziert (Sturzenhecker, 2006).

Vor diesem Hintergrund verstehen Studien, die Offene Kinder- und Jugendarbeit untersuchen, ‚Beziehungen‘ als Bildungsgegenstand (Bimschas & Schröder, 2003; Müller, Schmidt & Schulz, 2008). Kindern und Jugendlichen wird ermöglicht, differenzierte Beziehungsformen zu erlernen. Hierbei können sich Sozialarbeiter_innen nicht auf einzelne Rollenmuster (z. B. Erzieher_in, Lehrer_in, Therapeut_in, Dienstleister_in, private Rollenmus-

ter) zurückziehen. Sie müssen eine fall- und situationsadäquate „merkwürdige Mischung aus all diesem“ (Müller et al., 2008, S. 60) praktizieren und spezifische und persönliche Beziehungsanteile ausbalancieren (Bimschas & Schröder, 2003, S. 76 f., Müller et al., 2008, S. 61). Sie bieten den Jugendlichen ein Experimentierfeld im Rahmen „stellvertretende[r] Ablösebeziehungen“ (Bimschas & Schröder, 2003, S. 179) und sind gefordert, in den Beziehungen Unverbindlichkeit auszuhalten, selbst aber verbindlich zu sein (ebd., S. 95 ff., 179 f.). So arbeiten Cloos et al. (2009, S. 259 ff.) einen spezifischen Typus von Arbeitsbeziehungen und damit der „Ausbalancierung zwischen diffusem und spezifischem Handeln“ (ebd., S. 259) heraus: Sozialarbeiter_innen inszenieren sich als ‚Gleiche‘, jedoch scheinen immer wieder sozialpädagogische Ansprüche und Machtungleichheiten auf, die Sozialarbeiter_innen als ‚Andere‘ sichtbar machen.

Akzeptanzorientierte Drogenarbeit stellt ebenfalls Räume mit Treffpunktcharakter und aufsuchende Angebote zur Verfügung. Sie richtet sich an Menschen, die ihren Konsum unter finanziell und gesundheitlich prekären Bedingungen realisieren. Vor dem Hintergrund einer prohibitiven, kriminalisierenden Drogenpolitik ist ihre Aufgabe, die Nutzer_innen bei der Stabilisierung ihrer Lebenssituation zu unterstützen. Zentrale Prinzipien sind Akzeptanz der Lebenssituation, Selbstbestimmung der Konsument_innen (trotz Suchterfahrung), Freiwilligkeit der Nutzung der Angebote sowie möglichst geringe Bedingungen an die Unterstützung (Stöver, 1999, S. 14; Schneider, 2005, S. 19). Adressat_innen werden Räume zur Verfügung gestellt, die sich von anderen relevanten Räumen in deren Lebenswelt als „sicherer Raum in einer unsicheren Gesellschaft“ (Streck, 2016, S. 267) unterscheiden, d. h. sie sind entlastet von Entdeckung, Verfolgung, Stigmatisierung und Problematisierung (ebd., S. 267 ff.). Dort steht außerdem Infrastruktur zur Verfügung, wie Angebote der Grundversorgung und der sozialarbeiterischen Begleitung (Schroers, 1995; Unterkofler, 2021).

Studien im Kontext Akzeptanzorientierter Drogenarbeit stellen heraus, dass persönliche Beziehungen vor allem dann relevant werden, wenn Regeln übertreten werden und die Sozialarbeiter_innen (auch) eine kontrollierende Rolle einnehmen müssen (Schroers, 1995, S. 105). Insgesamt schreiben Sozialarbeiter_innen in der Akzeptanzorientierten Drogenarbeit der Beziehung zu den Nutzer_innen eine zentrale Rolle zu. Sie verstehen es als Grundlage ihrer Arbeit, mit allen Nutzer_innen eine „vertrauensvolle Basis aufzubauen“ (Molnar, 2019, S. 283). Im Sinne eines „Dran-Bleibens“ (Unterkofler, 2021, S. 21) werden kontinuierliche Beziehungen zu den Nutzer_innen angestrebt. Gleichzeitig stellt die Beziehung zu Nutzer_innen auch eine „wesentliche Grundlage persönlicher und beruflicher Anerken-

nung“ (Schroers, 1995, S. 105) dar. Dies macht deutlich, dass (auch persönlichen) Beziehungskomponenten von den Sozialarbeiter_innen ein hoher Wert zugemessen wird.

Werden konkrete Situationen und Handlungsmuster der Sozialarbeiter_innen betrachtet, zeigt sich, dass der in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit entwickelte Arbeitsbeziehungstypus der ‚Anderen unter Gleichen‘ (s. o.) auch in der Akzeptanzorientierten Drogenarbeit relevant erscheint, um persönliche und spezifische Beziehungskomponenten auszubalancieren. Insbesondere bei Aktivitäten der Geselligkeit (z. B. beim Kickern) wird deutlich, dass im Zuge des Spiels abwechselnd Gleichheit und Differenz konstruiert wird (Unterkofler, 2021, S. 21 ff.).

Im Gegensatz zu den Sozialarbeiter_innen heben Nutzer_innen die Bedeutung von Beziehungen zu einzelnen Sozialarbeiter_innen nicht explizit hervor. Vielmehr rekonstruiert Streck (2016, S. 280) eine „Irrelevanz der Person der Sozialarbeiterin“ und es findet eine „*Generalisierung von Vertrauen*“ (Streck, 2016, S. 282, H. i. O.) statt. Nutzer_innen beschreiben es zwar (teils) als wichtig, Ansprechpartner_innen im Kontaktladen zu haben, beziehen das aber nicht auf bestimmte Personen, sondern auf Sozialarbeiter_innen als Vertreter_innen von Institutionen, die für die Nutzer_innen sichere Räume herstellen (Streck, 2016, S. 280 ff.).

Deutlich wird, dass *beide Settings* durch eine Offenheit geprägt sind, die mit der Betonung der Selbstbestimmung von Gruppen einhergeht, die in anderen Kontexten wenig(er) Möglichkeiten selbstbestimmten Handelns haben. Deutlich wird auch, dass in beiden Settings der Fokus der sozialarbeiterischen Interaktionen auf der Aushandlung von deren Zielen und auf von den Nutzer_innen eingebrachten Nutzungsinteressen liegt. Beides ist als strukturelle Rahmung für die Herstellung und Gestaltung von (Arbeits-)Beziehungen zu verstehen. Jedoch zeichnet sich auch ab, dass in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit der Fokus auf Bildungsprozessen liegt, während in der Akzeptanzorientierten Drogenarbeit eher Versorgung und Stabilisierung der Lebenssituationen der Nutzer_innen in den Fokus genommen werden.

Durchgehend zeigt der dargestellte Forschungsstand, dass persönliche und spezifische Beziehungskomponenten miteinander verknüpft sind. Die dargestellten Studien richten aber nicht gezielt ihr Erkenntnisinteresse auf die Frage, wie situativ spezifische und persönliche Beziehungskomponenten von Sozialarbeiter_innen und von Nutzer_innen in die Interaktion eingebracht und verknüpft werden oder welche Motive dieser situativen Herstellung persönlicher Beziehung zugrunde liegen.

3. Methodisches Vorgehen: Handlungsfeldvergleichende Analyse im Kontext theoriebildender ethnografischer Forschung

Den Mehrwert einer ethnografisch vergleichenden Forschungsperspektive heben sowohl Bollig und Kelle (2012) als auch Cloos und Schulz (2012) hervor. Dieser besteht nach Bollig und Kelle (2012, S. 201) in „einer doppelten Kodierung des Vergleichens“: So können zum einen systematisch Gemeinsamkeiten und Differenzen zwischen untersuchten Feldern herausgearbeitet werden, zum anderen können theoretische Konzepte begründet und geschärft werden, mit dem Ziel, empirisch begründete Theoriebildung voranzutreiben (ebd., S. 206 ff., Cloos & Schulz 2012, S. 218). Gerade der Vergleich als Modus der Analysetätigkeit schärft den Blick auf das je andere Feld, sodass dieses in seinen spezifischen Eigenheiten erkennbar wird, ebenso aber feldübergreifende Muster rekonstruierbar werden (Bollig & Kelle, 2012, S. 210 f.). Im Kontext ethnografischer Forschung bietet sich eine Verknüpfung mit der Grounded-Theory-Methodologie an, deren Methoden stringent auf die (minimale und maximale) Kontrastierung im Rahmen des Sampling und der Analyse ausgerichtet sind (Strauss, 2010; Charmaz, 2006). Diese Verknüpfung führt zu einem spezifisch vergleichenden und dezidiert theoriebildenden Vorgehen im Rahmen ethnografischer Forschung (Timmermans & Tavory 2010).

Um im Rahmen eines handlungsfeldvergleichenden Vorgehens der Frage nach der Herstellung von Beziehungen Sozialer Arbeit durch Verknüpfung von persönlichen und spezifischen Beziehungskomponenten nachzugehen, greifen wir auf das empirische Material aus drei Studien zurück:

- Unterkofler (2014) untersuchte professionelle Gewaltbearbeitung in der offenen Jugendarbeit. Sie führte dafür teilnehmende Beobachtungen in fünf Einrichtungen offener Kinder- und Jugendarbeit durch.
- Streck (2016) untersuchte Aneignung und Nutzungsstrategien offener Drogenarbeit. Sie beobachtete hierzu das Geschehen an einem Kontaktladen sowie an Bussen mobiler Drogenarbeit.
- Unterkofler (2021) führte eine ethnografische Fallstudie in einem Kontaktladen durch. Sie fragte nach professionellen Handlungsmustern in der akzeptanzorientierten Drogenarbeit.

Alle drei Studien basieren auf ethnografischen Zugängen (Honer, 2019; Breidenstein, Hirschauer, Kalthoff & Nieswand, 2020), d. h. es wurden

durch die Autorinnen jeweils mehrwöchige Feldphasen zur Etablierung einer Feldrolle und zur Beobachtung und Teilnahme durchgeführt sowie die beobachteten Situationen in Form von Beobachtungsprotokollen dokumentiert. Die jeweilige Praxis des Schreibens von Beobachtungsprotokollen wurde in Forschungswerkstätten reflektiert. Der Forschungsprozess wurde mit der Grounded Theory nach Strauss (2010) sowie nach Charmaz (2006) organisiert, sodass sich Erhebungs- und Auswertungsphasen abwechselten.

Für den vorliegenden Beitrag haben wir, im Sinne eines theoretischen Samplings innerhalb des Datenkorpus der drei Studien, das Material ausgewählt, das sich auf die Gestaltung von Beziehungen bezieht, mittels der Analyseverfahren der Grounded Theory verglichen und auf Ähnlichkeiten und Unterschiede hin befragt. Weiterhin haben wir Situationen für die Feinanalyse (Strauss, 2004) ausgewählt, um datenbasiert zentrale Muster zu abstrahieren. Der Vergleich verschiedener Interaktionssequenzen dient dazu, gemeinsame Muster der Herstellung von Beziehung über die Grenzen der Handlungsfelder hinweg zu verdeutlichen, ohne dass diese Muster entkontextualisiert werden, wodurch die rekonstruierbaren Unterschiede der Handlungsfelder unsichtbar würden.

In den beiden anschließenden Abschnitten stellen wir zwei zentrale Muster vor, wie persönliche – in Verknüpfung mit spezifischen – Beziehungskomponenten in die Interaktion eingebracht werden und mit welchen Motiven diese verbunden sind. Im Interesse, die eigene Situationsdefinition – beispielsweise die eigene Vorstellung von Beziehung oder deren Nutzen in der Interaktion – zu realisieren, werden situative Motive, als auf die Zukunft bezogene Handlungsentwürfe (Schütz & Luckmann ([1979/1984] 2003) verstanden. Bestehende Strukturen, Regeln oder vorhergegangene Aushandlungsergebnisse stellen dabei Rahmungen aktueller Aushandlungen dar (Strauss, 1978), wodurch ähnliche und unterschiedliche handlungsfeldspezifische Kontextualisierungen wirksam werden. Während im ersten Muster persönliche Beziehungskomponenten genutzt werden, um auf den sozialarbeiterischen Prozess bzw. den Nutzungsprozess Einfluss zu nehmen und dessen Funktionalität zu erhöhen (4.), geht es im zweiten darum, die Arbeitsbeziehung an sich zu verhandeln (5.).¹

1 Bei der Darstellung der Forschungsergebnisse geht es durchgehend um Handlungsmuster, die in Auseinandersetzung mit Regeln des jeweiligen Handlungsfeldes Sozialer Arbeit entstehen. Diese werden auch durch andere Faktoren, wie biografische Erfahrungen, organisationskulturelle Unterschiede oder auch berufs- oder ausbildungsbezogene Differenzen bestimmt (vgl. Cloos & Schulz, 2012). Insofern könnte die verglei-

4. Persönliche Beziehungskomponenten einbringen, um Verlässlichkeit bzw. Erreichbarkeit zu sichern

Sowohl Sozialarbeiter_innen als auch Nutzer_innen nehmen auf persönliche Beziehungskomponenten Bezug, um im sozialarbeiterischen Prozess die Arbeit am gemeinsamen Dritten – an der Verbesserung der Lebenssituation der Nutzer_innen oder am gemeinsamen Bildungsprozess – zu ermöglichen. Dabei zeigen sich rollenbedingt unterschiedliche Motive. Die persönlichen Beziehungskomponenten werden adressiert, um die *Verlässlichkeit der Arbeitsbeziehung* (aus Nutzer_innensicht) sowie die *Erreichbarkeit für weitere Interventionen* (aus Sozialarbeiter_innensicht) zu sichern.

Nutzer_innen greifen gezielt auf Strategien der Kontaktpflege² zurück, um eine gewisse Beständigkeit der sozialarbeiterischen Beziehung in dem ansonsten durch Unverbindlichkeit geprägten Setting zu unterstreichen (Streck, 2016). Persönliche Beziehungen zu pflegen, dient hier dazu, die eigene Bekanntheit zu sichern und damit die Verlässlichkeit der Dienstleistung zu erhöhen.

Roland [N]³ kommt ans Fenster und sagt: „*Ich möchte Jürgi [S] informieren. Ich werde ab morgen substituiert. Ich will nur kurz Bescheid sagen, weil ich jetzt los will.*“ Jürgen [S] kommt ans Fenster. Roland erzählt von seinem Besuch bei der Substitutionsärztin. Er beginnt auch eine Interferontherapie. „*Ich komme aber trotzdem weiter hierher, auch wenn ich nicht mehr konsumieren darf.*“ Er betont auch noch mal: „*Danke für die ganz tolle Arbeit.*“

(Protokoll 18, Konsumbusse, 10–17, Studie Streck, 2016)

chende Achse auch auf andere Aspekte gelegt werden. Da es sich bei beiden Handlungsfeldern um genuine Soziale Arbeit handelt, sprechen wir über die Akteur_innen als Sozialarbeiter_innen, ohne mögliche andere berufliche Werdegänge zu differenzieren. Zugleich ist anzumerken, dass vor allem in der akzeptanzorientierten Drogenarbeit (im Unterschied zu anderen Bereichen der Suchthilfe) vorrangig Sozialarbeiter_innen tätig sind, während in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit Sozialarbeiter_innen und Erzieher_innen eine gemeinsame Praxis Sozialer Arbeit hervorbringen.

- 2 Den Begriff der Kontaktpflege prägen Peters und Cremer-Schäfer (1975, S. 54 ff.). Sie bezeichnen damit die Strategie der Sozialarbeiter_innen, mit der eine Voraussetzung für „ein gutes Einvernehmen“ (ebd.) zwischen Sozialarbeiterin und Klientin geschaffen werden soll.
- 3 In den Ausschnitten aus Beobachtungsprotokollen kennzeichnen wir Nutzer_innen mit [N] und Sozialarbeiter_innen mit [S].

In diesem Datenauszug zeigen sich zwei Strategien, im Zuge derer der Nutzer persönliche Beziehungskomponenten in die Interaktion einbringt, um die Verlässlichkeit der Arbeitsbeziehung zu festigen. Zunächst nennt er einen Sozialarbeiter beim Namen. Diese Form der individuell identifizierten Ansprache ist keinesfalls selbstverständlich an den Bussen offener Drogenarbeit, weil dort die meisten Interaktionen unter Berücksichtigung einer hohen Anonymität und Flüchtigkeit getätigt werden. In diesem Kontext markiert insbesondere das Nennen eines Spitznamens einen hohen Bekanntheitsgrad. Zweitens informiert er Jürgen über den Stand seiner medizinischen Behandlung und bedankt sich für ‚die ganz tolle Arbeit‘. Mit dieser Rückmeldung unterstreicht Roland die Wechselseitigkeit der Beziehung sowie persönliche Wertschätzung. Die Bezüge auf eine persönliche Beziehungsebene scheinen hier als Mittel, die Verlässlichkeit der sozialen Dienstleistung auch zukünftig zu sichern.

Auch die Sozialarbeiter_innen betreiben Kontaktpflege, um Hilfeprozesse zu erleichtern. Für sie geht es auf der Ebene der Arbeitsbeziehung darum, mit den Nutzer_innen in Kontakt zu bleiben, um deren Erreichbarkeit zu sichern und Gelegenheiten für die Nutzung ihrer Angebote zu schaffen (Unterkofler, 2021, S. 13 ff.). Der folgende Datenausschnitt zeigt, wie die Sozialarbeiterin Emma in einem Kontaktladen für Drogenkonsument_innen den Kontakt zu dem Nutzer Kalle aufrechterhält.

Emma [S] steht an einem Stehtisch und schneidet Blumen von der Tafel zurecht.

Kalle [N] geht vorbei.

Emma ruft: „*Kalle, wie läuft es bei dir eigentlich mit der Tagesklinik?*“

Er geht zu ihr hin, erzählt ihr, was gelaufen ist.

(Ich verstehe nicht, was er erzählt, weil es relativ laut ist im Laden.)

Dann wendet er sich zum Gehen.

Emma sagt noch zu ihm: „*Echt, so ganz Überganglos alles?*“

Er dreht sich um und sagt: „*Ja.*“

Er geht weiter und sie ruft ihm nach: „*Mensch, Kalle, bei dir wird ja noch alles ganz normal langweilig!*“

Beide lachen.

(Protokoll 1, Kontaktladen, 112–121, Studie Unterkofler, 2021)

Die Sozialarbeiterin ist gerade mit einer organisatorischen Tätigkeit beschäftigt, die es ihr ermöglicht, im Kontaktladen ansprechbar zu sein und Kontakt aufzunehmen. Während der Nutzer Kalle im Laden an ihr vorbeigeht, unterbricht sie seinen eingeschlagenen Weg, indem sie ihn auf (s)ein

aktuelles Thema anspricht, und zeigt ihm damit, dass sie sich für ihn interessiert. Er geht darauf ein und erzählt ihr, was Stand der Dinge ist, und verlässt daraufhin eigeninitiativ die Situation. Während bisher eher spezifische Beziehungskomponenten sichtbar werden, verweist der etwas erstaunte, aber auch anerkennende Nachsatz (*„Echt, so ganz übergangslos alles?“*) darauf, dass die Sozialarbeiterin den Weg, den der Nutzer geht, und seine Leistungen würdigt und zugleich über ansonsten erwartbare Komplikationen Bescheid weiß. Dies verstärkt sie, indem sie ihm im Spaß nachruft, bei ihm würde es noch *„ganz normal langweilig“*. Sie nimmt hier Bezug auf ein geteiltes, szenenahes Wissen einer sich dramatisierenden Verschärfung alltäglicher Probleme und markiert so eine gegenläufige Entwicklung. Damit verstärkt sie nicht nur die anerkennende Komponente hinsichtlich der Leistung, die der Nutzer vollbringt, sondern inszeniert auch eine geteilte Erfahrung auf der Beziehungsebene. Wie im ersten Beispiel beziehen sich die Akteur_innen auf ein gemeinsames Drittes, an dem beide ein Interesse haben. Zugleich unterstreichen sie diese Gemeinsamkeit, um zukünftige Zusammenarbeit abzusichern.

Auch in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit dient der Bezug auf persönliche Beziehungskomponenten der Betonung gemeinsamer Erfahrung (vgl. dazu auch die Begrüßungsrituale bei Cloos et al. (2009, S. 73 ff.)). Im Gegensatz zum Setting offener Drogenarbeit sind die Prozesse, die unterstützt werden sollen, jedoch weniger als Hilfe- als vielmehr als Bildungsprozesse gerahmt.

Ferit [N] und Ugur [N] kommen. Sie setzen sich an den Computer und schauen sich eine ZDFneo-Dokumentation zum Thema ‚Rap und Islam‘ an. Liz [S] setzt sich zu ihnen und schaut mit.

Zwischendrin klicken sie immer wieder auf Pause, um Kommentare abzugeben.

Liz sagt: *„Glaubt ihr nicht auch, dass es Rapper gibt, die mit ihren Texten Scheiß verzapfen und andere beeinflussen?“*

Ferit sagt: *„Ich hör nur aufn Sound.“*

Liz: *„Aber andere hören auf den Text.“*

Ferit klickt wieder auf Start, die Doku läuft weiter.

Ferit sagt: *„Wow fünfzehn Minuten! Und das ist erst Part eins!“*

Liz sagt: *„Ja wegen mir MÜSSTS ihr des nicht anschauen.“*

Ferit fragt: *„Findest du des interessant?“*

Liz: *„Ja ich fand des schon interessant, aber ich schau’s mir auch im Büro an.“*

[...]

Immer wieder diskutieren sie und stoppen dafür die Doku.

Liz empört sich über Deso Dogg, der in der Doku sagt, er habe als Jugendlicher einen Laden überfallen, weil Ice Cube das in seinem Video auch macht: *„Aber ihr macht doch auch nicht alles nach, nur weil es der Rapper im Video macht!“*

Ferit sagt: *„Ja klar mach ich das, wenn der das im Video tut.“*

Die Jungs lachen.

[Nach einiger Zeit verlässt Liz die Situation (eine andere Nutzerin will etwas von ihr). Am selben Tag sieht Liz sich zu Hause Videos unterschiedlicher Rapper an und erzählt am nächsten Tag davon.]

(Protokoll 38, Jugendtreff, 187–219, Studie Unterkofler, 2014)

Die Nutzer Ferit und Ugur gehen im Jugendtreff ihrem Interesse an Rap nach, indem sie eine Dokumentation anschauen. Die Sozialarbeiterin Liz setzt sich zu ihnen und zeigt damit Interesse daran, womit die beiden Jugendlichen sich beschäftigen. Sie kommen – indem sie auf Pause klicken – immer wieder ins Gespräch über die Inhalte der Doku. Die Sozialarbeiterin nutzt die Situation, um einen Reflexionsprozess anzuregen. Sie verfolgt damit ein pädagogisches Ziel und agiert ihrer spezifischen Rolle entsprechend. Der Nutzer Ferit wehrt die Pädagogisierung der Situation ab, indem er anmerkt, dass es ihm um den Sound und nicht um den Text gehe. Den Versuch von Liz, auf dieser Ebene zu bleiben (*„aber andere hören auf den Text“*) übergeht er. Die Entscheidung, wie die Situation weiter gestaltet wird, liegt beim Nutzer Ferit, was sich auch dadurch manifestiert, dass er die Doku stoppt und fortfahren lässt. Er stellt fest, dass die Doku ziemlich lang sei, woraufhin die Sozialarbeiterin Liz deutlich macht, dass die Jugendlichen sie *„wegen mir“* nicht anschauen müssen. Damit lenkt sie den Fokus darauf, womit wer in seiner Freizeit Zeit verbringen mag. Der Jugendliche Ferit geht auf diese Ebene ein, indem er nachfragt, ob Liz sich dafür interessiert. Verbunden damit ist auch die Nachfrage, ob die Sozialarbeiterin sich aus fachlich-spezifischen Gründen zu den Jugendlichen setzt, oder weil sie sich persönlich für die Inhalte der Doku (und damit auch für Rap) interessiert. Die Sozialarbeiterin unterstreicht ihr persönliches Interesse, denn sie würde sich die Doku auch allein anschauen. Zwar sagt sie an dieser Stelle *„im Büro“*, was auch vor dem Hintergrund eines fachlich-spezifischen Interesses gedeutet werden kann, am nächsten Tag erzählt sie aber, dass sie sich zu Hause damit beschäftigt habe. Nachdem das gemeinsame persönliche Interesse geklärt ist, scheint nun auch die fachlich-spezifische Ebene der kritischen Reflexion möglich zu sein – wenn auch auf sarkastische Weise (*„Ja klar mach ich das, wenn der das im Video tut.“*). Zentral bleibt in der Inter-

aktion jedoch das gemeinsame Interesse an der Musikrichtung Rap, über die die Jugendlichen jedoch mehr wissen als die Sozialarbeiterin und sie dadurch weiter in die Welt des Raps einführen können.

Hier zeigt sich, dass persönliche Beziehungskomponenten genutzt werden, um Kontakt aufzubauen und aufrechtzuerhalten. Persönliche Interessen scheinen sowohl für die Jugendlichen als auch für die Sozialarbeiterin relevant, um Zeit miteinander zu verbringen und lebensweltliche Relevanzen zu teilen. In diesem Kontext wird es möglich, Bildungsprozesse anzuregen bzw. auf diese Anregungen einzugehen. Zugleich ermöglicht der Kontext den Jugendlichen, die Pädagogisierung abzuwehren und die Geltung der Situation jenseits von Erwachsenen-Jugendlicher-Belehrung zu unterstreichen.

Bisher haben wir das *Sichern von Verlässlichkeit der Arbeitsbeziehung* und die *Erreichbarkeit des Gegenübers* zur Arbeit an einem gemeinsamen Dritten herausgestellt. Durch das Spiel mit Witz und Ironie wird dieses gemeinsame Dritte zudem emotional affektiv unterstrichen. In den Beispielen deutet sich bereits an, dass in einem Kontext institutionell abgesicherter Machtungleichheit eine Wechselseitigkeit des Gebens und Nebens durch persönliche Beziehungskomponenten inszeniert werden kann. Darauf richten wir im Folgenden den Fokus.

5. Persönliche Beziehungskomponenten einbringen, um Machtungleichheiten situativ auszugleichen

Persönliche Beziehungskomponenten werden von Sozialarbeiter_innen und Nutzer_innen auch eingebracht, um Machtungleichheiten zu verhandeln, zum einen *in Bezug auf die Ziele in der Interaktion*, zum anderen *in Bezug auf die Definition der Beziehung selbst*. Das folgende Beispiel zeigt eine Situation Offener Kinder- und Jugendarbeit, in der die *Ziele in der Interaktion* zwischen Jugendlichen und Sozialarbeiter_innen divergieren (Unterkofler, 2014, S. 236 ff.). Die Sozialarbeiter_innen erfahren, dass die anwesenden Jugendlichen sich außerhalb der Einrichtung treffen wollen, um einer Schlägerei zwischen zwei Jugendlichen beizuwohnen. Sie folgen den Jugendlichen an den Treffpunkt.

Bei der Gruppe angekommen, fragt Simone [S] in die Runde: „*Was macht ihr hier?*“

Nihat [N] lacht und ruft: „*Schlägerei zuschauen!*“

Die Jugendlichen lachen.

Simone ist ernst und wütend und fragt: „*Findet ihr das lustig, euch hier alle zu versammeln und bei einer Schlägerei zuzuschauen? Wer wollte sich überhaupt schlagen?*“

Nihat ruft: „*Der Mesut [N] und der Manuel [N]! Der Mesut hat gesagt, er schlägt zuerst den Manuel und dann ganz Neudorf [Stadtteil].*“

Simone fährt ihn an: „*Und du als Jugendrat, du läufst hin und schaust zu?*“

Nihat lacht und sagt: „*Ja, was ist dabei? Ich schlag mich ja nicht.*“

Simone setzt nach: „*Du bist Jugendrat, und das heißt du bist ein Vorbild! Und wenn du zuschaust, dann bist du kein Vorbild für andere.*“

[...]

Martin [N] sagt empört: „*Was geht euch das überhaupt an, das ist ja nicht im Treff.*“

Simone regt sich auf: „*Ihr wisst genau, dass wir das auch nicht dulden, wenn ihr das außerhalb des Treffs macht. Wir dulden es nicht, wenn ihr euch schlägert.*“

(Protokoll 54, Jugendtreff, 139–150, Studie Unterkofler, 2014)

Die Sozialarbeiterin verfolgt das Ziel, die Situation zu deeskalieren. Dabei greift sie vorerst auf spezifische Beziehungskomponenten zurück. Sie spricht den Jugendlichen Nihat, der das Gespräch mit ihr aufnimmt, in seiner Rolle als von den Jugendlichen gewählter Jugendrat an, dem sie eine Vorbildfunktion für angemessenes Verhalten zuschreibt. Zugleich unterstreicht sie den Ernst der Situation, indem sie ‚wütend‘ spricht. Hier setzt sie im Sinne emotionaler Arbeit ihre Gefühle ein, um Nihat zu erreichen. Dies markiert bereits eine konträre Deutung der Situation, denn die Jugendlichen ‚lachen‘. Nihat wehrt sich gegen die Deutung der Sozialarbeiterin, sowohl was die emotionale Ebene als auch was seine hervorgehobene Position angeht. Der Jugendliche Martin versucht zudem, den Einflussbereich der Sozialarbeiterin auf die territorialen Grenzen des Jugendtreffs einzuschränken, während die Sozialarbeiterin diesen über die bestehende Arbeitsbeziehung definiert. Der Jugendliche betont also die spezifischen Beziehungskomponenten und weist damit die Legitimität der Intervention zurück. Die Sozialarbeiterin unterstreicht mit ihrer Emotionalität (‚regt sich auf‘) hingegen ihre persönliche Involviertheit in das Tun der Jugendlichen auch über den Jugendtreff hinaus. Damit versucht sie, mittels Nutzung persönlicher Beziehungskomponenten ihre Situationsdefinition durchzusetzen, um ihr pädagogisches Ziel der Vermittlung angemessenen Verhaltens zu erreichen.

Persönliche Beziehungskomponenten werden von Sozialarbeiter_innen und Nutzer_innen auch eingebracht, *um Machtungleichheiten in Bezug auf die Definition der Beziehung selbst zu verhandeln*. In der folgenden Situation offener Drogenarbeit (Unterkofler, 2021) nehmen die Akteur_innen sowohl auf spezifische als auch auf diffuse Beziehungskomponenten Bezug.

Mona [S] begleitet Claudi [N] schon seit längerer Zeit. Aktuell hat Claudi Probleme mit ihrem ehemaligen Vermieter, der ihr die Kautionszahlung nicht auszahlen will. Deswegen ist ein Termin bei dem Anwalt vereinbart, der alle 14 Tage im Kontaktladen Beratung anbietet.

Claudi kommt in den Laden und möchte einen Kaffee. Ich stehe neben ihr an der Theke.

Mona ist hinter der Theke und gibt ihr einen.

[Während einer kurzen Unterbrechung durch eine andere Adressatin kommt Mona hinter der Theke hervor.]

Mona sagt zu Claudi: *„Am Freitag in zwei Wochen, wenn der Anwalt kommt, bin ich nicht da. Da wird dich der Alex [S] begleiten.“*

[...]

Claudi fragt: *„Und wo bist du da?“*

Mona sagt: *„Im Zwangsurlaub.“*

Claudi folgert: *„Also du hast Freizeit und könntest aus Spaß einfach kommen und mich begleiten.“*

Mona sagt nüchtern: *„Ja.“*

Claudi schaut sie (tiefgründig, ernst, auch ein bisschen böse) an und sagt: *„Das nehme ich dir persönlich übel.“*

Sie geht einen Schritt zurück.

Mona sagt: *„Die Woche darauf ist der Termin, an dem du mich ins Tattoo-Studio begleiten darfst. Nimmst du mir das dann nur übers Wochenende persönlich übel, oder nimmst du mir das an dem Termin dann auch noch persönlich übel.“*

(Protokoll 3, Kontaktladen, 65–84, Studie Unterkofler, 2021)

Die Sozialarbeiterin Mona informiert die Nutzerin Claudi zunächst, dass sie bei einem geplanten Termin nicht da sein wird, sondern ein Kollege die Nutzerin begleitet. Die Nutzerin fordert eine Erläuterung der unspezifischen Aussage *‚bin ich nicht da‘* ein. Sie weist damit eine Position zurück, die ihr allein eine Akzeptanz der für sie getroffenen und bereits organisierten Entscheidung ermöglicht. Die Sozialarbeiterin zieht sich mit der Antwort *‚im Zwangsurlaub‘* auf spezifische Rollenkomponenten zurück, die an Arbeitszeiten und Urlaubsregelungen gebunden sind und ihre Ersetzbarkeit

durch einen Kollegen begründen. Damit unterstreicht sie, dass ihr Fernbleiben nicht als persönliche Absage misszuverstehen ist. Die Nutzerin akzeptiert dies aber nicht und nimmt Bezug auf persönliche Beziehungskomponenten, indem sie – wahrscheinlich ironisch – feststellt, dass Mona sie sehr wohl in ihrer ‚Freizeit‘ und ‚aus Spaß‘ begleiten könnte. Damit verdeutlicht sie, dass ihr wohl bewusst ist, dass der Termin weder der Sozialarbeiterin Spaß macht, noch zu ihrer ‚Freizeit‘ passt. Sie fordert aber das Beziehungsangebot heraus, indem sie eine Begleitung aus persönlicher Motivation einfordert. Die Sozialarbeiterin bestätigt den Bezug auf ihre Freizeit zwar, verdeutlicht aber zugleich, dass sie es tun könnte, aber nicht macht. Die Nutzerin Claudi setzt ihr ‚Spiel‘ mit der Option ‚persönliche Beziehung‘ fort, indem sie betont: ‚Das nehme ich dir persönlich übel.‘ Allerdings bleibt unklar, was genau sie übelnimmt, dass die Sozialarbeiterin sie nicht begleitet oder dass sie sich in ihrer Freizeit nicht für Claudi einsetzt. Die Nutzerin stellt hier über die persönliche Beziehungskomponente eine gewisse Art der Reziprozität her. Sie ‚bestraft‘ die Sozialarbeiterin mit ihrem Ärger als Reaktion auf den selbstverständlichen Bezug auf die spezifisch berufliche Rahmung ihrer Beziehung und das dieser inhärenten Machtungleichgewicht. Nicht nur unterstreicht die Sozialarbeiterin die Differenz zwischen Arbeits- und Freizeit, auch entscheidet sie ohne Einbezug der Nutzerin, wie dadurch entstandene Probleme gelöst werden. Diesem Ungleichgewicht in den Möglichkeiten der Gestaltung der Interaktion begegnet die Nutzerin Claudi, indem sie auf die persönliche Ebene wechselt. Auf der Gefühlsebene inszeniert sie Reziprozität, die auf der spezifischen Ebene des Beziehungsgefüges nicht darstellbar scheint.

In der folgenden Aussage wird deutlich, dass Claudi damit Erfolg hat. Scheinbar erfordert es aus Sicht der Sozialarbeiterin eine Reaktion, die deutlich macht, dass sie auch auf der persönlichen Ebene eine Beziehung mit der Nutzerin unterhält. Sie erinnert daran, dass die Nutzerin sie in Kürze ins Tattoo-Studio begleiten dürfe. Es handelt sich dabei um einen explizit privaten Termin, der vermutlich in Monas Freizeit stattfindet. Dass sie Claudi ermöglicht mitzukommen, also an ihrem privaten Leben teilzuhaben, zeigt aus ihrer Sicht, dass sie sehr wohl bereit ist, über spezifische Rollenerwartungen hinaus persönlich mit der Nutzerin in Kontakt zu gehen. Sie erwartet deshalb, dass die Nutzerin ihr nicht ‚persönlich übel‘ nimmt, wenn sie an anderer Stelle dies nicht tut. Die Sozialarbeiterin Mona erscheint hier als diejenige, die über den Wechsel zwischen beruflich-spezifischer und privater-persönlicher Ebene entscheidet, während die Nutzerin Claudi deren Grenzziehung akzeptieren muss.

Im weiteren Verlauf zeigt sich ein erneuter Versuch der Nutzerin Claudi, die vorgegebene Beziehungsgestaltung zu beeinflussen.

Claudi geht noch einen Schritt zurück und wirft die Arme nach unten hinten. Sie sagt: *„Dann muss ich den Alex ‚auf den neuesten Stand bringen!‘“*

Mona sagt: *„Der Alex ist auf dem neuesten Stand.“*

Claudi wirkt zugleich genervt und verunsichert: *„Nein, dann muss ich den Alex auf den neuesten Stand bringen!“*

Mona sagt ruhig: *„Wenn du dich bei Alex nicht wohl fühlst, kann auch Verena mit dir dahin gehen.“*

Claudi sagt leicht klagend: *„Dann muss ich die Verena auf den neuesten Stand bringen!“*

Mona sagt: *„Die Verena ist auf dem neuesten Stand.“*

Claudi sagt, *„oh nein“*, und geht zu den Sofas, auf dem Weg dorthin geht sie an Mona vorbei und sagt: *„Wer nichts wird, wird Sozialpädagoge, hm?“*

Sie setzt sich mit Blick auf die Theke auf ein Sofa.

Mona geht an der Theke entlang und wieder zurück.

Vom Sofa aus wirft Claudi ihr einen versöhnlichen Blick zu. Mona fängt den Blick ein, und so schließen sie die Situation ab.

(Protokoll 3, Kontaktladen, 85–94, Studie Unterkofler, 2021)

Im folgenden Verlauf wechselt die Nutzerin Claudi wieder auf die spezifische Beziehungsebene, auf der es um eine Unterstützung im Kontakt mit dem Anwalt geht. Sie möchte selbst aktiv werden, indem sie Alex auf den Termin vorbereitet. Mona stoppt sie, und unterstreicht wieder die Strukturierung der Situation ihrerseits: Sie hat für die Nutzerin bereits alles geregelt – sich um ihre Belange gekümmert, aber die Lösung des Handlungsproblems ohne Einbezug von Claudi entwickelt. Darauf reagiert die Nutzerin zwar emotional genervt, bezieht sich aber wiederholt auf die Ebene spezifischer Handlungsanforderungen: sie will Alex selbst auf den ‚neuesten Stand‘ bringen. Die Sozialarbeiterin interpretiert dies jedoch ausschließlich auf der persönlichen Beziehungsebene, sie vermutet, dass Claudi sich mit Alex nicht ‚wohl fühle‘. Hier konkurrieren also zwei Deutungen miteinander. Für die Nutzerin geht es darum, wer wen über ihre Angelegenheiten informieren kann, soll und darf. Für die Sozialarbeiterin geht es darum, mit wem sich Claudi ‚wohl fühle‘. Die erste Möglichkeit scheint die Sozialarbeiterin nicht in Erwägung zu ziehen, weil sie im Folgenden betont, dass auch die Kollegin Verena, bei der sich die Nutzerin Claudi wohler fühlen

könnte, schon informiert sei. Letztlich zieht sich Claudi aus der für sie nicht befriedigend zu lösenden Situation zurück. Mit dem Spruch ‚Wer nichts wird, wird Sozialpädagoge‘ scheint sie aber noch einmal auf einen Ausgleich des Machtungleichgewichts abzielen: Sie wertet die Sozialarbeiterin sowohl auf der beruflichen Ebene ab, da Sozialpädagogin etwas sei, was nur begrenzten Wert hat, als auch auf der persönlichen Ebene, weil Mona durch ihre Berufswahl ‚nichts geworden ist‘. Schließlich besiegeln die beiden die Situation mit ‚versöhnlichen‘ Blicken. Beide wissen, dass die impliziten Konflikte um Gestaltungsmacht sowie die persönlichen und spezifischen Beziehungsanteile im Grunde geklärt sind, weil ihnen ein Machtverhältnis inhärent ist, das strukturell nicht aufzulösen ist.

In der Interaktion beziehen sich Mona und Claudi an verschiedenen Stellen sowohl auf spezifische als auch auf persönliche Beziehungskomponenten. Sie verhandeln deren ‚widersprüchliche Einheit‘. Zugleich steht die grundsätzliche Struktur der Beziehung an keiner Stelle zur Disposition, weil sie – was die spezifischen Komponenten angeht – institutionell gerahmt ist. Diese Rahmung zeigt sich vor allem in den ungleichen Möglichkeiten, die Beziehung zu bestimmen. So scheint es in einer zweiten Draufsicht darum zu gehen, wer von wem persönlich-emotional berührt wird, und damit um die Aushandlung von Macht, weil die persönlichen Beziehungskomponenten grundsätzlich in der Lage wären, zumindest situativ ein Machtgleichgewicht herzustellen oder das Machtungleichgewicht sogar umzukehren.

In der Situation Offener Kinder- und Jugendarbeit ebenso wie in der Situation Akzeptanzorientierter Drogenarbeit zeigt sich, dass persönliche Beziehungskomponenten einerseits genutzt werden, um den Verlauf der Interaktion zu beeinflussen, insbesondere *eigene Ziele durchzusetzen*, und andererseits mit diesen Adressierungen Machtungleichheiten als Charakteristika *der Beziehung selbst* auszugleichen – auch indem die_der Andere auf emotionaler Ebene angesprochen wird. Nutzer_innen und Sozialarbeiter_innen nehmen diese Versuche, Machtkonstellationen zu verschieben, aus unterschiedlichen Positionen heraus vor. Während Sozialarbeiter_innen auch über Machtmittel verfügen, ihre Positionen durchzusetzen (Hausrecht, strukturelle Entscheidungen über Arbeits- und Öffnungszeiten, Organisation von Arbeitsprozessen ohne Einbezug der Nutzer_innen), sind Nutzer_innen auf die Position zurückgeworfen, persönliche Adressierungen vorzunehmen oder zurückzuweisen. Die persönlichen Beziehungskomponenten ermöglichen dennoch die situative Herstellung einer Reziprozität, die auf der spezifischen Ebene der Beziehung nicht herstellbar ist.

6. Fazit: Handlungsfeldübergreifende und perspektivenverschränkende Analysen als Theoretisierungsmöglichkeit der situativen Herstellung des Persönlichen

Die vorliegende handlungsfeldübergreifende Analyse von Interaktionen Sozialer Arbeit verdeutlicht ähnliche Interaktionsstrukturen in Feldern, die vorerst als höchst unterschiedlich erscheinen. Neben zeitlich-räumlichen Ähnlichkeiten der institutionellen Strukturen zeigt sich insofern, dass auch Aspekte der Arbeitsbeziehung vergleichbar sind. Da spezifische Rollenanteile wenig explizit sind, wird der Charakter der Beziehung fortwährend verhandelt, wie dies auch im Modus des „Bespielen[s] von Diffusitäten“ bei Streck et al. (2018, S. 241) konzeptionalisiert ist.

In der empirischen Analyse erweist sich die Heuristik der unterschiedlichen Komponenten der Arbeitsbeziehung nach Oevermann (2013) erneut als gewinnbringend. Während im bisher vorliegenden Forschungsstand betont wird, dass in gelingenden Arbeitsbeziehungen spezifische und persönliche Beziehungskomponenten verschwimmen, dass sie aber in angemessenem Verhältnis eingebracht und ausbalanciert werden müssen (Schröder, 2017; Zeller, 2012; Müller et al., 2008; Bimschas & Schröder, 2003; Cloos et al., 2009), richtet die vorliegende Analyse den Blick dezidiert darauf, wie dies – im Interaktionsprozess der beteiligten Akteur_innen – konkret geschieht. Zwar verweist die Konzeptionalisierung der Arbeitsbeziehung ‚Andere unter Gleichen‘ (Cloos et al., 2009, daran anschließend Unterkofler, 2021), auf das Machtungleichgewicht zwischen Sozialarbeiter_innen und Nutzer_innen. Dessen Folgen für den konkreten Aushandlungsprozess, in dem persönliche und spezifische Beziehungskomponenten auf Grundlage spezifischer Motive eingebracht werden, bleibt aber ebenso offen wie – vor dem Hintergrund der meist in der Professionsforschung verorteten Studien nachvollziehbar – die Rolle der Nutzer_innen in diesem Prozess. Diese erscheint angesichts der Diskrepanz im Forschungsstand hinsichtlich der Bedeutung von Beziehungen für Sozialarbeiter_innen und Nutzer_innen (Schroers, 1995; Molnar, 2019; Unterkofler, 2021; vs. Streck, 2016) besonders virulent.

Hingegen nimmt die vorliegende, perspektivenverschränkende Analyse sowohl die Nutzer_innen als auch die Sozialarbeiter_innen als Akteur_innen der Herstellung von Beziehung in den Blick und kann zeigen, dass in beiden Handlungsfeldern persönliche Beziehungskomponenten mit ähnlichen Motiven adressiert werden: zum einen, um Verlässlichkeit bzw. Erreichbarkeit zu sichern, um die Arbeit am gemeinsamen Dritten zu ermög-

lichen; zum anderen, um Machtungleichheiten in Bezug auf die Ziele in der Interaktion und auf die Definition der Beziehung selbst situativ auszugleichen. Gerade die Diffusität der Rollenbeziehung in wenig formalisierten Feldern Sozialer Arbeit ermöglicht es beiden, eigene Interessen durch Inszenierung von persönlichen Beziehungskomponenten zu unterstreichen und ihnen mehr Gewicht zu geben. Zugleich fordert es von beiden auch ein, eigene Beziehungserwartungen zu klären.

Aus *Nutzer_innenperspektive* werden dabei insbesondere Fragen von Partizipation an der Deutung der Situation und der Beziehung sowie der Legitimität von Interventionen der Sozialarbeiter_innen relevant. Anzumerken ist, dass persönliche Beziehungskomponenten nicht unbedingt eingebracht werden, um eine persönliche Beziehung zu Sozialarbeiter_innen zu stärken, sondern ebenso, um Zumutungen in der Interaktion abzuwehren. Die *Perspektive auf Sozialarbeiter_innen* verweist auf die Herausforderung, die widersprüchliche Einheit diffuser und spezifischer Beziehungskomponenten, bezogen auf sozialarbeiterische Ziele, miteinander in Einklang zu bringen. Dies schließt an die Ergebnisse der obengenannten Studien an. Zugleich lässt sie sich aber hinsichtlich situativer ‚Instrumentalisierung‘ zur Erreichung eigener Ziele oder zur Realisierung pauschaler Vorstellungen ‚guter‘ Arbeitsbeziehungen kritisch befragen. Insofern verweisen die Situationsanalysen auf die Notwendigkeit reflektierter Nutzung oder gegebenenfalls auch Nicht-Nutzung von persönlichen Beziehungskomponenten zur Herstellung partizipativ gestalteter Arbeitsbeziehungen.

Im Rahmen des Vergleichs der Handlungsfelder wird deutlich, wie unterschiedliche Rahmungen der Felder dennoch wirksam werden, vor allem bezogen auf die *Deutung des gemeinsamen Dritten als Bildungs- bzw. Hilfeprozess*: In der Offenen Kinder- und Jugendarbeit wird die persönliche Beziehung auch als Bildungsmöglichkeit im Kontext einer anderen (und doch hierarchischen) Jugendliche-Erwachsenen-Beziehung verhandelt (was direkt an Bimschas & Schröder, 2003, sowie Müller et al., 2008, anschließt); in der Akzeptanzorientierten Drogenarbeit hingegen geht es eher darum, stark stigmatisierte Personen als gleichberechtigt anzuerkennen, in einer Beziehung zwischen Erwachsenen, die bezogen auf die Ressourcenausstattung hochgradig different sind.

Die Ergebnisse der vorliegenden Analyse – sowohl die vergleichbaren Motive des Einbringens persönlicher Beziehungskomponenten als auch die teils differierenden Rahmungen – verweisen auf die Potenziale handlungsfeldübergreifender Analysen. Sie zeigen, dass die Übernahme tradierter Grenzziehungen zwischen Handlungsfeldern (beispielsweise zwischen Kinder- und Jugendhilfe oder Drogenhilfe) in die Konstruktion von For-

schungsfeldern die Erkundung von „risikosensible[r] Produktion von Vergleichbarkeit (und ihrer Grenzen)“ (Bollig & Kelle, 2012, S. 206) behindern. Empirisch begründete Konzept- und Theoriebildung, die nach Strukturmerkmalen *Sozialer Arbeit* sucht, die über Handlungsfeldgrenzen hinweg gelten, ohne diese zu negieren, kommen ohne Handlungsfeldvergleiche nicht aus (vgl. Aghamiri et al., 2016). Bezogen auf das Einbringen bzw. die Nutzung persönlicher Beziehungskomponenten in Aushandlungsprozessen Sozialer Arbeit ist dieser Beitrag ein erster Schritt. Sicherlich gilt es, die hier präsentierten Konzepte zu überprüfen, zu differenzieren und zu ergänzen, denn sie verweisen auf beträchtliche Forschungslücken zu Mustern und Motiven des Einbringens persönlicher Beziehungskomponenten in Interaktionen Sozialer Arbeit.

Literatur

- Aghamiri, K., Reinecke-Terner, A., Streck, R. & Unterkofler, U. (Hrsg.) (2016). *Doing Social Work – Ethnografische Forschung als Theoriebildung*. Opladen: Budrich.
- Becker-Lenz, R. (2014). Vertrauen in professionellen Arbeitsbündnissen. In S. Bartmann, M. Fabel-Lamla, N. Pfaff & N. Welter (Hrsg.), *Vertrauen in der erziehungswissenschaftlichen Forschung* (S. 355–374). Opladen: Budrich.
- Bimschas, B. & Schröder, A. (2003). *Beziehungen in der Jugendarbeit*. Opladen: Leske+Budrich.
- Bollig, S. & Kelle, H. (2012). Vergleichen und Kontrastieren. Zur analytischen Konstruktion von Feldern und Vergleichsobjekten in der ethnographischen Forschung. In B. Frieberthäuser, H. Kelle, H. Boller, S. Bollig, C. Huf, A. Langer, M. Ott & S. Richter (Hrsg.), *Feld und Theorie* (S. 201–215). Opladen: Budrich.
- Breidenstein, G., Hirschauer, S., Kalthoff, H. & Nieswand, B. (2020). *Ethnografie: Die Praxis der Feldforschung*. Konstanz: UVK.
- Charmaz, K. (2006). *Constructing Grounded Theory*. Los Angeles: Sage.
- Cloos, P., Köngeter, S., Müller, B. & Thole, W. (2009). *Die Pädagogik der Kinder- und Jugendarbeit*. Wiesbaden: VS.
- Cloos, P. & Schulz, M. (2012). Differenzen und Gemeinsamkeiten pädagogischer Handlungsfelder – Entwurf einer ethnographisch vergleichenden Forschungsperspektive. In B. Frieberthäuser, H. Kelle, H. Boller, S. Bollig, C. Huf, A. Langer, M. Ott & S. Richter (Hrsg.), *Feld und Theorie* (S. 217–229). Opladen: Budrich.
- Honer, A. (2019). Lebensweltanalyse in der Ethnographie. In U. Flick, E. v. Kardorff & I. Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung: ein Handbuch* (S. 194–204). Reinbek/H.: Rowohlt.
- Molnar, D. (2019). *Arbeitsanforderungen und -belastungen in der niedrigschwelligen Drogenhilfe*. Marburg: Büchner Verlag.
- Müller, B. (2012). Nähe, Distanz, Professionalität. Zur Handlungslogik von Heimerziehung als Arbeitsfeld. In M. Dörr & B. Müller (Hrsg.), *Nähe und Distanz* (S. 145–162). Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

- Müller, B., Schmidt, S. & Schulz, M. (2008). *Wahrnehmen können. Jugendarbeit und informelle Bildung*. Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Oelkers, N. & Sundermann, I. (2022). Vertrauen und pädagogische Beziehungen in der stationären Kinder- und Jugendhilfe. In M. K. W. Schweer (Hrsg.), *Facetten des Vertrauens und Misstrauens* (S. 153–173). Wiesbaden: Springer VS.
- Oevermann, U. (2013). Die Problematik der Strukturlogik des Arbeitsbündnisses und der Dynamik von Übertragung und Gegenübertragung in einer professionalisierten Praxis von Sozialarbeit. In R. Becker-Lenz, S. Busse, G. Ehlert & S. Müller-Hermann (Hrsg.), *Professionalität in der Sozialen Arbeit* (S. 119–147). Wiesbaden: VS.
- Peters, H. & Cremer-Schäfer, H. (1975). *Die sanften Kontrolleure*. Stuttgart: Enke.
- Schneider, W. (2005). Kritische Bilanz akzeptanzorientierter Drogenhilfe – Einige durchaus auch polemisch zu verstehende Ausführungen. In *Akzeptanz. Zeitschrift für akzeptierende Drogenarbeit und humane Drogenpolitik*, 13(1), 17–28.
- Schröder, C. (2017). *Emotionen und professionelles Handeln in der Sozialen Arbeit*. Wiesbaden: Springer VS.
- Schroers, A. (1995). *Szenealltag im Kontaktkafé*. Berlin: VWB.
- Schütz, A. & Luckmann, T. ([1979/1984] 2003). *Strukturen der Lebenswelt*. Konstanz: UVK.
- Stöver, H. (1999). Akzeptierende Drogenarbeit – Rückblick und Perspektiven. In H. Stöver (Hrsg.), *Akzeptierende Drogenarbeit. Eine Zwischenbilanz* (S. 11–24). Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Strauss, A. L. (1978). *Negotiations: Varieties, Contexts, Processes, and Social Order*. San Francisco: Jossey-Bass.
- Strauss, A. L. (2004). Analysis through Microscopic Examination. *sozialersinn* 5(2), 169–176.
- Strauss, A. L. (2010). *Qualitative Analysis for Social Scientists*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Streck, R. (2016). *Nutzung als situatives Ereignis*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Streck, R., Aghamiri, K., Unterkofler, U. & Reinecke-Terner, A. (2018). Was kennzeichnet Soziale Arbeit? – Elemente einer Theorie des Doing Social Work. In K. Aghamiri, A. Reinecke-Terner, R. Streck & U. Unterkofler (Hrsg.), *Doing Social Work – Ethnografische Forschung als Theoriebildung* (S. 237–259). Opladen: Budrich.
- Sturzenhecker, B. (2006). „Wir machen ihnen ein Angebot, das sie ablehnen können.“ Strukturbedingungen der Kinder- und Jugendarbeit und ihre Funktionalität für Bildung. In W. Lindner (Hrsg.), *1964–2004: Vierzig Jahre Kinder- und Jugendarbeit in Deutschland* (S. 179–192). Wiesbaden: VS.
- Sturzenhecker, B. & Richter, E. (2012). Die Kinder- und Jugendarbeit. In W. Thole (Hrsg.), *Grundriss Soziale Arbeit* (S. 469–459). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Thiersch, H. (1986). Alltagsorientierte Sozialpädagogik. In H. Thiersch (Hrsg.), *Die Erfahrung der Wirklichkeit. Perspektiven einer alltagsorientierten Sozialpädagogik* (S. 48–60). Weinheim und München: Juventa.
- Timmermans, S. & Tavory, I. (2010). Advancing Ethnographic Research through Grounded Theory Practice. In A. Bryant & K. Charmaz (Hrsg.), *The SAGE handbook of Grounded Theory* (S. 493–512). London: SAGE.
- Unterkofler, U. (2014). *Gewalt als Risiko in der offenen Jugendarbeit*. Opladen: Budrich UniPress.

- Unterkofler, U. (2021). Lebensgeschichten (all)täglich begleiten. Eine ethnografische Fallstudie über professionelles Handeln im Kontaktladen. *Akzeptanzorientierte Drogenarbeit/Acceptance-Oriented Drug Work*, 18, 1–30. <http://indro-online.de/wp-content/uploads/2021/03/Unterkofler2021.pdf> [18.01.2022].
- Zeller, M. (2012). Persönliches vs. Spezifisches Vertrauen. Ein Spannungsfeld professionellen Handelns in den Erziehungshilfen. In S. Tiefel & M. Zeller (Hrsg.), *Vertrauensprozesse in der Sozialen Arbeit* (S. 93–105). Balltmsweiler: Schneider Verl. Hohengehren.

Beschämung als Sanktionsmittel in der stationären Erziehungshilfe

Shaming as a mean of sanction in residential care

Zusammenfassung: Der ethnographische Beitrag zeigt, wie Beschämung in der stationären Erziehungshilfe als Sanktionsmittel verwendet wird. Eine Fachkraft sanktioniert eine rassistische Beschimpfung, indem sie die Jugendliche Natalie, welche die Beschimpfung ausgeübt hat, beschämt. Der Anlass der Beschimpfung des Jugendlichen Sebastian, die unerwünschte Berührung der Hüfte Natalies durch den Jugendlichen, wird de-thematisiert. Der Beitrag verdeutlicht, dass Beschämung in Interaktionen zwischen Fachkräften und Jugendlichen zwar eine interaktive Dynamik hat, die Fachkraft jedoch letztlich aufgrund der asymmetrischen Beziehung zur Jugendlichen die Deutungshoheit behält. Da Deutungshoheit in einer Interaktion ein Aspekt der Ausübung von Macht ist, kann die Praxis der Beschämung hiermit als ein machtvolleres Sanktionsmittel gelesen werden, welches Fachkräften in der stationären Erziehungshilfe nutzen. Diskutiert wird abschließend das Zusammenspiel von Beschämung, Scham, Macht und Gewalt in Erziehungsprozessen.

Schlagworte: Beschämung – Erziehung – stationäre Erziehungshilfe – Scham – Sanktion

Abstract: This ethnographic article examines how shaming is used by a caregiver in residential care as an educational means to sanction youth. While the caregiver sanctions a racist insult, the cause of the insult, namely the unwanted touching of Natalie's hip by Sebastian, is not addressed. The article illustrates that although shaming has an interactive dynamic in interactions between professionals and youth, the professional ultimately retains the interpretative sovereignty in the interaction due to the asymmetrical relationship with the youth. Since the possession of interpretative sovereignty in an interaction is an aspect of the exercise of power, the practice of shaming can thus be read as a powerful means of sanctioning that profes-

sionals use in residential childcare. Finally, the interplay of shaming, shame, power, and violence in educational processes is discussed.

Keywords: Shaming – Upbringing – Inpatient Educational Assistance – Shame – Sanction

1. Einleitung

Persönliche Beziehungen zwischen Fachkräften und Adressat_innen sind entscheidend für das Gelingen der Erziehung Jugendlicher im Rahmen stationärer Erziehungshilfen (Gahleitner, 2017, S. 13) und zeichnen sich u. a. durch affektive Aspekte aus (Gefken, 2018, S. 234).¹ Gleichzeitig hat unter den Affekten insbesondere Scham die Funktion, Beziehungen zu regulieren (Scheff, 2014). Aus dieser Perspektive diskutiert der vorliegende Beitrag die Bedeutung von Beschämung in einer Interaktion zwischen einer Fachkraft und einer Jugendlichen in der stationären Erziehungshilfe. Die präsentierte Feldnotiz entstammt der Teilnehmenden Beobachtung in einer Einrichtung der Kinder- und Jugendhilfe in Österreich. Die Studienergebnisse sind einer umfassenderen ethnographischen Studie mit dem Titel *Schamdynamiken in der stationären Betreuung Jugendlicher – eine Ethnographie der Kinder- und Jugendhilfe sowie der Behindertenhilfe* entnommen. Diese Grounded-Theory-Studie (Strauss & Corbin, 1996) fragt nach den Anlässen, den Ausdrucksweisen und dem Umgang mit Scham im Kontext von Aggressionen in Interaktionen zwischen Jugendlichen und pädagogischen Fachkräften in der stationären Betreuung.

Wie eine Vielzahl historischer Studien, auch für Österreich, zeigt, waren die Einrichtungen, in denen Kinder und Jugendliche untergebracht und erzogen wurden, bis in das 21. Jahrhundert meist in Form größerer Heime organisiert, deren Strukturen von Gewalt geprägt waren (Elezović, Lippitz & Loch, 2017; Ralser et al., 2017). Zu dieser Gewalt gehörten auch Sanktionsmittel wie Nahrungsentzug, Freiheitsentzug, Einsperren, Schlagen und weitere gewaltvolle Praktiken, die von Fachkräften bzw. Angestellten gegen Kinder und Jugendliche ausgeübt wurden (Schreiber et al., 2010; Sieder, 2012). Doch wie sanktionieren Fachkräfte in der stationären Erziehungshilfe heute?

1 Ich verwende einen sozialtheoretischen Affektbegriff als Überbegriff für diverse affektive Zustände wie Gefühle und Emotionen (Penz & Sauer, 2020, S. 22).

Aktuelle empirische Beiträge, die erzieherische Sanktionsmittel von Fachkräften in der stationären Erziehungshilfe fokussieren, sind begrenzt. Jüngere Studien liegen unter anderem von Clark (2018) und Lorenz (2020) vor. Clark (2018) arbeitet in einer Interviewstudie durch Jugendliche wahrgenommene Strafpraktiken von Fachkräften heraus. Die Darstellungen der Jugendlichen verweisen auf folgende Sanktionsmittel: Zwang zur Arbeit, temporäre Freiheitsbeschränkungen, Isolation im Zimmer, Entzug von Mitteln des Alltagsbedarfs, wie Handys oder Strom im Zimmer, und Drohung mit dem Verlust des Platzes in der Einrichtung (Clark, 2018, S. 57). Clark zeigt auf, dass die Sanktionsmittel bzw. Strafen zu Konsequenzen umgedeutet werden und somit keiner Legitimation mehr bedürfen (ebd., S. 59). Lorenz (2020) hat das Verschweigen von Gewalt durch Fachkräfte in Institutionen stationärer Hilfen befohrt. Die Forschungsarbeit bezieht sich auf eine Einrichtung in Deutschland, welche 2009 Selbstanzeige aufgrund langjährig anhaltender Gewalt gegen Kinder und Jugendliche tätigte (ebd., S. 144). Ähnlich wie Clark argumentiert auch Lorenz, dass gewaltvolle Sanktionsmittel (stundenlanges Festhalten von Bewohner_innen, Nahrungsentzug, Isolation, Übergießen und Anspitzen mit kaltem Wasser, Anspucken, verbale Demütigungen und zahlreiche weitere physische und psychische Misshandlungen) umgedeutet wurden. Im Fall von Lorenz' Forschung wurde Gewalt als therapeutisches Mittel dargestellt (Lorenz, 2020, S. 3). Hafener (2013, S. 67 f.) argumentiert, dass sich in pädagogischen Institutionen eine Entwicklung feststellen lässt: Anstelle der historisch belegten, offenen und direkten Gewaltformen, wie körperlicher Gewalt als erzieherische Sanktionspraktik, werden subtilere Mittel verwendet. Beschämung spielt als erzieherisches Sanktionsmittel eine bedeutende Rolle, wie ich in dem vorliegenden Beitrag argumentieren werde (Blumenthal, 2014, S. 151; Hafener, 2013, S. 68). Vor dem Hintergrund aktueller internationaler Forschungsarbeiten zu Sanktionen in der stationären Erziehungshilfe lässt sich der vorliegende Beitrag insbesondere als Ergänzung hinsichtlich der Bedeutung von Scham und Beschämung im Kontext der Sanktionsmittel, die Fachkräfte gegenüber Jugendlichen in der stationären Erziehungshilfe anwenden, einordnen.

2. Theoretische Perspektiven auf Scham und Beschämung

Um die Bedeutung von Scham und Beschämung im Kontext der Sanktionsmittel in der stationären Erziehungshilfe zu diskutieren, werden zunächst

wissenschaftliche Definitionen von Scham und Beschämung vorgestellt. Hierbei wird auch der innere Zusammenhang von Scham und Beschämung sowie sein Bezug zum Themenfeld „Macht“ beleuchtet.

2.1 Scham

Der Themenkomplex „Scham“ wurde im 20. Jahrhundert besonders durch psychoanalytische Theoretisierungen des Schamaffekts geprägt (Wurmser, 1990). Das Erleben und der Ausdruck von Scham lassen sich aus der Perspektive der Psychoanalyse als wichtige Regulationsmechanismen der Beziehung des Menschen zu sich selbst sowie der Beziehungen von Menschen zueinander verstehen (Hilgers, 2012, S. 17). Aufgrund dieser fundamentalen Bedeutung für Erziehungs-, Sozialisations- und Bildungsprozesse hat sich die Thematik Scham in den letzten Jahren in der Erziehungswissenschaft und besonders der Sozialpädagogik etabliert (Blumenthal, 2018a, 2018b; Lorenz, Magyar-Haas, Neckel & Schoneville, 2018; Schröder, 2013).

Mit dem Fokus auf Beschämung und ihrem Zusammenhang mit Scham in Interaktionen im vorliegenden Beitrag bediene ich mich der, soziale Beziehungen fokussierenden, Definition von Scham des Soziologen Thomas Scheff (2014). Scham signalisiert in dieser Definition, über die Imagination der Bewertung des Selbst durch den Anderen, eine Gefährdung der sozialen Beziehung (ebd., S. 257). Anthropologische Grundlage der Scheff'schen Schamtheorie ist, dass Menschen grundlegend auf soziale Beziehungen angewiesen sind und daher versuchen, Scham zu vermeiden. Scheff geht auch davon aus, dass Scham in westlichen Gesellschaften verdeckt wird, da diese Gesellschaften auf Individualismus ausgelegt sind und Scham als Schwäche abwerten (ebd., S. 255 f.). Der Soziologe Sighard Neckel (1991) hat unter Rekurs auf Scheff herausgearbeitet, dass Scham und Beschämung auch der Verhandlung sozialer Statuszuschreibungen, etwa durch gruppenbezogene Abwertungen und soziale Ausgrenzungen, dienen.

2.2 Beschämung

Soziale Bewertungen dienen, auch in den Feldern der Sozialen Arbeit, der Herstellung von Statuszuschreibungen. Ein Beispiel wäre hier die Feststellung eines erzieherischen Sanktionsbedarfs einer „schwierigen Adressatin“. In einem gewissen Maße sind Be- und somit auch Abwertungen (die potenziell beschämen können) unausweichlicher Teil des sozialen Lebens und auch der Erziehung. Laut Neckel und Sutterlüty (2005, S. 415) gibt es soziale

Wertungen, die Hierarchisierungen innerhalb sozialer Gruppen ermöglichen, sowie soziale Wertungen, die sozialen Ausschluss erzeugen. Abwertungen durch Beschämung (beispielsweise Beschimpfungen) haben hiermit eine zweifache Funktion: Sie dienen der sozialen Distinktion und führen zu einer Selbstabwertung der Person, die die Scham leiblich empfindet – und sich einverleibt.

Scham „[...] schreibt sich in den Körper ein und steuert dessen Bewegung. Sie legt sich auf das Selbstwertgefühl und verunsichert die Person.“ (Neckel, 1991, S. 250)

Beschämung als Praxis der Degradierung anderer bezieht ihre Wirkmächtigkeit aus ebendieser leiblichen Scham, mit der Beschämte reagieren und die sich dauerhaft in den Körper einschreiben kann.

„Beschämungen ermöglichen soziale Kontrolle unter innerer Beteiligung der Kontrollierten, und mit der Scham bringen die Individuen in die Organisation von Herrschaft selbst einen höchst effektiven, da psychisch verankerten, Beitrag ein.“ (Neckel zitiert nach Lorenz et al., 2018, S. 217)

Neckel verweist hiermit darauf, dass Beschämung und Scham zusammenhängen. Daher wird Beschämung für den vorliegenden empirischen Beitrag aus einem soziologisch geprägten Verständnis des Begriffs zunächst als ein interpersonelles Konzept verstanden, bei welchem Menschen auf ein Spektrum abwertender Praktiken mit Scham reagieren. Dieses Spektrum abwertender Praktiken kann von Interaktionsformen wie Abwertung, Drohung und Sanktionen (Streit, 2019, S. 36) bis zu den „-ismen“, wie Rassismus und Sexismus in Interaktionen, reichen.

Neben teils deutlich wahrnehmbaren Abwertungen, wie Beschimpfungen, haben auch soziale Ausgrenzung, ignoriert oder missachtet zu werden sowie soziale Isolation das Potenzial zu beschämen. Scheff geht davon aus, dass „Alienation“, die Entfremdung von anderen, ein zentraler Schamanlass ist. Schamgefühle, die aus mangelndem Kontakt zu anderen Menschen resultierten, würden tendenziell aufgrund des kulturellen Ideals der Eigenständigkeit verdeckt (Scheff, 2014, S. 256). Eine, auch durch Sanktionsmittel, wie den Ausschluss vom gemeinsamen Essen, forcierte, zu große affektive Distanz zu anderen kann aus dieser Perspektive als Abwertung des Selbst erlebt werden, welche Scham erzeugt und somit als Sanktionsmittel über Beschämung fungiert. Beschämung wird vor dem Hintergrund dieser Spannweite potenziell beschämender Praktiken für den vorliegenden Beitrag, welcher Interaktionen fokussiert, letztlich als ein interpersonelles Kon-

zept definiert, bei welchem Menschen auf ein Spektrum abwertender und/oder ausgrenzender Praktiken mit Scham reagieren.

2.3 Der innere Zusammenhang von Scham, Beschämung und Macht

Macht, verstanden als Zwang, „[...] besteht darin, eine Entscheidung gegen den Willen des Anderen durchzusetzen“ (Han, 2005, S. 11). Diese Form der Macht spielt in pädagogischen Beziehungen unter anderem deswegen eine grundsätzliche Rolle (Wolf, 2010), da die meist erwachsenen Erziehenden im Regelfall einen Wissens- und Erfahrungsvorsprung gegenüber Jugendlichen haben. „In irgendeiner Hinsicht muss er etwas wissen oder können, was der andere (noch) nicht weiß oder kann. Dies ist eine notwendige strukturelle Voraussetzung, damit der eine die Entwicklung des anderen fördern kann (Wolf, 2010, S. 540). Hinzu kommt im Falle stationärer Hilfen, dass sich die Macht der Fachkräfte auch aus ihrer Verfügungsgewalt über materielle Leistungen und Versorgung, Zuwendung, Sinn- und Deutungskonstruktion mit Bezug auf Jugendliche sowie eventuell körperlicher Überlegenheit ergibt (ebd., S. 547). Neben diesen wichtigen Analyseebenen der Wirkungsweisen von Macht in den stationären Hilfen ist ein zentrales machttheoretisches Argument, dass Macht nicht primär als Zwang verstanden werden sollte. Gegenüber dem Konzept von Macht als Zwang sieht etwa der Philosoph Byung-Chul Han Verhältnisse, in welchen Interessen anderer verinnerlicht werden, als die höhere Form der Ausübung von Macht. „Nicht ‚Ich muss ohnehin‘, sondern ‚Ich will‘ bringt zum Ausdruck, dass eine höhere Macht im Raum ist“ (Han, 2005, S. 10). Aus dieser Perspektive bröckelt die Macht, die beispielsweise in stationären Hilfen als Machtmissbrauch oder Gewalt empfunden wird, bereits. „Dass sich überhaupt ein gegenläufiger Wille bildet und dem Machthaber entgegenschlägt, zeugt gerade von der Schwäche seiner Macht. Je mächtiger die Macht ist, desto stiller wirkt sie“ (ebd., S. 9). Bezüglich einer solchen stillen Ausübung von Macht formulieren Kannonier-Finster und Ziegler mit Bezug auf die Geschichte der Heimerziehung: „[d]ie Degradierung ist dann besonders erfolgreich, wenn es – vor allem durch höhere Autoritäten – gelingt, bestimmte Verhaltensweisen als problematisch zu definieren und zugleich in Kernmerkmale einer neuen Identität zu verwandeln“ (Kannonier-Finster & Ziegler, 2010, S. 11). Eine wichtige machtanalytische Perspektive liegt hiermit auf der Ebene beschämender Zuschreibungen – denn Beschämung impliziert per Definition, dass eine negative Bewertung des Selbst qua

Scham auch verinnerlicht wird (Neckel zitiert nach Lorenz et al., 2018, S. 217).

3. Methoden

Ethnographie zeichnet sich dadurch aus, dass sie multimethodisch, flexibel anpassbar an und ausrichtbar auf das Forschungsfeld ist. Ein weiteres Qualitätsmerkmal ethnographischen Forschens besteht darin, theoriegenerierend und nicht rein deskriptiv zu arbeiten (Breidenstein, 2012). Ihr Alleinstellungsmerkmal ist die leibliche Anwesenheit Forschender im Feld. Der vorliegende Beitrag ist einer Datenbasis entnommen, die von mir angefertigte Feldnotizen und autoethnographische Dokumente im Umfang von 65 Seiten in Word, Audioaufnahmen und Transkripte von acht halbstrukturierten Interviews mit pädagogischen Fachkräften, 15 Interviews mit Jugendlichen sowie Audioaufnahmen von Teamsitzungen umfasst. Der Feldaufenthalt in der Einrichtung war in zwei Feldforschungsphasen von jeweils fünf Tagen mit einer Zwischenauswertung gegliedert.

Die vorliegenden theoretischen Aussagen sind auf der Grundlage einer methodischen Struktur entstanden, welche drei Ebenen umfasst – die wissenschaftstheoretischen Bedingungen der Teilnehmenden Beobachtung von Affekten, das Hinzuziehen der Interpretation des weiteren sozialen Kontexts² und die Affekte Forschender und ihre Befremdung.³

Zur Bedeutung der Affekte Forschender im Feld und bei der Datenproduktion hat besonders die Anthropologie einen vertieften Diskurs entwickelt (siehe u. a. Davies & Spencer, 2010; Oppermann, 2012; Stodulka, 2014; Stodulka, Thajib & Dinkelaker, 2019). Bei den Überlegungen zur Verarbeitung von Daten, die sich auf die Forschenden selbst beziehen, bietet Bourdieu Kritik an „narzißtischer Reflexivität“ eine grundlegende Orientierung (Bourdieu, 1995, S. 366). In kritischer Auseinandersetzung mit der Ethnologie seiner Zeit lehnt Bourdieu „Selbstuntersuchung“ ab, die „[...] zum

2 Neben körperlichen, verbalen und sprachlichen Affektausdrücken wird im Zuge der Interpretationen der soziale Kontext daraufhin codiert, ob hier mit Scham und Beschämung in Verbindung stehende Praktiken wie Ausgrenzung oder Abwertung ausgeübt wurden.

3 Ein Zugang zu den Gefühlen von Feldteilnehmer_innen lässt sich aus der epistemologischen Haltung des Konstruktivismus nur bedingt beanspruchen, da die Wahrnehmung von Affekten anderer interpersonell verfasst ist (Penz & Sauer, 2020S. 23). Daher versteht sich der vorliegende Ansatz als eine Annäherung an den wahrgenommenen Ausdruck von Affekten der Feldteilnehmer_innen seitens der Forschenden.

Selbstzweck wird, anstatt auf die Verfeinerung und Verstärkung der Erkenntnismittel gerichtet zu werden [...]“ (ebd.). Beim Einbezug meines Gefühlserlebens als Forschende ist hiermit das Ziel der Forschungsarbeit zu reflektieren – nur wenn die Informationen relevant sind, um die Methode und den Forschungsgegenstand zu schärfen, ist ihr Einbezug sinnvoll.

Das, was ich als Forschende fühle und in den Feldnotizen verschriftlichen konnte, ist durch meine persönliche Gefühlskultur, meine Herkunftskultur und Sprache geprägt und daher auch beschränkt. Die Fähigkeit Forschender zu fühlen, ist eine Bedingung, überhaupt ethnographisch arbeiten zu können (Oppermann, 2012, S. 201 f.). Daher habe ich für das vorliegende Projekt meine Gefühlszustände, sofern sie mir bewusst wurden, während der Feldarbeit in die Feldnotizen aufgenommen. Zu beachten gilt, dass eine Distanznahme zum Beobachteten, durch „[...] theoretisch und methodisch kontrollierte Beobachtungen zweiter Ordnung [...]“ stattfindet (Vrobuba in Scherr & Niermann, 2014, S. 135). Beobachtungen zweiter Ordnung sind solche Beobachtungen, bei denen Beobachtungen erster Ordnung reflektiert werden. Im Falle der Arbeit mit den eigenen Affekten bin ich wie folgt vorgegangen: Die Distanznahme zu den Daten, welche auch Informationen zum eigenen Gefühlsleben sowie eine intersubjektive Nachvollziehbarkeit der späteren Interpretation der Feldnotizen enthalten, habe ich angestrebt, indem die Erhebung und Datenauswertung sich an den oben genannten drei Elementen orientiert (Affekte der Forschenden, die Beobachtung von Affektausdrücken und das Hinzuziehen der Interpretation des weiteren sozialen Kontexts). Im Prozess der Datenauswertung habe ich eine Befremdung zu den Affekten durch einen zeitlichen Abstand zwischen der Erhebung und der Auswertung erzielt. Auch wurden die Daten zur Auswertung in die dritte Person gebracht (statt „ich“ wurde im Interpretationsverlauf „die Forschende“ als Bezeichnung meiner Person gewählt).

In ethnographischen Studien kommt der Teilnehmenden Beobachtung eine methodische Schlüsselfunktion zu (Ricken & Reh, 2014). Der primäre Vorteil Teilnehmender Beobachtung liegt im unmittelbaren Zugang, im Miterleben und in der Teilnahme an Interaktionen in den jeweiligen Forschungsfeldern. Hierdurch erhalten Forschende potenziell Zugang zu verdeckten Dimensionen sozialen Handelns. Ethnographie bewegt sich somit, insbesondere auch eine Ethnographie der Affekte, in einem Spannungsverhältnis von Beschreibungen und Zuschreibungen, welches methodisch reflektiert werden sollte (ebd.). Da Affekte an der Schnittstelle von Individuum und sozialem Umfeld angesiedelt sind, muss bei der Dateninterpretation reflektiert werden, inwiefern sich die Interpretation auf die Ebenen intrinsischer Prozesse (des Gefühlserlebens) zubewegt. Im Fokus der vorlie-

genden ethnographischen Interpretationsarbeit stehen intersubjektiv nachvollziehbare Affektausdrücke. Neben körperlichen und verbalen Affektausdrücken (z. B. die Intonation des Gesagten)⁴ lassen sich auch sprachliche Konzeptualisierungen (also Benennungen) von Affekten ethnographisch beforschen. Diese finden meist erst im Nachhinein, in der Reflexion des Erlebten, statt. Um die Perspektive der Feldteilnehmer_innen in der vorliegenden Studie umfassend vorzustellen, wurden daher die, in Form von Feldnotizen, vorliegenden Interaktionen in den Interviews thematisiert. Konkret wurde mit erzählgenerierenden Fragen darum gebeten, die Situationen nachzuerzählen. Es zeigte sich, dass eine Konzeptualisierung (explizite Benennung) von Scham hierbei nicht vorgenommen wurde, während es jedoch mannigfaltige Hinweise auf die Relevanz von Scham in Interaktionen gab. Daher müssen besonders beim tendenziell tabuisierten Schamafekt methodisch andere Wege beschritten werden, als nach seiner Konzeptualisierung zu fragen. Als ausschlaggebend für die Bewerkstelligung einer Ethnographie der Affekte wird daher für das vorliegende Projekt die Qualität von Feldnotizen gesetzt. Um nicht-konzeptualisierte Ausdrucksweisen von Affekten in sozialen Interaktionen zu beforschen, kann über die kommunikative Funktion von Affekten, welche sich in Körperhaltung, Mimik und Gestik abzeichnet, gearbeitet werden. Werden diese Ausdrucksweisen protokolliert, erlaubt dies eine intersubjektiv nachvollziehbare methodische Annäherung an die Ausdruckskomponenten der Affekte von Feldteilnehmer_innen.

Bezogen auf die Auswertung ist in der Grounded Theory das Vergleichen der Eigenschaften der konstruierten Codes bzw. Konzepte und Kategorien entscheidend. Um in der ergebnisreichsten Weise offen zu kodieren, wird der Text Wort für Wort durchgearbeitet und wesentlich scheinende Elemente werden in Form von Konzepten herausgegriffen (Strauss & Corbin, 1996, S. 53). Um kreativ arbeiten und die Konstruktion von Zusammenhängen kontrollieren zu können, wurde im vorliegenden Projekt zunächst offen kodiert; danach wurden, im organischen Prozess der Anfertigung eines Fließtextes, feine Zusammenhänge von Scham und Beschämung

4 Sprachliche und emotionale Lautäußerungen dienen, neben Körperhaltung, Mimik und Gestik, dazu, Informationen über affektive Zustände zu kommunizieren. Die Fachliteratur zu Scham zählt Körperreaktionen und sprachliche Phänomene zu den Ausdrucksformen von Scham, welche einen Rückzug aus dem Beziehungskontakt oder eine Vermeidung des Schamanlasses anzeigen. Zentrale, bei der Datenerhebung notierte körperliche Ausdrucksformen von Scham sind die Blickabwendung und die Vermeidung des Blickkontakts (Tiedemann, 2007, S. 70).

im Datenmaterial herausgearbeitet. Anhand des Fließtextes wurden dann die konstruierten Zusammenhänge, im Sinne des axialen Kodierens, erfasst, systematisch verglichen und weiterbearbeitet. Die Zwischenergebnisse wurden multiperspektivisch überprüft. Die kommunikative Validierung der Interpretationsansätze fand im Rahmen regelmäßiger Interpretationssitzungen mit fachwissenschaftlichen Gruppen statt.

4. Ergebnisse

Die folgende Feldnotiz „Ich bin dumm“ stammt aus der Teilnehmenden Beobachtung in der Einrichtung Dohle. In der Einrichtung der Kinder- und Jugendhilfe sind acht Jugendliche in einer Wohngemeinschaft untergebracht, zwei weitere Jugendliche leben im selben Gebäude im betreuten Außenwohnen zur Verselbstständigung. Für die insgesamt zehn Jugendlichen sind acht Fachkräfte zuständig. Die Gruppe in der Wohngemeinschaft besteht aus sechs Mädchen und zwei Burschen im Alter von 12 bis 17 Jahren. Im Zentrum der folgenden Interaktion stehen die Jugendliche Natalie, ihr Bezugsbetreuer Martin und der Jugendliche Sebastian, welchem eine Lernschwierigkeit zugeschrieben wird. Während meines Feldaufenthalts erzählt mir die Fachkraft Veronika, dass es öfter vorkommt, dass Sebastian einige der Mädchen ohne ihre Zustimmung plötzlich umarmt. Dieser Umstand würde von einigen Fachkräften als Erziehungsthema genannt und mit Sebastian bearbeitet.

4.1 Feldnotiz „Ich bin dumm“

Natalie (15) und Sebastian (14) stehen gemeinsam mit der Fachkraft Martin (54) im großen, hellen Gemeinschaftsraum der Einrichtung zusammen. Die Fachkraft Nicole (29) räumt in unmittelbarer Nähe in der, in den Raum integrierten, Küche auf. Ich sitze einige Meter abseits am großen Ess- und Arbeitstisch.

Natalie meint, sie wäre gern so groß wie Sebastian und streckt ihren Arm, gleich einer Messlatte, hoch zu Sebastians Kopf. Sebastian lacht, Natalie und Martin stimmen ein.

Natalie steigt auf einen Stuhl neben Sebastian und sagt, jetzt sei sie so groß wie er. Sebastian steigt nun ebenfalls auf einen Stuhl und meint, er sei jetzt wieder größer. Nicole kommt nun herbei, steigt auch auf einen Stuhl und reckt sich, sodass sie größer ist als die beiden Jugendlichen. Alle lachen und steigen wieder von den Stühlen, Nicole geht weg.

Der immer noch grinsende Sebastian nähert sich Natalie nun von hinten, greift ihre Hüften und kitzelt sie.

Natalie schreit laut, in wütendem Tonfall: „Lass das sein!“

Sebastian nimmt sofort Abstand von ihr.

Natalie schreit Sebastian nun lauter an: „Du Zigeuner!“

Ihre Lautstärke erhöht sich, der Ton wird zunehmend schärfer: „Du Zigeuner, du Zigeuner!“

Sebastian starrt stumm, mit leerem Blick Richtung Boden, dann verlässt er den Raum.

Martin sagt mit ruhiger Stimme zu Natalie: „Wie viele Zigeuner kennst du denn?“

Natalie: „Viele, sie sind dreckig und stinken.“

Martin: „Wo hast du die denn gesehen?“

Natalie, mit fester, wütender Stimme: „In ...⁵“

Martin: „Man sagt sowieso nicht Zigeuner, man sagt Sinti und Roma (...), vielleicht ist ja in deinem Blut auch Sinti-Blut oder Roma.“

Natalie schaut düster drein und schweigt.

Martin: „Das hast du halt gehört, aber ob es auch so ist?“

Nach kurzer Stille meint Natalie: „Ich bin dumm“ und schaut betrübt nach unten.

Martin, der vor ihr steht, nimmt sich einen Stuhl vom Ess- und Arbeitstisch und setzt sich hin.

Mit nicht ganz ernster, nicht ganz witzelnder Stimme sagt Martin: „Was meint denn die große Natalie, wenn die kleine Natalie sagt, dass sie dumm sei?“

Natalie, mit nachdrücklichem, aber aufgehelltem Tonfall: „Ich bin dumm.“ Sie lacht jetzt.

Martin redet der übergewichtigen Jugendlichen nun zu: „Und was machst du, wenn du das denkst? Gehst du in dein Zimmer und setzt dich aufs Bett? Holst du dir Eis und Chips?“

Die Fachkraft steht jetzt auf und geht zum nahestehenden Regal, welches voller Bücher und Spiele ist.

Er schlägt laut, mit der geballten Faust auf eine Spielschachtel.

Martin: „Oder schlägst du dagegen?“

Natalie lacht.

Martin: „Das geht entweder in die eine oder die andere Richtung.“

5 Die Jugendliche nennt ein osteuropäisches Land.

Natalie, mit lauter Stimme und in einem gereizten Tonfall: „Ich bin trotzdem dumm.“

Sie grinst.

Martin: „Wenn mich jemand so angrinst, dann glaub ich das nicht. Sag’ mal zu mir ‚Du bist dumm‘.“

Natalie: „Ich bin dumm.“

Martin: „Nein. Du bist dumm! Du sollst das zu mir sagen.“

Natalie, laut und deutlich: „Du bist dumm.“

Martin steht jetzt auf, zieht die Mundwinkel weit nach unten, senkt den Blick und geht in gebeugter Haltung ein paar Schritte.

Martin: „So sieht das aus, wenn man glaubt, dass man dumm ist.“

An mich gewendet: „Was sagt denn die Sara dazu?“

Ich zögere, da ich die Situation beobachten möchte, und sage dann, dass Natalie sehr schlau ist, weil sie mich am Vortag an etwas erinnert hat, was ich sonst vergessen hätte. Sie sei sogar schlauer als ich, also könne sie nicht dumm sein.

Martin: „Jeder ist mal dumm. Kennst du Forrest Gump? Dumm ist nur, wer Dummes tut.“

Natalie, Martin und ich lachen.

4.2 Interpretation „Ich bin dumm“

Die Interaktion zwischen Natalie und Sebastian, bei der Natalie einen Wunsch bezüglich ihrer Körpergröße formuliert und gestisch darstellt, lässt sich, verstärkt durch das Lachen, als spielerische Interaktion interpretieren. Das Spiel wird von den Jugendlichen, indem sie beide auf Stühle steigen und um ihre körperliche Überlegenheit wetteifern, weitergetrieben. Dass Nicole, die beiden Jugendlichen an Körpergröße überlegen ist, in das Spiel einsteigt, lässt sich als Praktik verstehen, bei der die Fachkraft mit den Jugendlichen spielt und sie gleichzeitig im Spiel dominiert.

Nachdem der Größenvergleich beendet ist, nähert sich Sebastian Natalie von hinten und kitzelt sie an den Hüften. Eventuell lässt sich das Kitzeln als Versuch verstehen, die vorangegangene, spielerische und heitere Interaktion zu intensivieren. Da der Bursche hierbei unvermittelt⁶ in den körperlichen Nahraum von Natalie eindringt und diese unverzüglich damit reagiert, wütend zu schreien („*Lass das sein!*“), lässt sich das Hüftkitzeln als eine

6 Da der Jugendliche sich Natalie von hinten nähert, kann es auch sein, dass ein Schreckmoment Natalies Reaktion mitbedingt.

sexuell konnotierte, unerwünschte Berührung charakterisieren. Eine sexuelle Konnotation ergibt sich daraus, dass die Hüfte eine intime Körperregion darstellt, die besonders im Blick auf weibliche Körper sexualisiert wird. Die Berührung lässt sich aufgrund Natalies wütender Reaktion als unerwünscht interpretieren.

Der Jugendliche Sebastian reagiert sofort auf den Aufforderungscharakter von Natalies wütendem Ausruf und nimmt Abstand. Natalie verstärkt die Abgrenzung nun, indem sie Sebastian wiederholt als „Zigeuner“ beschimpft, wobei ihre Stimme immer schärfer wird. Neben der wütenden Intonation des Schreiens Natalies wird auch die hier vorliegende zunehmende Lautstärke als eine Ausdrucksweise von Wut gesetzt (Retzinger, 1995, S. 1110). Der Umstand, dass Sebastian im Zuge seiner, durch die Intonation und zunehmende Lautstärke sehr wütend wirkenden, Beschimpfung den Raum verlässt, kann als Ausdruck von Scham interpretiert werden (Seidler, 1995, S. 25). Natalies Beschimpfung kann somit als Beschämung Sebastians gelesen werden.

Indem Natalies Bezugsbetreuer Martin sie nun auf einer Sachebene anspricht, nimmt er in mehrfacher Hinsicht einen Ebenenwechsel vor. Martin nimmt auf den Sachinhalt ihrer Beschimpfung Bezug, statt die Ebenen der persönlichen Beziehung zwischen den Jugendlichen, der unerwünschten Berührung oder der heftigen, wütenden Reaktion Natalies zu adressieren. Dass die Fachkraft fragt, wie viele „Zigeuner“ Natalie denn kenne, kann als pädagogisches Vorgehen innerhalb der Logik antirassistischer Bildungsarbeit interpretiert werden. Denn durch die Frage der Fachkraft wird Alltagsrassismus, zu welchem sich Antiziganismus (hier in Form der Verwendung des Begriffs „Zigeuner“ als Schimpfwort) zählen lässt, nicht einfach übergangen, sondern zu einem Bildungsgegenstand gemacht.⁷

Natalie geht auf Martins Frage ein, indem sie mit fester Stimme, also nachdrücklich, zu verstehen gibt, dass sie „viele“ kenne. Hiermit deutet Natalie, die Migrationserfahrung hat, an, dass sie auf eigene Lebenserfahrungen in Kontakt mit Roma und Romnia zurückgreift. Ihre negativen Assoziationen zu Roma und Romnia sind eventuell in dem Kontext zu se-

7 Hiermit greift die Jugendliche auf einen auch in Österreich verbreiteten, antiziganistischen Diskurs zurück. „Im Antiziganismus verbinden sich die nie verschwundenen biologistischen Auffassungen genetischer Minderwertigkeit mit kulturalistischen Elementen, die eine ‚fremde Kultur‘ markieren. Wer in antiziganistischer Form als kulturell fremd identifiziert wird, gilt als rückständig, worin ein koloniales Muster im Umgang mit ‚Fremden‘ sichtbar wird.“ (Messerschmidt, 2019, S. 9).

hen, dass Roma und Romnia in dem osteuropäischen Land, das sie nennt, teils in großen informellen Siedlungen in extremer Armut leben. Der Nachsatz, dass die Menschen, über die die Jugendliche hier spricht, „*dreckig*“ sind und „*stinken*“, weist auf eine starke Abgrenzung Natalies von den „Zigeunern“ hin. Diese Abgrenzung verläuft über soziale Abwertungen. Sie kennt zwar „*viele*“ aus ihrem Herkunftsland, distinguiert sich jedoch stark von dieser Gruppe. Natalies Darstellung von Roma und Romnia als „*die sind dreckig und stinken*“ lässt sich als rassistisch lesen: Die Jugendliche konstruiert die Gruppe der „Zigeuner“, indem sie sie auf zwei negative Eigenschaften reduziert und damit in reduktionistischer Weise symbolisch stark abwertet.

Martins nun anschließende, normative Ausführung, dass „*man*“ „*so-wieso nicht Zigeuner*“ sagt, lässt sich im Handlungsdruck des Interaktionsverlaufs als weiterer Ebenenwechsel, weg von der Sachebene hin zu einer normativen Ebene, verstehen. Mit seiner normativen Vorgabe, dass „*man*“ Sinti und Roma sage, bewegt sich die Fachkraft innerhalb eines verbreiteten deutschsprachigen Diskurses, der einen reflexiven Bezug zu Sprechakten und zur gesellschaftlichen Repräsentation von Minderheiten voraussetzt. Daher lässt sich das Wissen darüber, wie „*man*“ richtig – also nicht rassistisch diskriminierend – Sinti und Roma benennt, auch als Ergebnis eines Bildungsprozesses verstehen. Dieser Bildungsprozess wird hier durch die Fachkraft implizit vorausgesetzt, da er mit seiner Formulierung „*Man sagt sowieso nicht Zigeuner*“ suggeriert, dass die Jugendliche die Norm, den Begriff „Zigeuner“ nicht zu verwenden, kennen müsse.

Sein anschließender Rekurs auf eine mögliche Blutsverwandtschaft Natalies mit den von ihr diskriminierten „Zigeunern“ kann als Versuch gesehen werden, die abwertende Perspektive Natalies durch ein Gefühl von Zugehörigkeit – und somit auch Betroffenheit von der von ihr selbst geäußerten Abwertung – abzufangen. Scham fungiert, wie erläutert, über eine Abwertung des Selbst durch den anderen (Scheff, 2014, S. 257) und besonders eine „erfolgreiche“ Beschämung anderer kann als Ausdruck eines Machtverhältnisses gelesen werden. Das Vorgehen Martins kann hier insofern als machtvoll verstanden werden, als dass es sich auf Natalie in ihrem Verhältnis zu sich selbst und anderen bezieht – und sie im Lichte der suggerierten Zugehörigkeit ihrer Person zu Roma und Romnia schweigt. Ihr düsterer Blick und das Schweigen erwecken bei mir den Eindruck, dass sie verärgert und auch beschämt ist, da nun ihre Zugehörigkeit zu der Gruppe, die sie soeben noch massiv abgewertet hat, im Raum steht. Auch gilt das Schweigen als ein zentraler Ausdruck von Scham (Retzinger, 1995, S. 1109). Mir ist die Situation unangenehm, da die Fachkraft Natalie auf einer per-

sönlichen Ebene abwertet und die unerwünschte Berührung des Mädchens durch Sebastian übergeht.

Martin stellt mit „*Das hast du halt gehört, aber ob es auch so ist?*“ nun eine rhetorische Frage, die Natalies rassistische Aussage hinterfragt.

Natalie sagt nach einer kurzen Stille „*Ich bin dumm*“ und schaut betrübt nach unten. Das Blicksenken, die Selbstabwertung und das anschließende Schweigen können als Ausdruck von Scham verstanden werden, welche auf das Hinterfragen und die Korrektur von Natalies rassistischer Aussage folgt. Besonders „dumm sein“, welches ja auch umgangssprachlich als „Gefühl, dumm zu sein“ bezeichnet wird, ist aufgrund der negativen Evaluation des Selbst ein klassischer Ausdruck von Scham (Scheff, 1988, S. 401).

Dass Martin sich nun vor das Mädchen setzt, lässt sich als körperliche Geste der Zuwendung deuten. Die asymmetrische, von einem Machtverhältnis geprägte Beziehung zwischen der Fachkraft und der Jugendlichen spiegelt sich darin wider, dass Martin die Interaktion durch Fragen lenkt, während Natalie auf seine Fragen reagiert. Seine Frage „*Was meint denn die große Natalie, wenn die kleine Natalie sagt, dass sie dumm sei?*“ kann als Rückgriff auf psychotherapeutische Fragetechniken, welche der Selbstreflexion dienen sollen, verstanden werden. Insofern wechselt die Fachkraft hier erneut die Gesprächsebene, weg von einem pädagogisch-konfrontativen Gesprächsstil hin zu einem eher therapeutischen Gesprächsstil, der als Ausdruck affektiver Nähe zwischen der Fachkraft und der Jugendlichen gelesen werden kann. Die Ebene des Gesprächs erhält durch die witzelnde Stimm- lage der Fachkraft gleichzeitig etwas Spielerisches. Diesen spielerischen Unterton greift Natalie auf, indem sie, nun in einem hörbar aufgehellten Tonfall, ihre Aussage „*Ich bin dumm*“, wiederholt. Natalies Beharren auf ihrer Selbstabwertung kann als Strategie verstanden werden, Martins Vorgehen, welches durch eine Kritik an Natalies Verhalten getragen ist, spielerisch zu unterwandern.

Die Fachkraft setzt das Gespräch auf der Ebene von Natalies individuellem Umgang mit Affekten fort. Der vorgefallene Konflikt zwischen Sebastian und Natalie, oder Sebastians unerwünschte Berührung von Natalies Hüften, werden nicht bearbeitet. Stattdessen thematisiert Martin spielerisch die affektiven Funktionen von Essen (wie Trost zu spenden und zu beruhigen) und auch Gewalt gegen Gegenstände. Bei der spielerischen Darbietung der Fachkraft lacht die Jugendliche. Nun ließe sich Lachen als alleiniger Ausdruck von Freude verstehen.⁸ Da Lachen jedoch meistens aus einem

8 Die psychologische Forschung zu den Funktionen des Lachens zeigt allerdings auf, dass Lachen selten als freudvolles Lachen in Reinform auftritt. Meist wird Lachen, ne-

Konglomerat von Affekten gespeist ist, lässt sich dieses freudvolle Lachen auch als Ausdruck von Erleichterung interpretieren. Denn mit der Intervention der Fachkraft werden die Affekte Wut und Scham spielerisch aufgegriffen. Aus dieser Perspektive lässt sich die spielerische Darstellung von Umgangsweisen mit tendenziell tabuisierten Affekten seitens der Fachkraft als Praxis begreifen, diese Affekte gemeinsam zu be- und verarbeiten.

Dass Natalie jedoch, auch nach dieser Kurzvorführung, weiter auf ihrer Selbstabwertung beharrt, kann als Herausforderung an ihren Bezugsbetreuer verstanden werden. Dieses Beharren kann Beschämungspotenzial für den Bezugsbetreuer bergen, da Natalie ja infolge seiner Intervention begonnen hat, sich selbst abzuwerten. Das Beschämungspotenzial für die Fachkraft wird verstärkt, da Natalie darauf besteht, „*trotzdem*“ dumm zu sein; seine Bemühungen sind an diesem Punkt also wirkungslos. Natalies anschließendes Grinsen kann auch als Ausdruck von Freude darüber verstanden werden, dass sie die Wirkungslosigkeit der pädagogisch-psychologischen Intervention ihres Bezugsbetreuers vorführen kann.

Martin nimmt diese Ambivalenz auf, indem er Natalie als unglaubwürdig darstellt und sie auffordert, ihn als dumm zu bezeichnen. Die Jugendliche setzt ihre Strategie, Martin vorzuführen, jedoch fort, indem sie erneut sagt „*Ich bin dumm*“. Nachdem Natalie schlussendlich die Fachkraft, wie gewünscht, als dumm bezeichnet, nutzt dieser die Gelegenheit, um erneut pädagogisch zu intervenieren, indem er mit Mitteln des Theaters arbeitet. Dass Martin vorspielt, wie jemand geht und schaut, der als dumm bezeichnet wird, kann als Ansatz gedeutet werden, Wissen über Affekte zu vermitteln. Martin setzt sich hierdurch über die subversive Gegenwehr Natalies hinweg und sich selbst erneut machtvoll als Wissender in Szene.

Die Fachkraft rekurriert anschließend auf mich. Dies kann so gelesen werden, dass die Fachkraft die Gesprächsebene erneut wechselt und hierdurch Natalies subversiver Unterwanderung seiner pädagogisch-therapeutischen Intervention ausweicht. Ich entschlief mich, das Mädchen zu unterstützen, indem ich betone, dass sie nicht dumm sein könne, da sie sehr schlau ist. Dass Martin meine Einschätzung allerdings nicht gelten lässt, verdeutlicht seine Reaktion „*Jeder ist dumm*“. Gleichzeitig schwingt in dieser Aussage auch ein gemeinschaftsstiftendes Moment mit. Da ja *jeder* dumm ist, konstruiert die Fachkraft ein gemeinschaftsstiftendes, die Schmach des Dummseins relativierendes Moment – dumm sein ist so vielleicht noch ein Grund, sich zu schämen, aber kein Anlass für sozialen Ausschluss. Mit sei-

ben der Freude, von weiteren Affekten wie Missgunst, Ärger, Verachtung oder Scham initiiert (Krause, 2009, S. 111).

ner Referenz auf die amerikanische Komödie „Forrest Gump“, in welcher ein Mann, dem ein unterdurchschnittlicher Intelligenzquotient bescheinigt wird, als positive Identifikationsfigur auftritt, verortet die Fachkraft das schambesetzte Thema, dumm zu sein, in einem lustigen Kontext. Entsprechend kann das gemeinsame Lachen zum Ende der Feldnotiz als ein Ausdruck von Erleichterung interpretiert werden. Die Erleichterung bezieht sich in dieser Deutung auf den, durch die Fachkraft spielerisch aufgegriffenen und zu einem gemeinsamen Thema gemachten Schamanenlass „*dumm zu sein*“.

Der Gesamtzusammenhang der Interaktion kann dahingehend interpretiert werden, dass der Konflikthanlass der unerwünschten Berührung der Hüften Natalies durch Sebastian durch die Fachkraft de-thematisiert wird. Anstelle des genuinen, an der Schnittstelle von Nähe-Distanz und eventuell auch Sexualität angesiedelten, Konfliktes unter den beiden Jugendlichen wird durch die Fachkraft ausschließlich das Thema Rassismus fokussiert.

Neben dem Umstand, dass die Fachkraft als Sanktionsmittel eine beschämende Strategie einsetzt, die dem Vorgehen der Jugendlichen strukturell ähnelt, wird auch die unerwünschte Berührung der Hüften der Jugendlichen nicht bearbeitet. Hiermit geht auch einher, dass der Jugendliche Sebastian, dem eine Lernschwierigkeit zugeschrieben wird, hinsichtlich der Gestaltung eines sexuell konnotierten, körperlichen Nähe-Distanz-Verhältnisses, zumindest in der Interaktion, nicht partizipativ unterstützt wird.

5. Beschämung als erzieherische Sanktion

Bezüglich der Feldnotiz „*Ich bin dumm*“ wurde argumentiert, dass die Fachkraft sich auf die ethnische Zugehörigkeit Natalies sowie auch Natalies Kenntnisstand darüber, wie man sich ausdrückt, bezieht, um das rassistische und Sebastian beschämende Verhalten Natalies zu sanktionieren. Der Anlass von Natalies Beschimpfung Sebastians, als welcher sich eine unerwünschte Berührung durch Sebastian herleiten lässt, wird durch die Fachkraft de-thematisiert – sie schwenkt stattdessen auf Natalies Verhalten gegenüber Sebastian ein. Da die Jugendliche hierauf mit dem deutlichen Ausdruck von Scham reagiert, lässt sich das erzieherische Vorgehen der Fachkraft als Beschämung charakterisieren. Die Wirkmächtigkeit des Einsatzes von Beschämung als Sanktionsmittel lässt sich daraus ableiten, dass die Jugendliche nicht nur mit dem Ausdruck von Scham reagiert, sondern auch den Konflikthanlass der unerwünschten Berührung nicht problematisiert.

Stattdessen lässt sie sich auf das durch die Fachkraft gesetzte Thema Rassismus ein. Insofern lässt sich schlussfolgern, dass die Fachkraft durch den Einsatz subtiler Beschämung ihre Lesart der Situation in den Mittelpunkt der Interaktion rücken konnte. Die Fachkraft übt qua Beschämung Macht aus, indem sie die Hoheit über Sinn- und Deutungskonstruktionen beansprucht (Wolf, 2010, S. 547). Aus einer Metaperspektive ist es hier weder gelungen, das Selbstbestimmungsrecht der Jugendlichen Natalie in Bezug auf körperliche Integrität zu akzentuieren, noch Sebastian hinsichtlich der Gestaltung von sexuell konnotierten Nähe-Distanz-Verhältnissen partizipativ zu unterstützen.

Doch ist es nicht legitim, Rassismus, der ja ebenso wie eine unerwünschte Berührung beschämen kann, mit Beschämung entgegenzutreten? Der Einsatz von Beschämung als Mittel gegen Rassismus ist fachlich umstritten. Bezüglich Rassismus, der in der Interpretation der Feldnotiz im Kontext von Beschämung diskutiert wurde, differenziert die Sozialwissenschaftlerin Brene Brown (2020) zwischen Praktiken, die Menschen Verantwortung zuweisen, und Praktiken der Beschämung. Sie argumentiert mit Bezug auf Rassismus (unter welchen sich der in der Feldnotiz diskutierte Antiziganismus subsumieren lässt), dass die Zuschreibung von Verantwortung das Mittel ist, um Rassismus entgegenzutreten. Dass die Fachkraft Martin die Jugendliche Natalie, die rassistisch agiert, beschämt, ist aus Browns Perspektive kontraproduktiv. Denn nach Brown kann Scham, die durch Beschämung erzeugt wird, dazu führen, dass sich Menschen in sich zurückziehen oder eine Abwehrhaltung einnehmen.

In einem, zumindest partiellen, Spannungsverhältnis zu dieser Position steht die Theorie der „re-integrativen Beschämung“ (Braithwaite, 1989). Die australische Psychologin Eliza Ahmed und der australische Kriminologe John Braithwaite gehen davon aus, dass die Anerkennung von Schamgefühlen und eine Verantwortungsübernahme mit einer Abnahme von Mobbing zusammenhängen (Ahmed & Braithwaite, 2005, S. 298). Die Autor_innen stellen heraus, dass Beschämung als soziale Sanktion zwar auf Statusverlust zielen kann, aber nicht muss (ebd., S. 299). Aus ihrer Perspektive gibt es auch „shaming without degradation“ bzw. Stigmatisierung (ebd.). Zentral ist in der Argumentation, dass re-integrative Beschämung die soziale Praktik der Wiedergutmachung und Vergebung beinhaltet (ebd., S. 316). Re-integratives Beschämen wird hier als „respektvolle“ Missbilligung spezifischer Handlungen gesehen. Eine schlechte Tat wird differenziert von einer, grundsätzlich als „gut“ angesehenen Person (ebd., S. 299).

Die beiden genannten Positionen von Brown, die Beschämung als social-justice tool ablehnt, sowie von Ahmed und Braithwaite, die re-integra-

tive Beschämung als Mittel zur Herstellung sozialer Gerechtigkeit verstehen, verweisen auf ein Spannungsfeld, in welchem Beschämung als erzieherisches Sanktionsmittel angesiedelt ist. Ein beträchtliches Problem in den beiden Ansätzen, die Beschämung entweder vermeiden (Brown, 2020) oder stark gesteuert verwenden (Braithwaite, 1989) wollen, ist eine Vorstellung von Beschämung, in der diese intentional, steuer- und kontrollierbar scheint. Auch eine respektvolle Missbilligung spezifischer Handlungen kann in einem Jugendlichen Verständnis für diese Perspektive erzeugen, während sie eine andere Jugendliche beschämen kann. Neben der persönlichen Biographie bedingt auch die situationsübergreifende persönliche Beziehung zwischen Erziehenden und Jugendlichen mit, in welchem Maße Prozesse von Scham und Beschämung im Erziehungsgeschehen initiiert werden. In welches Verhältnis lässt sich der im vorliegenden Beitrag gewählte Begriff der Beschämung (als schamevozierende Praktik) nun zum Gewaltbegriff setzen? Aus der Perspektive der pädagogischen Anthropologie und der Habitustheorie Pierre Bourdieus sind wesentliche Anteile menschlichen Handelns und auch Interagierens nicht bewusst gesteuert. Für Erziehung gilt, dass sie im Wesentlichen als ein interaktiver Prozess verstanden wird, der in einer Dialektik und keinesfalls als lineares Einwirken von Erziehenden auf Kinder und Jugendliche zu verstehen ist (Seichter, 2014, S. 234). Wie in diesem Beitrag gezeigt wurde, setzen Jugendliche und auch Fachkräfte mehr oder weniger subtile Formen von Beschämung ein. Im vorliegenden Beispiel begegnet die Fachkraft der Beschämung unter Jugendlichen (in Form des Beschimpfens) und auch der Beschämung durch eine Jugendliche (die die Deutungen des Betreuers hinterfragt) mit Beschämung. Die Fachkraft übt qua Beschämung Macht aus, indem sie die Hoheit über Sinn- und Deutungskonstruktionen in der Interaktion beansprucht (Wolf, 2010, S. 547). Aus einer anthropologischen Perspektive können, wie bereits erläutert, Scham und in einem gewissen Maße auch Formen der Beschämung (bspw. durch Be- und Abwertungen) nicht vollständig aus menschlichen Beziehungen ausgeklammert werden. Die Forderung, nicht zu beschämen, wird eher zu einer Tabuisierung der Dynamik von Scham und Beschämung in Beziehungen führen. Daher plädiere ich für einen offenen Diskurs über die Relevanz von Beschämung und Scham und des Spektrums beschämender Praktiken in der Erziehung. Sehr wohl gilt es jedoch zu differenzieren – zwischen Praktiken der Sanktionierung, die in einem ethisch vertretbaren Maße die Kompetenz Jugendlicher fördern, mit Scham und Beschämung umzugehen, und zwischen Sanktionspraktiken, welche als Gewalt markiert werden sollten und somit pädagogisch zu ächten sind. Die Implikationen des Evozierens von Affekten, wie Scham innerhalb

von Sanktionspraktiken in pädagogischen Institutionen, gilt es weiter zu beforschen.

Literatur

- Ahmed, E. & Braithwaite, J. (2005). Forgiveness, Shaming, Shame and Bullying. *Australian & New Zealand Journal of Criminology*, 38(3), 298–323.
- Blumenthal, S.-F. (2014). *Scham in der schulischen Sexualaufklärung. Eine pädagogische Ethnographie des Gymnasialunterrichts*. Wiesbaden: Springer VS.
- Blumenthal, S.-F. (2018a). Scham und Beschämung als Forschungsperspektiven im Kontext der Fremdunterbringung von Kindern und Jugendlichen. In S.-F. Blumenthal, K. Lauermann & S. Sting (Hrsg.), *Soziale Arbeit und soziale Frage(n)* (S. 295–305). Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Blumenthal, S.-F. (2018b). Scham als Sozialregulativ. Betrachtungen des inneren Zusammenhangs von Macht, Scham und Beschämung. *Sozialpädagogische Impulse*, 4, 1–23.
- Bourdieu, P. (1995). Narzißtische Reflexivität und wissenschaftliche Reflexivität. In E. Berg & M. Fuchs (Hrsg.), *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation* (2. Aufl.) (S. 365–374). Frankfurt am Main: Campus.
- Braithwaite, J. (1989). *Crime, Shame, and Reintegration*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Breidenstein, G. (2012). Ethnographisches Beobachten. In H. de Boer & S. Reh (Hrsg.), *Beobachtung in der Schule – Beobachten lernen. Lehrbuch* (S. 27–44). Wiesbaden: Springer VS.
- Brown, B. (2020). Shame & Accountability [Audio-Onlineresource]. <https://brenebrown.com/podcast/brene-on-shame-and-accountability/> [20.11.2020].
- Clark, Z. (2018). No Excuses. Über das Verhältnis von Strafen und verzeihenden Care-Beziehungen in der Heimerziehung. *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung*, 13(1), 55–68.
- Davies, J. & Spencer, D. (2010). *Emotions in the Field. The Psychology and Anthropology of Fieldwork Experience*. Stanford, CA: Stanford University Press.
- Elezović, A., Lippitz, I. & Loch, U. (2017). Heilpädagogische Diagnostik. Zur wissenschaftlichen Stigmatisierung von Kindern und Jugendlichen, die an den Folgen von sexualisierter Gewalt litten. *Erziehungswissenschaft*, 1, 63–73.
- Gahleitner, S. B. (2017). *Soziale Arbeit als Beziehungsprofession. Bindung, Beziehung und Einbettung professionell ermöglichen* (1. Aufl.). Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Gefken, A. (2018). Stabilität und Dynamik persönlicher Beziehungen in prekären Lebenslagen. In L. Behrmann, F. Eckert & A. Gefken (Hrsg.), „Doing Inequality“. Prozesse sozialer Ungleichheit im Blick qualitativer Sozialforschung (S. 233–253). Wiesbaden: Springer VS.
- Han, B.-C. (2005). *Was ist Macht?* Stuttgart: Reclam.
- Hafenegger, B. (2013). *Beschimpfen, bloßstellen, erniedrigen. Beschämung in der Pädagogik*. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel Verlag.
- Hilgers, M. (2012). *Scham. Gesichter eines Affekts* (4., überarbeitete Aufl.). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

- Kannonier-Finster, W. & Ziegler, M. (2010). Einleitung. In H. Schreiber (Hrsg.), *Im Namen der Ordnung: Heimerziehung in Tirol*. Transblick, Band 6 (S. 13–22). Innsbruck: Studienverlag.
- Krause, R. (2009). Ausdrucksformen des Lachens. *Psychotherapeut*, 54, 111–119.
- Lorenz, F. (2020). *Der Vollzug des Schweigens. Konzeptionell legitimierte Gewalt in den stationären Hilfen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Lorenz, F., Magyar-Haas, V., Neckel, S. & Schoneville, H. (2018). Scham in Hilfekontexten: Zur Beschämung der Bedürftigkeit. In Kommission Sozialpädagogik (Hrsg.), *Wa(h)re Gefühle? Sozialpädagogische Emotionsarbeit im wohlfahrtsstaatlichen Kontext* (S. 216–232). Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Messerschmidt, A. (2019). Kontexte des Antiziganismus und Perspektiven antiziganismuskritischer Bildung. In C. Anastasopoulos (Hrsg.), *Enzyklopädie Erziehungswissenschaft Online. Rubrik: Interkulturelle Bildung, Geschichte und gesellschaftliche Bedingungen interkultureller Bildung* (S. 1–20). Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Neckel, S. (1991). *Status und Scham*. Theorie und Gesellschaft, Bd. 21. Frankfurt am Main: Campus-Verlag.
- Neckel, S. & Sutterlüty, F. (2005). Negative Klassifikationen. Konflikte um die symbolische Ordnung sozialer Ungleichheit. In W. Heitmeyer & P. Imbusch (Hrsg.), *Integrationspotenziale einer modernen Gesellschaft. Analysen zu gesellschaftlicher Integration und Desintegration* (S. 409–428). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Oppermann, C. (2012). Using Subjective Feelings to Gain Insights During Transnational Ethnographic Research. *Transnational Social Review*, 2(2), 48–54.
- Penz, O. & Sauer, B. (2020). *Governing Affects. Neoliberalism, Neo-Bureaucracies, and Service Work*. London and New York, NY: Routledge.
- Ralsler, M., Bischof, N., Guerrini, F., Jost, C., Reiterer, M. & Leitner, U. (Hrsg.) (2017). *Heimlichkeiten: Geschichte der Jugendfürsorge und Heimerziehung in Tirol und Vorarlberg*. Wiesbaden: Springer VS.
- Retzinger, S. M. (1995). Identifying Shame and Anger in Discourse. *American Behavioral Scientist*, 38(8), 1104–1113.
- Ricken, N. & Reh, S. (2014). Relative und radikale Differenz – Herausforderung für die ethnographische Forschung in pädagogischen Feldern. In A. Tervooren, N. Engel, M. Göhlich, I. Miethel & S. Reh (Hrsg.), *Ethnographie und Differenz in pädagogischen Feldern. Internationale Entwicklungen erziehungswissenschaftlicher Forschung. Pädagogik* (S. 25–45). Bielefeld: transcript Verlag.
- Scheff, T. J. (1988). Shame and Conformity: The Deference-Emotion System. *American Sociological Review*, 53(3), 395–406.
- Scheff, T.-J. (2014). A Retrospective Look at Emotions. In J. E. Stets & J. H. Turner (Hrsg.), *Handbook of the Sociology of Emotions: Volume II*. Handbooks of Sociology and Social Research (S. 245–266). Dordrecht: Springer Netherlands.
- Scherr, A. & Niermann, D. (2014). Wider den Forschungsmethodenzwang. Ein Plädoyer für die theoriegeleitete Entdeckung interessanter Daten. In E. Mührel & B. Birgmeier (Hrsg.), *Perspektiven sozialpädagogischer Forschung. Methodologien – Arbeitsfeldbezüge – Forschungspraxen* (S. 123–140). Wiesbaden: Springer VS.
- Schreiber, H., Arora, S., Plangger, S., Seifert, O., Schlosser, H. & Schönwiese, V. (2010). *Im Namen der Ordnung. Heimerziehung in Tirol*. Innsbruck: Studienverlag.
- Schröder, C. (2013). Schamgenerierende und beschämende Momente in der professionellen Beziehung. *Soziale Passagen*, 5(1), 3–16.

- Seichter, S. (2014). Pädagogische Beziehungsformen. In C. Wulf & J. Zirfas (Hrsg.), *Handbuch Pädagogische Anthropologie* (S. 227–236). Wiesbaden: Springer.
- Seidler, G. (1995). *Der Blick des anderen: eine Analyse der Scham*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Sieder, R. (2012). *Gewalt gegen Kinder in den Erziehungsheimen der Stadt Wien. Endbericht*. Wien: Stadt Wien.
- Stodulka, T. (2014). Feldforschung als Begegnung – Zur pragmatischen Dimension ethnographischer Daten. *Sociologus*, 64(2), 179–206.
- Stodulka, T., Thajib, F. & Dinkelaker, S. (2019). *Affective Dimensions of Fieldwork and Ethnography*. New York, NY: Springer.
- Strauss, A. & Corbin, J. (1996). *Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz.
- Streit, P. (2019). *Coolness, Scham und Wut bei Jugendlichen. Mit Emotionen konstruktiv und positiv umgehen*. Berlin und Heidelberg: Springer.
- Tiedemann, J. L. (2007). *Die intersubjektive Natur der Scham*. Dissertationsschrift. Berlin: Freie Universität Berlin.
- Wolf, Klaus. (2010). Machtstrukturen in der Heimerziehung. *Neue Praxis*, 6, 539–557.
- Wurmser, L. (1990). *Die Maske der Scham. Die Psychoanalyse von Schamaffekten und Schamkonflikten*. Berlin, Heidelberg, New York u. a.: Springer.

Frieda Heinzelmann, Michael Domes, Christian Ghanem,
Frank Sowa

**„Weil dieser Mensch hat’s einfach in mein Kopf,
in mein Herz (...) geschafft“:**

**Zur Beziehungsgestaltung von jungen wohnungslosen
Menschen und Sozialarbeiter_innen**

“Because this person just got into my head,
into my heart (...)”: On the relationship between
young homeless people and social workers

Zusammenfassung: Der Aufbau von Beziehungen zu jungen wohnungslosen Menschen ist für Fachkräfte der Sozialen Arbeit häufig eine Herausforderung, da diese als schwer erreichbare Adressat_innen wahrgenommen werden. Unsere Sekundäranalyse qualitativer Daten, in der die Sicht junger Menschen ohne eigene Wohnung aus verstehender Perspektive rekonstruiert wird, zeigt, dass das Eingehen von Beziehungen für vulnerable Personen sehr voraussetzungsreich ist: Ihr eigenes Beziehungshandeln ist vor dem Hintergrund biografischer Erfahrungen oftmals von schwerwiegenden Vertrauensverlusten gekennzeichnet, sodass Vertrauen erst mühsam wiedererlangt werden muss. Das Wissen um die von den Jugendlichen artikulierten Bedingungen der Vertrauenswiederherstellung ist bedeutsam für die Beziehungsgestaltung in der Sozialen Arbeit und sollte für eine vertrauensbildende Soziale Arbeit ernst genommen werden.

Schlagworte: Wohnungslosigkeit, Vulnerabilität, Vertrauen, Beziehung, Profession

Abstract: Building relationships with young homeless people, perceived as difficult to reach, is often a challenge for social work professionals. Our secondary analysis of qualitative data, in which the view of young people without shelter is reconstructed from an understanding perspective, shows that entering relationships is very preconditional for vulnerable persons: Against the background of biographical experiences, their own relationship activities are often influenced by serious losses of trust, so that trust must

first be regained with difficulty. Knowing about the conditions for building trust articulated by the young people is significant for shaping professional relationships and should be taken seriously for trust-building social work.

Keywords: homelessness, vulnerability, trust, relationship, profession

1. Einleitung

Viele Jugendliche und junge Erwachsene ohne Wohnung gelten in der Fachliteratur als ‚schwer erreichbar‘ oder ‚entkoppelt‘ (Mögling et al., 2015), da sie trotz ihrer prekären Lebenslagen, die mit Erfahrungen der Ausgrenzung, Stigmatisierung, Gewalt und Vereinsamung einhergehen, gesellschaftlich institutionalisierte Unterstützungsangebote nicht in Anspruch nehmen. Der Ausgangspunkt dieser Feststellung ist die Perspektive der bürgerlich-kapitalistischen Mehrheitsgesellschaft, die erwartet, dass junge Menschen zielstrebig und zweckorientiert das Bildungsmoratorium nutzen, um kulturelles Kapital, insbesondere Bildungstitel, zu erwerben und den Status eines wirtschaftlich selbstständigen ‚Erwachsenen‘ zu erreichen (Zinnecker, 2000). Da eigensinnige Deutungen von jungen Menschen in dieser Betrachtung unberücksichtigt bleiben (Willis, 1979), werden Abweichungen von einer antizipierten Normalbiografie insbesondere in jungen Jahren als soziales Problem definiert, sodass Organisationen der Sozialen Arbeit beauftragt werden, Übergänge von Schule in Ausbildung und Beruf mithilfe von personenbezogenen sozialen Dienstleistungen zu realisieren.

Durch diesen Auftrag steht die Soziale Arbeit vor der Herausforderung, einen dauerhaften Kontakt zu jungen wohnungslosen Menschen herzustellen, um ihnen Hilfen überhaupt erst anbieten zu können. Wie in anderen Feldern der Sozialen Arbeit kommt daher der Beziehungsarbeit eine hohe Bedeutung zu (Ansen, 2009; Hancken, 2020). Die professionelle Beziehungsgestaltung und deren Reflexion wird als eine zentrale „Schlüsselqualität für die Soziale Arbeit“ (Gahleitner, 2017, S. 15) gesehen, da erst auf Basis einer tragfähigen Beziehung Handlungsmöglichkeiten für die alltägliche Lebenspraxis von Adressat_innen eröffnet werden können (Böhle et al., 2012, S. 200).

Obwohl Beziehungen unser Leben (erst) ermöglichen und prägen (Lenz & Nestmann, 2009), „[u]nser aller Alltagsleben in ein Geflecht persönlicher Beziehungen eingebettet“ (Lenz, 2008, S. 681) und Beziehung „ein Grundphänomen der Lebenswelt von Menschen“ (Boschki, 2003, S. 88) ist, bleibt zugleich das *Wie* in entsprechenden sozialarbeiterischen Theorien und Konzepten – die spezifische Eigenart dieser Beziehung – häufig im Unkla-

ren, Vagen und Unkonkreten (Cornel et al., 2020): „Zwar weiß jeder, dass ohne Beziehungen nichts läuft. Aber es scheint nicht so einfach zu sein, ein Theoriegebäude für die Beziehungen zu entwickeln“ (Schröder, 2002, S. 59). Dies zeigt sich auch mit Blick auf die Empirie. Im deutschsprachigen Raum gibt es bisher nur wenige Analysen der professionellen Beziehungsgestaltung, zum Beispiel in Bezug auf konkrete Nähe-Distanz-Verhältnisse oder das Empfinden und die subjektiven Deutungen der beteiligten Akteur_innen (u. a. Klug et al., 2020; Kowalski et al., 2018; Schröder, 2017). So sieht Gahleitner die „empirisch basierte theoretische Detailerarbeitung und Kompetenzvermittlung“ (2020, S. 108) als eine wesentliche Aufgabe für die Soziale Arbeit, „insbesondere für jene Adressat_innen und Klient_innen, die bereits mehrfach Vertrauensmissbrauch und Beziehungsabbrüche erlebt haben“ (ebd., S. 109). Zu diesen gehören auch junge wohnungslose Menschen, die aufgrund ihrer prekären Lebenslage und ihrer biografischen Erfahrungen als besonders vulnerabel bzw. verletzlich gelten.

Wenn im folgenden Beitrag über die professionelle Beziehungsgestaltung von sozialarbeiterischen Fachkräften und jungen Menschen ohne Wohnung nachgedacht wird, soll eine verstehende Perspektive eingenommen werden, welche die Sicht der jungen Menschen rekonstruiert. Dabei zeigt sich in den qualitativen Daten (Abschnitt 2), dass für vulnerable Personen das Eingehen einer Beziehung sehr voraussetzungsreich ist: Vertrauen avanciert in den Narrativen zur Schlüsselkategorie, die das eigene Beziehungshandeln leitet. Um diese Perspektive nachvollziehen zu können, analysiert der Beitrag, welche Erfahrungen Vertrauensverluste evoziert haben (Abschnitt 3) und wie sich Vertrauen zunächst in Beziehungen zu Fachkräften wiederherstellen lässt (Abschnitt 4). Die Erkenntnisse aus der Empirie werden mithilfe von wissenschaftlicher Literatur schließlich generalisiert (Abschnitt 5) und führen zur Frage, welche Konsequenzen sich für die Soziale Arbeit ergeben (Abschnitt 6).

2. Methodisches Vorgehen und Forschungsfrage

Empirisch stützt sich der Beitrag auf narrativ angelegte Leitfadeninterviews und eine Gruppendiskussion mit jungen (ehemals) wohnungslosen Menschen, die zwischen 2018 und 2021 erhoben und für den vorliegenden Artikel sekundäranalytisch ausgewertet wurden. Die empirischen Daten stammen aus vier an der Technischen Hochschule Nürnberg durchgeführten

Forschungsprojekten.¹ Die Auswahl der empirischen Daten wurde anhand der folgenden Kriterien getroffen: Es handelt sich bei den interviewten Personen um junge Menschen, die aktuelle oder vergangene Erfahrungen von Wohnungs- und/oder Obdachlosigkeit machen mussten, die zum Zeitpunkt des Interviews zwischen 16 und 27 Jahre alt waren, die in den Interviews positive wie auch negative Erfahrungen mit professionellen Fachkräften diskutieren und die anhand der Logiken des Hilfesystems als (zeitweise) ‚entkoppelt‘ angesehen werden können.

Die anfängliche Selektion von insgesamt 28 Transkripten wurde zunächst in Anlehnung an die Grounded Theory (Glaser & Strauss, 1998) offen kodiert, um einen ersten thematischen Zugang zum Material herzustellen und eine vorläufige Auswahl relevanter Abschnitte für eine spätere Detailanalyse zu treffen. Anhand von Strategien der minimalen und maximalen Kontrastierung der Fälle wurden insgesamt zehn Interviews sowie eine Gruppendiskussion vertieft in die Auswertung einbezogen. Neben dem darauffolgenden axialen Kodieren wurden einzelne, besonders eindrückliche Interviewsequenzen zusätzlich sequenzanalytisch ausgewertet (Wernet, 2009), wodurch einerseits neue Kategorien und Konzepte, andererseits Verbindungen zwischen Kategorien sowie Subkategorien sichtbar wurden. In diesem Prozess kristallisierte sich das Vertrauen und dessen Verlust als eine Schlüsselkategorie in den Beziehungskonstruktionen heraus, anhand welcher die Forschungsfrage wie folgt präzisiert werden konnte: Wie kann es jungen wohnungslosen Menschen in Folge ihrer biografischen Erfahrungen schwerwiegender Vertrauensverluste gelingen, Vertrauen in sozialarbeiterische Fachkräfte (v. a. in Einrichtungen der Kinder- und Jugend- sowie Wohnungslosenhilfe) wiederzuerlangen?

3. Über das verlorene Vertrauen junger wohnungsloser Menschen

Bereits in den biografischen Einstiegserzählungen der jungen Menschen zeigt sich, dass diese belastende Kindheitserfahrungen und Bedingungen innerhalb und außerhalb der Herkunftsfamilie erlebt haben, aber auch

1 Dem Lehrforschungsprojekt *Wohnungslosigkeit in der Metropolregion Nürnberg* [P1] (Sowa, 2020, 2021), den Forschungsprojekten *Smart Inklusion für Wohnungslose* [P2] (Sowa et al., 2020) und *Junge (ehemals verdeckt) wohnungslose Frauen und ihre sozialen Netzwerkbeziehungen* [P3] sowie der Masterarbeit *Statuspassage „Leaving Care“* [P4] (Heinzlmann, 2020).

Mobbing und Gewalterfahrungen im Schulalltag sowie verschiedene Schicksalsschläge. Die interviewten jungen Menschen verfügen über diskontinuierliche Institutionenkarrieren und vielfältige negativ gedeutete Erfahrungen mit Hilfeeinrichtungen oder Behörden. Als Schlüsselkategorie lässt sich in den Erzählungen verlorenes Vertrauen im Kontext ihrer Obdach- und Wohnungslosigkeit identifizieren. Dieser Vertrauensverlust ist auf sehr unterschiedlichen Ebenen lokalisierbar.

3.1 Vertrauensverluste in die Herkunftsfamilie

In nahezu allen vorliegenden Transkripten werden tiefgreifende Vertrauensverluste in die Herkunftsfamilien thematisiert. Viele der später wohnungslosen jungen Menschen waren physischer, psychischer und/oder sexualisierter Gewalt sowie Vernachlässigungen in ihrer Kindheit und Jugend ausgesetzt. Entsprechend finden sich in den Narrativen zahlreiche Erinnerungen an Vertrauensbrüche durch ihre Eltern oder andere wichtige Bezugspersonen in ihrem nahen Umfeld, wie exemplarisch aus folgender Aussage ersichtlich wird:

„[S]ie [die Mutter der Befragten] hat immer wieder, war sie toxisch und hat mich beleidigt und keine Ahnung was. [...] Das ist so ein kleiner Teufelskreis, weil immer, wenn ich mit ihr war, hatte ich [...] dieses beklemmende Gefühl, dass irgendetwas nicht stimmt. Und jetzt weiß ich, wieso, weil wenn man Todesangst erlebt [...] so fast täglich“ (P3, I2: Abs. 232).

Auch wird immer wieder von häufig unerwarteten und hochkonflikthaften Trennungen der Eltern berichtet sowie darauffolgenden negativen Erfahrungen mit neuen Lebenspartner_innen. Daneben finden sich beispielsweise Erzählungen von psychischen Erkrankungen, Rollenumkehrungen und einem Ausgeliefertsein gegenüber unberechenbarem Verhalten erwachsener Bezugspersonen. Es häufen sich Berichte über Konflikte, Rauswürfe und Beziehungsabbrüche bzw. -diskontinuitäten innerhalb der Herkunftsfamilien. Die jungen Menschen schildern, sich auch in Verbindung mit Kontaktverboten zu anderen Familienmitgliedern verstoßen zu fühlen.

In einem Großteil der Interviews werden tiefgreifende Ambivalenzen in Beziehungen zu Herkunftsfamilien deutlich. Diese sind einerseits von Sehnsucht und dem Wunsch nach familiärer Geborgenheit, andererseits von Enttäuschung und der wahrgenommenen Notwendigkeit, sich zu distanzieren, durchzogen – wie sich z. B. in der folgenden Aussage einer jungen Frau zeigt, die erneut das Risiko eingeht, in Beziehung zur Mutter zu treten:

„[W]eswegen ich halt jetzt auch Kontakt wieder trotzdem versuch zu Mama aufzubauen, weil [Name des Ex-Partners der Mutter] ist nicht da, ich will also ihre Fassade kennenlernen [...] Nur wenn sie das verhaut, dann war's das mit Kontakt“ (P3, I4: Abs. 26).

3.2 Vertrauensverluste in das Hilfesystem, den Staat und die Gesellschaft

Infolge des in ihren Herkunftsfamilien oft gefährdeten Kindeswohls kommen viele der jungen Menschen im Laufe des Kindes- oder Jugendalters in Kontakt mit der Jugendhilfe. Auch hier häufen sich nicht selten negative Erfahrungen und damit einhergehende wechselseitige Vertrauensbrüche. Viele der Interviewten erzählen über ihre Aufenthalte in verschiedenen Jugendhilfe- und/oder psychiatrischen Einrichtungen und dortige Regeln und Strukturen, an die sie sich nicht halten konnten oder wollten: „[U]nd ich war halt schon immer so ne Systemsprenger, sagt ja eigentlich schon alles, ähm gegen Regeln und ich musste mich da halt einfach an Regeln halten und das war einfach nicht mein Ding. Ich wollte mein eigenes Ding durchziehen“ (P4, I4: Abs. 28). In diesem Zitat wird deutlich, dass das Label „Systemsprenger“ sogar in das eigene Selbstbild aufgenommen wurde. Dazu kommen Erfahrungen von Bestrafungen sowie teilweise physischen und psychischen Grenzüberschreitungen durch Fachkräfte oder auch andere Bewohner_innen. Eine Befragte erklärt den Vertrauensverlust in ihre Herkunftsfamilie und daraufhin auch in die Jugendhilfe wie folgt: „[I]ch hatte schon immer Probleme mich anzupassen und mich wie Zuhause zu fühlen halt, weißt du, wenn du jahrelang misshandelt wirst und dann dahin geschoben wirst und dahin geschoben wirst und da rausfliegst, dann, das prägt einen“ (P3, I2: Abs. 106).

Aus den Erzählungen geht hervor, dass sich die jungen Menschen nach diversen Beziehungsabbrüchen und oftmals gescheiterten Übergangsgestaltungen nicht gesehen und „vom Staat allgemein [...] im Stich gelassen“ (P4, I4: Abs. 28) fühlen. Gleiches wird vor allem auch bezüglich der Erfahrungen mit Behörden und dem Sozialleistungssystem wahrgenommen, wie folgende Aussage verdeutlicht:

„[A]ngefangen hat es mit den Papieren. [...] ich wollte es am Anfang alleine machen. (.) Und ich hatte solche Probleme und ich war dort, ich habe gesagt: ‚Leute, ich habe das noch nie gemacht, ich kenne mich damit überhaupt nicht aus.‘ Ja du kannst halt schauen, wo du bleibst so im Endeffekt [...] dann verlierst du so schnell den Mut und dann kann ich auch

verstehen, dass viele dann einfach aufgeben und sagen: ‚Wisst ihr was, ich bleibe aus dem System draußen, ich bleibe auf der Straße.‘ Ich war oft auch an dem Punkt, wo ich gesagt habe: ‚Nee ich will kein Teil der Gesellschaft sein‘“ (P4, I4: Abs. 30).

Die Befragte schildert hier eine starke Überforderung und fehlende Unterstützungsleistungen, die in einem Vertrauensverlust in den Staat und die Gesellschaft resultieren können. Hilfeleistungen können dann versagt oder nicht mehr angenommen werden, was Wohnungs- und Obdachlosigkeit zur Folge haben kann.

3.3 Vertrauensverluste in das informelle Unterstützungsnetzwerk

Um sichtbare Obdachlosigkeit zu vermeiden, nehmen viele der jungen Menschen zunächst die Unterstützung aus ihrem informellen sozialen Netzwerk durch Freund_innen, Bekannte oder Verwandte in Anspruch, die ihnen ein Dach über dem Kopf gewähren. Sie kommen temporär in ungesicherten Wohnverhältnissen unter. Vor allem die Frauen unter ihnen gehen nicht selten zweckorientierte Partnerschaften ein, um der Gefahr und den Diffamierungen auf der Straße zu entgehen, wie eine Befragte beschreibt:

„[U]nd wir waren übrigens nicht zusammen, aber hatten trotzdem Sex. [...] es war einfach nur, weil ich dachte, ‚ich muss es so, weil was ist, wenn er mich rausschmeißt, dann bin ich obdachlos, dann muss ich auf die Straße‘“ (P3, I2: Abs. 72).

Dabei zeigt sich in vielen Erzählungen, dass die einen Unterschlupf anbietenden Personen oftmals als letzte Möglichkeit wahrgenommen werden, nicht obdachlos sein zu müssen, da es an weiteren Unterstützungsressourcen (z. B. in der Familie oder im Hilfesystem) fehlt. Aufgrund der nicht vorhandenen mietvertraglichen Absicherung besteht in solchen Arrangements meist eine hohe Abhängigkeit. So wird von unterschiedlichen geforderten finanziellen oder hauswirtschaftlichen Gegenleistungen gesprochen, die von den Betroffenen als Ausbeutung wahrgenommen werden. Auch berichten die jungen Menschen davon, dass die Unterkunft gewährenden Personen selbst Probleme mit Alkohol- oder Drogenkonsum sowie der Alltagsbewältigung haben, sodass entweder ein Zusammenleben unmöglich ist oder auch diese Personen ihre Wohnung nicht halten können:

„[D]ann war es halt so, dass ich bei ihr [einer Bekannten] gewohnt habe [...] ich hatte keine andere Möglichkeit. Aber Problem war halt eben, dass die auch abhängig war [...] und sie war [...] so eine Person – die hat halt Eltern, die leben beide noch zusammen [...] sie hat mir dann irgendwann gesagt, sie packt das nicht alleine zu wohnen und ist dann zurück zu ihren Eltern und ich musste dann halt schauen, wo ich bleibe“ (P4, I4, Abs. 26).

Somit ist in der Inanspruchnahme informeller Unterstützungsressourcen immer das Risiko plötzlicher Beendigung impliziert. Damit kann einerseits ein ständiges Misstrauen, andererseits eine allgegenwärtige Gefahr von Vertrauensbrüchen für junge wohnungslose Menschen verbunden sein, was in Folge häufig zu (erneuter) Obdachlosigkeit führt.

3.4 Vertrauensverluste in die „Leute auf der Straße“

Aus den Interviews geht hervor, dass das Leben auf der Straße vielfach als absoluter Vertrauensverlust gedeutet wird und dazu führen kann, dass „*Du denkst jeder ist dein Feind*“ (P2, GD3_T7: Abs. 558). Das verlorene Vertrauen zeigt sich eindrücklich in einem Ausschnitt einer Gruppendiskussion in einer Einrichtung für sogenannte entkoppelte Jugendliche:

T3: „*Dass die Leute auf der Straße mein Vertrauen missbraucht haben und gefickt haben, ist klar, deswegen hab ich ja nur noch mir vertraut. (T4: Ja.) Das haben die meisten. [...]*“

T5: „*Du kannst eigentlich bloß den Leuten trauen, so weit wie du sie eigentlich siehst oder um dich hast.*“

T4: „*Und nicht mal denen kannst du teilweise vertrauen [...]. Die stehen vor dir, lächeln dich an, du drehst dich um und hast ein Messer im Rücken. Das ist einfach Fakt*“ (P2, GD3: Abs. 549–557).

Mit „*die Leute auf der Straße*“ wird eine spezielle Gruppe konstruiert, die von anderen Leuten abgrenzbar wird, die nicht auf der Straße leben. Dennoch verbirgt sich im Begriff „*Leute*“ eine geschlechtsneutrale Verallgemeinerung für Personen, für die zunächst keine weiteren Eigenschaften definiert sind. Prägend ist hier viel mehr „*die Straße*“, die die Leute zu dem macht, was sie sind. Diese haben das Vertrauen, das als eine Art persönliche Eigenschaft und ebenfalls verallgemeinert aufgefasst zu werden scheint, „*missbraucht und gefickt*“. Dies deutet auf tiefe Enttäuschung und Verrat sowie einen Verlust von Achtung und Respekt hin. Die Sphäre der „*Leute*

auf der Straße“ wird zu einer Art gesetz- und vertrauenslosem Raum. Als daran anknüpfende logische Konsequenz bleibt nur das Vertrauen auf sich selbst. Diese Erfahrungen teilen demnach „die meisten“. Vertrauen wird an Sichtbarkeit geknüpft, die mit einer Schutzfunktion einhergehen kann. Auf der Straße werden primär strategische Allianzen gebildet, aber keine vertrauensvollen Beziehungen, an die Erwartungen geknüpft werden könnten. Es entsteht das Bild eines Überlebenskampfes. Jede Person auf der Straße wird damit zu einem potenziellen Feind – Vertrauen geht also mit einem erhöhten Risiko einher und ständige Wachsamkeit ist geboten. Gerade vor dem Hintergrund traumatischer Erlebnisse wird diese Haltung plausibel: „[D]ann war, hatte ich mal alleine eine Nacht nichts, bin ich halt zu einem Typen mitgegangen (.) Ich bereue das total, was damals war, da war dann auch die, ja (.), Vergewaltigung und so“ (P3, I4: Abs. 106).

4. Zum Wiedererlangen von Vertrauen

Die Erfahrungen der jungen Menschen ohne Wohnung lassen sich als (nicht zwangsläufig aufeinanderfolgende) Abwärtsspirale lesen, die zu einem verlorenen Vertrauen in die Herkunftsfamilie, das Hilfesystem, den Staat, die Gesellschaft, in informelle Unterstützungsnetzwerke und schließlich in „die Leute auf der Straße“ führt. Diejenigen unter den Befragten, die die aktuelle Situation nicht alleine bewältigen können oder wollen, formulieren Voraussetzungen, unter denen sie wieder Beziehungen, v. a. zu Fachkräften in Einrichtungen der Sozialen Arbeit, eingehen und Vertrauen wiedererlangen würden.

„Äh, ich habe mich auf niemanden verlassen und dadurch, dass ich ja auch auf der Straße gelebt habe [...] lernst du halt, du kannst keinem trauen und das zieht sich halt so über das Leben und man kommt irgendwann an den Punkt, wo man verstehen muss: ‚Alleine kommst du einfach nicht weiter‘ und du musst lernen Hilfe anzunehmen und auch Bindung zuzulassen und das war immer mein größtes Problem“ (P4, I4: Abs. 22).

In dieser Aussage wird deutlich, dass Beziehungserfahrungen und -erwartungen ambivalent sind. Trotz eines erlebten Risikos erneuter Verletzungen berichten die Befragten von der Notwendigkeit, sich diesem Risiko zu stellen, da ein alleiniges Durchbrechen des Teufelskreises der Wohnungslosigkeit kaum möglich ist:

„Ich bin halt auch der Meinung, du brauchst einfach irgendeinen Menschen, wo du dir denkst: ‚Okay derjenige ist es. Der schafft dich da wirklich rauszuholen.‘ Wo du denkst: ‚Ok an dem halt ich jetzt fest, weil dieser Mensch hat’s einfach wirklich in mein Kopf, in mein Herz, oder was weiß ich geschafft‘“ (P2, GD3_T4: Abs. 536).

Vertrauen muss dabei folglich nicht an den Status einer Fachkraft oder an eine Rolle gebunden sein. Entscheidend ist die positive Erwartung, dass diese Person ‚vertrauenswert‘ ist. Um zu vertrauen, wird zunächst die persönliche Überzeugung vorausgesetzt, dass der andere Mensch auch wirklich zu helfen vermag und es gewinnbringend sei, an ihm oder ihr festzuhalten. Dafür müsse es diese Person einerseits in den Kopf der Befragten schaffen – sie sollte also bestimmte Eigenschaften aufweisen, die ermöglichen, auf kognitiver Ebene Vertrauen zu entwickeln. Darüber hinaus müsse die Person es ebenfalls in das Herz des jungen Menschen schaffen – Vertrauen ist demnach auch nur über eine emotionale Bindung möglich. Die jungen Menschen erzählen daran anknüpfend von konkreten positiven und vertrauensvollen Beziehungserfahrungen, deren Ausprägungen im Folgenden beschrieben werden.

4.1 Erwartbares Handeln professioneller Fachkräfte

Für die Ermöglichung von Vertrauen in professionelle Fachkräfte erscheint es zunächst als Voraussetzung, dass diese als Hilfe- und nicht als Kontrollinstanz wahrgenommen werden:

„[V]iele Jugendliche haben dann, glaub ich, das Bild, dass diese Leute hier für die Polizei arbeiten, aber die Erfahrung, die ich hier machen konnte, waren sehr [...] entgegenkommend, sehr nett und sehr, sehr (..) human [...] ich habe mich noch nie so (.) sicher gefühlt über ein Problem mit einer fremden Person zu reden, (I: Mhm) das dem Gesetz sozusagen nicht passt“ (P1, I115: Abs. 125).

Bei jungen wohnungslosen Menschen kann zunächst der Eindruck entstehen, dass die sozialpädagogischen Fachkräfte (hier im Rahmen einer Einrichtung der Drogenhilfe) im Auftrag der Polizei arbeiten und damit eine Kontrollfunktion innehaben. Anhand einer konkreten Erfahrung konnte der Jugendliche allerdings dieses „Bild“ einer vermeintlichen Kontrollinstanz von dortigen Professionellen revidieren. Er fühlt sich als Mensch wahrgenommen und erlebt die Hilfe im Kontrast zu seiner Controllerwar-

tung als „*entgegenkommend*“. Somit kann Optimismus entstehen, dass die professionelle Person auch über ‚vertrauenswürdige‘ Fähigkeiten verfügt, so dass es sich lohnt, das Risiko des Vertrauens einzugehen. Die Rolle der Betreuerin kann zu der positiven Erwartung führen, dass sie auch verpflichtet sowie motiviert ist, zu helfen.

Vertrauen in professionelle Fachkräfte kann dann durch ein erwartbares, transparentes Handeln Professioneller im Rahmen ihres Auftrages realisiert werden. Dies geht exemplarisch aus folgender Aussage hervor:

„[H]m ich vertraue ihnen [ihren drei Erziehungsbeistand_innen] und das ist ziemlich schwer eigentlich. [...] Und weißt du, das ist ganz wichtig zu wissen, ich würde denen nicht so arg vertrauen, wenn sie nicht meine Betreuer wären. (I: Ja ...) Was ziemlich komisch ist, wenn man bedenkt, was ich alles erlebt habe mit meinen Betreuern [in der stationären Heimerziehung] aber ja“ (P3, I2: Abs. 310).

So betont die Befragte an dieser Stelle noch einmal die Schwere ihres Vertrauensverlustes, den sie unter anderem auch mit Erlebnissen mit früheren Betreuenden in Verbindung bringt, deren Professionalität sie infrage stellt. Vertrauensstiftend scheint, dass vergangene Erfahrungen innerhalb von Rollenbeziehungen mit Betreuer_innen durch die aktuellen Beziehungserfahrungen revidiert werden. Das Vertrauen in ihre Erziehungsbeistand_innen ist für sie vor allem möglich, da diese verlässlich in ihrer Rolle als „Betreuer“ agieren und entsprechenden Erwartungen gerecht werden. Dies ist mit dem Erfüllen eines institutionellen Auftrags sowie einer spezifischen Zweckgerichtetheit der Hilfe verbunden. Auf die Frage der Interviewerin, was für die Befragte eine professionelle Beziehung heiße, antwortet sie wie folgt:

„Naja, nicht so wie mit meinen Betreuern, mit meinen in den Heimzeiten. Also ich scherze mit denen auch und so aber (.) ich glaub mit denen ist es mir noch mehr bewusst, dass sie nur Erziehungsbeistandshilfe sind. (..) Vom Jugendamt halt bezahlt. Willst du wissen, wie viel die verdienen?“ (P3, I2: Abs. 121).

Trotz eines humorvollen Umgangs scheint für die Befragte hier vor allem ihr eigenes Bewusstsein, „*dass sie nur Erziehungsbeistandshilfe*“ sind, für ihre Beziehung und ihr eigenes Bild von den Professionellen entscheidend. Ihr Wissen darüber, dass die professionelle Beziehung zu ihren Betreuer_innen aus einer bezahlten Tätigkeit hervorgeht, kann vertrauens-

stiftend sein. Andererseits nimmt sie damit eine klare Abgrenzung zu Freundschaftsbeziehungen oder gelungener Elternschaft als ‚richtige Beziehungen‘ vor und betont damit auch die Distanz in der professionellen Beziehung.

4.2 Reduzierung von erlebter Asymmetrie in der professionellen Beziehung

Dazu kontrastierend kann Vertrauen auch darauf aufbauen, dass eine Fachkraft sich gegen die Vorschriften und den Auftrag einer Institution und die damit verbundenen Erwartungen stellt. Die klassische asymmetrische Rollenkonstellation in der professionellen Beziehung wird damit aus Sicht der jungen Menschen partiell aufgelöst – die Wahrnehmung der Fachkraft geht über die Erwartung an Rollenträger_innen hinaus: *„Also ich hatte super großes Glück, dass er mein Betreuer war, weil ähm er so ein bisschen sein eigenes Ding durchgezogen hat mit mir“* (P4, I4: Abs. 24). Dies impliziert ein authentisches Handeln des Betreuers als Person. Institutionelle Rahmenbedingungen werden dem jedoch entgegenstehend wahrgenommen:

„[E]r war halt irgendwo auch ein Kumpel für mich ähm, das kann ich nicht leugnen, aber er hat sich halt selbst schwergetan, weil er musste sich irgendwo an die Richtlinien halten und er war da schon von der Arbeit ein bisschen eingeschränkt“ (P4, I4: Abs. 54).

Die junge Frau sieht ihren Betreuer hier nicht nur in seiner Rolle als Fachkraft, sondern er ist für sie darüber hinaus *„irgendwo auch ein Kumpel“*. Im Gegensatz zu einem *„Kumpel“* unterliegt ihr Betreuer allerdings den Regeln der Einrichtung (hier konkret, dass sie dort nur verbleiben könne, wenn sie einer Ausbildung nachgeht), in der er angestellt ist. Diese Rahmenbedingungen liegen der Beziehung zugrunde, auch wenn diese in der Wahrnehmung der Interviewten über eine rein professionelle Beziehung hinausgeht. Aufgrund des Bewusstseins, dass ihr Betreuer diesen für alle in der Einrichtung geltenden Regeln unterliegt, wird sein Handeln nicht auf der Ebene der vermeintlich freundschaftlichen Beziehung interpretiert. An diese Ausführungen anschließend, ist hervorzuheben, dass es den jungen Menschen vor allem wichtig ist, als Individuum mit eigenen Bedürfnissen und weniger als Klient_in mit einem Paket zu bearbeitender Probleme wahrgenommen zu werden. So wünscht sich eine Befragte:

„[H]alt eben auch das individuelle Denken immer auf die Person bezogen, es ist schwierig [...] und auch kraft- und zeitaufwendig, aber es bringt halt im Endeffekt wirklich viel mehr. [...] das ist wichtig, dass man mehr den Menschen sieht und nicht dieses Paket an Problemen [...]. Ich glaub, das ist das A und O, was die Leute immer wieder vergessen, leider“ (P4, I4: Abs. 68).

Aus diesem Zitat wird die Ambiguität professioneller Beziehungen ersichtlich. In der professionellen Beziehung ist sie einerseits Adressatin einer bestimmten Einrichtung mit einer auf bestimmte Problemlagen zugeschnittenen Konzeption. Gleichzeitig ist sie aber auch Individuum mit anderen als die von der Einrichtung und darin verankerten professionellen Beziehungen adressierten Eigenschaften und auch Problemlagen. Daran anknüpfend hebt die Befragte die Notwendigkeit hervor, auch als ein solches wahrgenommen zu werden, was nur in einer als zumindest partiell persönlich erlebten Beziehung möglich ist.

Die einem Vertrauensbündnis entgegenstehende Asymmetrie in professionellen Beziehungen wird auch in einer ungleichen Verteilung von Wissen gesehen. So kann eine offensichtliche Anwendung bestimmter Gesprächstechniken für den Beziehungsaufbau als hinderlich empfunden werden:

„Also mit der kann man auch über alles reden und so aber die tut halt dann da dieses psychologische Reden halt und ich brauch halt dann auch eine, die mir dann halt ähm richtige Hilfe gibt (.) also halt wie so ne, wie so ne Art Freundin aber halt Psychologin“ (P3, I1: Abs. 260).

Hier wird ein starker Wunsch nach Beziehungen auf Augenhöhe deutlich, was mit dem Ersehnen von Reziprozität in Verbindung steht:

„[D]ass die andere Person dann auch so'n bisschen was von sich erzählt hat, was so auch Vertrauen so halt erweckt so, wenn jemand anderes halt auch ein bisschen Scheiße von sich erzählt [...] dass man so zusammen irgendwie findet“ (P3, I4: Abs. 274).

Ersichtlich wird, dass die junge Frau ein persönliches Wissen über die Person der Fachkraft als wichtig empfindet, um zu vertrauen. Nicht nur der junge Mensch gibt sensible Informationen über sich selbst und seine Biografie preis und macht sich damit verletzlich, sondern auch der oder die Professionelle. In den Aussagen lässt sich die Beziehung zur Fachkraft als

vorgestellte Freundschaftsbeziehung analysieren, „wie so ne Art Freundin“ soll sie sein. Diese *Als-ob-Freundschaft* ermöglicht eine zumindest partielle Wahrnehmung der persönlichen Identität der Fachkraft und das Entdecken von Gemeinsamkeit und Ähnlichkeit. Dabei soll die Fachkraft nicht – wie normalerweise in einer Freundschaftsbeziehung üblich – Privates oder Intimes preisgeben, vielmehr soll sie ein echtes Interesse an der Person und ihrer Situation zeigen, gut zuhören können und möglichst in der gleichen Sprache kommunizieren, damit Verstehensprozesse wahrscheinlicher werden. Dahinter steht ein Gefühl des echten, auf gemeinsamen Erfahrungen beruhenden Verstanden-Werdens und Mitfühlens. Woran ein anderer junger Mensch wie folgt anknüpft:

„ich find halt, es sollte keiner beim Jugendamt arbeiten, der wo (..) nicht im Geringsten irgendwas passiert ist, oder irgendwie das nachvollziehen kann, weil er schon selbst, irgendwas so erlebt hat, [...] sollte nicht so jemand beim Jugendamt arbeiten, der wo das nur für das Geld macht“ (P1, I118: Abs. 601).

Dieser junge Mensch geht davon aus, dass es Fachkräften durch eigene biografische Reflexivität besser möglich ist, die Lage ihrer Klient_innen zu verstehen und sich in diese hineinzusetzen. Eine solche Empathie sieht er als notwendige Entscheidungsgrundlage und Motivation für die Arbeit.

4.3 Kontinuierliches Beziehungsangebot und Zutrauen

Aus den Interviews wird immer wieder deutlich, dass eine an der individuellen Person ansetzende professionelle Beziehung als bedingungslos, stabil und Fehler verzeihend imaginiert wird, wie folgendes Zitat exemplarisch verdeutlicht: *„Also er [ihr Betreuer] hat mich im Endeffekt nie verurteilt, er war halt immer für mich da, egal was für ein Mist ich gebaut habe, und ich glaube, das ist das Wichtigste gewesen, weil ähm ohne ihn hätte ich gar nicht verstanden, was es heißt, Stabilität zu haben“ (P4, I4: Abs. 24).* Das Fortbestehen der Beziehung zu ihrem Betreuer sei nicht auf eine bestimmte Anzahl oder Schwere von Fehlern limitiert, die sie als Adressatin der Jugendhilfeeinrichtung machen darf. Sie empfindet dies als Stabilität, die ihr in ihrer Biografie zuvor nicht gegeben gewesen sei. Daraus resultiert der Wunsch eines fortbestehenden Beziehungsangebotes, welches auch die Möglichkeiten des Verlassens und der Rückkehr beinhaltet: *„[W]o den Leuten halt äh wirklich gezeigt wird, okay auch wenn du abhaust oder weg bist, die sind trotzdem da“ (P4, I4: Abs. 30).* Damit sind immer auch Opti-

mismus, Hoffnung und Anerkennung seitens der Fachkraft impliziert, auch wenn der junge Mensch nicht allen institutionellen Anforderungen gerecht wird:

„[W]eil ähm manchmal schaffe ich es auch nicht, zu meinem Termin zu meinen Betreuern zu gehen zum Beispiel, (.) weil so kaputt bin (...) Ja. (.) Aber hat sich eigentlich nicht viel verändert. Ich glaube, meine Betreuer würden was anderes sagen. Okay, die würden sagen: ‚[Name der Befragten] hat sich verändert, die hat so gute Fortschritte gemacht.‘ Ja. Ich seh’s nicht so [...] Ich hab so viel Scheiße erlebt, ich kann nichts positiv sehen so (.) das geht irgendwie nicht. (.) Und meine Betreuer erinnern mich halt ganz oft so ‚[...] du machst das toll‘ und so“ (P3, I2: Abs. 179 ff.).

Damit beinhaltet Vertrauen auch einen Vertrauensvorschuss, den der oder die Professionelle dem jungen Menschen entgegenbringt. Vertrauen wird somit in einer Ko-Produktion von Hilfe möglich:

„So. Du musst jemandem vertrauen können und du musst aber auch, das war bei mir hier so krass, ähm, es kam hier so ein Vertrauensvorschuss, die Leute [...] hatten mich zum damaligen Zeitpunkt seit vielleicht drei Monaten gekannt, haben mir aber so weit vertraut, ähm mir gewisse Aufgaben zugetraut, die ich mir selbst nicht zugetraut hätte“ (P2, GD3_T3: Abs. 537).

Vertrauensverluste junger wohnungsloser Menschen betreffen – wie diese Zitate zeigen – nicht nur andere Personen und Institutionen, sondern oftmals auch das Vertrauen der jungen Menschen in sich selbst und in die eigenen Fähigkeiten. Umso wichtiger erscheint ein Vertrauensvorschuss professioneller Fachkräfte gegenüber dem jungen Menschen. Für die Befragten scheint die professionelle Beziehung an dieser Stelle als eine Art Spiegel zu fungieren. Die entgegengebrachte Anerkennung ermöglicht Selbstwirksamkeitserfahrungen, wodurch ebenso das Selbstvertrauen gestärkt und ein Raum für eigene Schwächen hergestellt werden:

„Wenn du dann siehst, hey der lässt mich auch machen [...] ich kann hier zeigen, was ich kann, und zeig aber im gleichen Sinn auch, was ich nicht kann, dann, glaub ich, ähm, wird da ein Schuh draus“ (P2, GD3_T3: Abs. 547).

5. Vulnerabilität und Vertrauen

In der Analyse der Narrative wohnungsloser junger Menschen wurde deutlich, dass Aussagen über die eigenen biografischen Beziehungserfahrungen eng mit Themen des Vertrauens und der Vulnerabilität verwoben sind. Die Befragten berichten von wiederkehrenden Vertrauensverlusten, die die eigene Verletzlichkeit spürbar werden lassen. Insbesondere durch *Vertrauensverluste in der Herkunftsfamilie* werden Bindungserfahrungen gemacht, die auch zukünftige Beziehungen prägen. Nicht selten werden diese frühen Bindungserfahrungen in späteren Hilfearrangements v. a. im Rahmen der Kinder- und Jugendhilfe reproduziert. Die (oft stationären) Hilfen werden in den Erzählungen der Betroffenen in Verbindung gesetzt mit Bestrafung und Strukturen, in denen sie keinen Raum für sich und ihre individuellen Bedürfnisse erleben. Daneben führen fehlende Unterstützung und Anerkennung durch öffentliche Institutionen, wie z. B. Behörden oder auch psychiatrischen Einrichtungen, zu einem erlebten *Vertrauensverlust in das Hilfesystem, den Staat und die Gesellschaft*. Wenn wir Vertrauen als positive Erwartungshaltung an das Verhalten anderer verstehen (Möllering, 2005, S. 287 f.), sehen wir in den Ergebnissen eine erfahrungsgesättigte Erwartung, von anderen hintergangen und verletzt zu werden. Diese Erwartungshaltung gepaart mit dem dennoch vorhandenen Bedürfnis nach Beziehungen und der Notwendigkeit, Hilfe von außen anzunehmen, um die Wohnungslosigkeit zu bewältigen, führt zu einem sehr hohen Maß an erlebter Vulnerabilität. Trotz der erwarteten Verletzung wird und muss das Risiko eingegangen werden, in Beziehung zu treten. Gegenüber einer institutionalisierten Hilfe versprechen informelle Hilfearrangements in persönlichen Beziehungen zu Freund_innen, Bekannten etc. eine höhere Wahrscheinlichkeit, vertrauensvolle Beziehungen zu erleben, da hier in der Regel eine relativ hohe Ähnlichkeit zwischen *Hilfebringer_in* und *-empfänger_in* gegeben ist. Dies ist theoretisch nicht nur ein zentraler Faktor für Vertrauen (Bijlsma-Frankema & Costa, 2005, S. 261 f.), sondern spiegelt sich empirisch auch als Wunsch an (professionelle) Hilfebeziehungen wider. Dass junge wohnungslose Menschen dennoch von einem *Vertrauensverlust in die informellen Unterstützungsnetzwerke* berichten, ist durch eine fehlende Reziprozität erklärbar (ebd.). Sie nehmen eine hohe Abhängigkeit z. B. von Unterkunft gewährenden Personen in Kauf, von denen die eigene Verletzlichkeit und Bedürftigkeit ausgenutzt wird. Besonders problematisch kann diese Dynamik für wohnungslose Mädchen und Frauen werden, die von sexuellen Übergriffen, nicht einvernehmlichem Geschlechtsverkehr bis hin zu Vergewaltigung berichten. Entsprechend bilden sich Peer-Gruppen ,auf

der Straße', in denen Menschen aufeinandertreffen, die aufgrund immer wiederkehrender Verletzungen und Traumatisierungen eine tendenziell negative Erwartungshaltung gegenüber ihren Mitmenschen entwickelt haben. Vor diesem Hintergrund bildet sich dort keine ‚Kultur des Vertrauens‘ heraus, was (neben Ähnlichkeitserleben und Reziprozität) als dritter Faktor für Vertrauensbildung angesehen werden kann (ebd.). Vertrauen zu Peers zu knüpfen, ist mit einem Risiko verbunden. Diese risikoaverse Haltung ergibt sich nicht nur durch negative Erfahrungen in anderen Zusammenhängen, sondern auch durch *Vertrauensverluste in die „Leute auf der Straße“*, von denen ein Verhalten erwartet wird, das an der eigenen Gewinnmaximierung ausgerichtet ist. Schlusslogisch wird die Position eingenommen, dass eine Kontrolle der gegebenen Situation erneute Verletzungen vorbeugen kann. Eine absolute Kontrolle ist jedoch nicht möglich, zumal die Komplexität der Lebenswelt die menschlichen Verarbeitungskapazitäten übersteigt. Luhmann (2014, S. 27 ff.) sieht hierbei die Funktion des Vertrauens in einer Reduktion von Komplexität, um handlungsfähig zu bleiben. Wenn es jedoch im Umfeld an einer ‚geteilten Kultur‘ oder Strukturen des Vertrauens mangelt, bleibt den Menschen nur, in persönliche Beziehungen zu investieren, in denen die eigene Vulnerabilität akzeptiert (Bijlsma-Frankema & Costa, 2005, S. 267) und durch Vertrauen die Handlungsfähigkeit (wieder)hergestellt werden kann. Derartige persönliche Beziehungserfahrungen werden von den Befragten immer wieder im Rahmen professioneller Beziehungen gemacht. Dies mag zunächst widersprüchlich erscheinen, zumal bei professionellen Beziehungen die Rollenförmigkeit im Fokus steht. Zugleich lässt sich die Gestaltung professioneller Beziehungen nicht auf eine ‚rein technische Beziehungsmethode‘ (Ansen, 2009, S. 388) reduzieren. „Eine strikte Trennung persönlicher und professioneller Beziehungen ist dabei nicht möglich“ (ebd.). Diese persönlichen Beziehungserfahrungen werden eben gerade durch Beziehungen ermöglicht, „innerhalb derer der Professionelle nicht ausschließlich als Rollenträger, sondern auch als Person interagiert“ (Ophardt, 2006, S. 23). Professionelle Beziehungen haben damit vielfach sowohl professionelle als auch persönliche Anteile. Die professionelle Beziehung lässt sich dabei als nicht-umgehbarer Rahmen interpretieren, in welchem allerdings auch ‚freundschaftliche‘ Beziehungen möglich sind. Somit kann eine reziproke Interaktion „auf Augenhöhe“ stattfinden, die von Hilfeempfänger_innen als vertrauensbildend interpretiert wird. Diese Begegnung zwischen Menschen bleibt jedoch eine *Als-ob-Freundschaft*, da sie in einen wohlfahrtsstaatlichen Rahmen eingebettet ist. Dahinter verbirgt sich für Fachkräfte eine unaufhebbare Ambivalenz sowie die fortwährende Notwendigkeit, sich innerhalb dieser Widersprüche zu posi-

tionieren. Da sich wohlfahrtsstaatliche Hilfeeinrichtungen für die Betroffenen als nicht vertrauenswürdig erwiesen haben, überrascht es auch nicht, dass bestimmte Sozialarbeiter_innen als atypisch konstruiert werden: Sie werden als Fachkräfte wahrgenommen, die sich vom System emanzipieren. Die Sozialarbeiter_innen scheinen es auf diese Weise zu schaffen „die eigene Vertrauenswürdigkeit unter Beweis [zu stellen] – als Bindeglied zwischen Person und System“ (Gahleitner, Wesenberg & Paulick, 2021, S. 60). Anknüpfend an die empirischen Ergebnisse und unterschiedliche Arten von Vertrauen (Bijlsma-Frankema & Costa, 2005) kann resümiert werden, dass vertrauensvolle professionelle Beziehungen dann hergestellt werden können, wenn (1) die Fachkraft eine gewisse Identifikationsfläche bietet bzw. Ähnlichkeiten erlebt werden („character-based trust“, ebd., S. 261). Dadurch wird von den Adressat_innen eine erwünschte *Reduzierung der Asymmetrie* in professionellen Hilfesettings wahrgenommen. Außerdem muss die Beziehung durch (2) ein Mindestmaß an Reziprozität gekennzeichnet sein („process-based trust“, ebd.). In der vorliegenden Studie wurde dies insbesondere dadurch deutlich, dass die Befragten ein *kontinuierliches Beziehungsangebot und Zutrauen* seitens bestimmter Fachkräfte erleben. Dies verweist auf den riskanten Charakter von Vertrauen, wie ihn bereits Luhmann aus einer systemtheoretischen Perspektive beschrieb:

„Man kann Vertrauen nicht verlangen. Es will geschenkt und angenommen sein. Vertrauensbeziehungen lassen sich daher nicht durch Forderungen anbahnen, sondern nur durch Vorleistung dadurch, daß der Initiator selbst Vertrauen schenkt oder eine zufällig sich bietende Gelegenheit benutzt, sich als vertrauenswürdig darzustellen (indem er zum Beispiel eine Fundsache abgeliefert). Für den Vertrauenden ist seine Verwundbarkeit das Instrument, mit dem er eine Vertrauensbeziehung in Gang bringt“ (Luhmann, 2014, S. 55).

Die Verwundbarkeit muss demnach nicht als grundsätzliches Hindernis für Vertrauen angesehen werden. Vielmehr kann sich der Vertrauenscharakter gerade durch die Akzeptanz der Verletzlichkeit auszeichnen und einen Raum schaffen, in dem Intimität entstehen sowie Scham und Schwäche verbalisiert werden können (vgl. Gahleitner et al., 2021, S. 62).

Neben den beiden angeführten Vertrauensformen wird in der Literaturanalyse von Bijlsma-Frankema und Costa (2005) noch (3) „institution-based trust“ (S. 261) angeführt. Auch wenn in den Ergebnissen Vertrauensverluste in staatliche Institutionen deutlich wurden, kann institutionalisi-

sierte Hilfe vertrauensförderlich sein. Es wurde deutlich, dass das institutionelle Regelwerk (z. B. in Erziehungshilfen) zu *erwartbarem Handeln professioneller Fachkräfte* und somit zu Verlässlichkeit führt und damit Vertrauen begünstigt. Die Transparenz der Regeln (z. B. bezüglich Schweigepflicht, örtlicher und zeitlicher Ressourcen oder der Bezahlung der Fachkräfte) kann entlasten, indem Komplexität reduziert und Verhalten vorhersehbar wird. Das institutionalisierte Setting bietet hier eine gewisse Form der Kontrolle der Beziehung. Oben wurde argumentiert, dass ein Vertrauensverlust zu einer erhöhten Kontrolle von sich und seiner Umwelt führt. In diesem abschließenden Fall wird deutlich, dass diese dichotome Perspektive auf Vertrauen und Kontrolle, wie sie auch häufig in der Literatur (Möllering, 2005, S. 284), aber auch im Alltagssprachlichen Gebrauch (‘Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser’) vorzufinden ist, für das Verstehen professioneller Beziehungen wenig hilfreich erscheint. Vielmehr erscheint es vielversprechend, in zukünftigen Forschungsarbeiten einen Fokus auf die Wechselwirkungen zwischen Kontrolle und Vertrauen vor allem auch in Zwangsbeziehungen zu legen, um das bisher wenig beleuchtete, aber für die Soziale Arbeit zentrale Thema der Vertrauensbildung im Rahmen von nicht selbst-initiierten Hilfebeziehungen näher zu beleuchten.

6. Implikationen für eine vertrauensbildende Soziale Arbeit

Die vorgestellten Ergebnisse geben Einblicke in die Beziehungskonstruktionen von wohnungslosen jungen Menschen und verweisen auf die Bedeutung einer vertrauensbildenden Sozialen Arbeit. Den Befragten war es trotz vielfältiger Vertrauensverluste möglich, eine Beziehung zu signifikanten Anderen einzugehen und eine auf Nähe basierende Kommunikations- und Beziehungspraxis zu realisieren. Dies gelingt bei einigen interviewten Jugendlichen v. a. dann, wenn sie eine *Als-ob-Freundschaft* erleben und eine Interaktion als „auf Augenhöhe“ stattfindend wahrnehmen und Vertrauen aufbauen können. Dieses bezieht sich jedoch nicht ausschließlich auf die Person, sondern auch auf die Fachkraft als Rollenträger_in (vgl. ähnliche Ergebnisse im Kontext sozialpädagogischer Familienbegleitung; Rügger et al., 2021). Auch wenn institutionalisierten Hilfesystemen eher mit Skepsis begegnet wird, kann die Mitgliedschaft der Fachkraft in diesem System vertrauensbildendes Potenzial entfalten, da damit ein erwartbares Handeln einhergehen kann. Entsprechend scheint es für die Praxis bedeutsam, eine Passung zwischen positiven Erwartungen der Adressat_innen mit dem Er-

leben dieser herzustellen. Eine für die vulnerable Lage der jungen Menschen sensibilisierte Haltung von Fachkräften gestattet mit negativen Erwartungen und Widerständen im Beziehungsaufbau konstruktiv umzugehen, so dass neuartige Beziehungen ermöglicht werden.

Für die professionelle Beziehungsgestaltung ist daher bedeutsam, dass erstens die institutionellen Rahmenbedingungen und Zielsetzungen der Zusammenarbeit transparent gemacht werden und zweitens ein subjektorientiertes und fallverstehendes Arbeiten angestrebt wird, um diese Passung in einem dynamischen Beziehungsprozess kontinuierlich herzustellen. Subjektorientierung als ein Charakteristikum der beruflichen Handlungsstruktur Sozialer Arbeit (Spiegel, 2021, S. 30 ff.) erscheint auch deshalb gerade für diese Zielgruppe angezeigt, da die jungen Menschen Vertrauensverluste in der Vergangenheit häufig auf Nicht-Verstehen und Nicht-Berücksichtigung ihrer Bedürfnisse zurückführen. Ein transparentes und subjektorientiertes Vorgehen kann zudem einer Reproduktion erneuter Vertrauensverluste und subjektiv nicht nachvollziehbaren Beziehungsabbrüchen entgegenwirken.

Gerade bei der sehr vulnerablen und vorbelasteten Gruppe junger wohnungsloser Menschen sollte die Perspektive der Zusammenarbeit in den Blick genommen werden. Idealerweise befähigen positive Beziehungserfahrungen die Adressat_innen, auch in anderen sozialen Zusammenhängen eine Bindungssicherheit zu erlangen, sodass die Beziehung als „schützende Inselerfahrung“ (Gahleitner, 2017, S. 305) kein atypisches Beispiel für die Beziehungserfahrungen in der Lebenswelt bleibt (für eine Generalisierung bzw. ein Übertragen von Vertrauen vom Fall auf ein ganzes System siehe Wenzel, Kakar & Sandermann, 2022). Beziehung und Vertrauen sind zentrale und gleichsam unscharfe Konzepte in der Sozialen Arbeit. Es gibt wohl weder Praktiker_innen noch Forscher_innen, die deren praktische und theoretische Relevanz absprechen würden. Was vertrauensvolle Beziehungen jedoch prägt und wie sie hergestellt und aufrechterhalten werden können, ist für die allermeisten Felder der Sozialen Arbeit empirisch unklar. Die Ergebnisse der Studie geben zumindest für das Feld der Wohnungslosenhilfe Hinweise zu den Voraussetzungen für professionelle Beziehungen aus der Sicht von Adressat_innen Sozialer Arbeit sowie zu der Rolle und Bedeutung von Vertrauen und Vertrauensverlusten. Dabei hat sich gezeigt, dass unterschiedliche Vertrauenskonzepte das Verständnis dieser Phänomene fördern können, je nachdem, ob ein prozess-, charakter- oder institutionenbasierter Vertrauensbegriff angelegt wird. Der Umgang mit Vulnerabilität verlangt eine wohlfahrtstaatliche Rahmung, die Zeit und Personal zur Verfügung stellt sowie unorthodoxe Lösungen zulässt, damit Vertrauen

entstehen kann. Vorgefertigte Lösungen, die auf eine Verhaltensänderung der Adressat_innen und eine rasche gesellschaftliche Integration ausgerichtet sind, werden zu einer erneuten Nicht-Erreichbarkeit führen. Sozialarbeiterische Interventionen müssen als vertrauensbildende Soziale Arbeit den Eigensinn, die biografischen Erfahrungen sowie die tatsächlichen Erwartungen, Bedürfnisse und Bedarfe der Klient_innen ernst nehmen.

Literatur

- Ansen, H. (2009). Beziehung als Methode in der Sozialen Arbeit. Ein Widerspruch in sich? *Soziale Arbeit*, 58(10), 381–389.
- Bijlsma-Frankema, K., & Costa, A. C. (2005). Understanding the Trust-Control Nexus. *International Sociology*, 20(3), 259–282.
- Böhle, A., Grosse, M., Schrödter, M., & van den Berg, W. (2012). Beziehungsarbeit unter den Bedingungen von Freiwilligkeit und Zwang. *Soziale Passagen*, 4(2), 183–202.
- Boschki, R. (2003). „Beziehung“ als Leitbegriff der Religionspädagogik. *Grundlagen einer dialogisch-kreativen Religionsdidaktik*. Ostfildern: Schwabenverlag.
- Cornel, H., Gahleitner, S. B., Köhler-Saretzki, T., Nowacki, K., Sarto-Jackson, I., Schleifer, R., Schröder, M., & Suess, G. J. (2020). Bindung und Beziehung in der Sozialen Arbeit. Einführende Bemerkungen. *Soziale Arbeit*, 69(9/10), 324–325.
- Gahleitner, S. B. (2017). *Soziale Arbeit als Beziehungsfprofession. Bindung, Beziehung und Einbettung professionell ermöglichen*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Gahleitner, S. B. (2020). Soziale Arbeit als Beziehungsfprofession. In B. Völter, H. Cornel, S. B. Gahleitner & S. Voß (Hrsg.), *Professionsverständnisse in der Sozialen Arbeit* (S. 101–111). Weinheim: Beltz Juventa.
- Gahleitner, S. B., Wesenberg, S., & Paulick, C. (2021). (Professionelle) Beziehungen und Solidarität. *Sozialmagazin*, 46(8), 58–64.
- Glaser, B. G., & Strauss, A. L. (1998). *Grounded theory. Strategien qualitativer Forschung*. Mannheim: Huber.
- Hancken, S. A. (2020). *Beziehungsgestaltung in der Sozialen Arbeit*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Heinzelmann, F. (2020). *Statuspassage „Leaving Care“ – Die subjektive Wahrnehmung des Erwachsenwerdens sowie die Bedeutung von sozialen Beziehungen und der darin implizierten Unterstützung im Übergang*. Unveröffentlichte Masterarbeit, TH Nürnberg.
- Klug, W., Niebauer, D., Mirus, G., Dittelbach, B., & Huber, F. (2020). Beziehungsgestaltung aus Sicht sozialarbeiterischer Fachkräfte. Eine empirische Annäherung. *Soziale Arbeit*, 69(9/10), 378–385.
- Kowalski, M., Hildebrand, J., Marks, S., Retkowski, A., Thole, W., Schäfer, D., & Behnisch, M. (2018). Pädagogische Intimität. Zur Untersuchung von Mustern der Gestaltung pädagogischer Beziehungen in unterschiedlichen Handlungsfeldern. Kindesmisshandlung und -vernachlässigung. *Interdisziplinäre Fachzeitschrift für Prävention und Intervention*, 21(2), 188–201.
- Lenz, K. (2008). Persönliche Beziehungen. In H. Willems (Hrsg.), *Lehr(er)buch Soziologie* (S. 681–701). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Lenz, K., & Nestmann, F. (2009). Persönliche Beziehungen – eine Einleitung. In K. Lenz & F. Nestmann (Hrsg.), *Handbuch Persönliche Beziehungen* (S. 9–25). Weinheim: Juventa.
- Luhmann, N. (2014). *Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität* (5. Aufl.). Stuttgart: UTB.
- Mögling, T., Tillmann, F., & Reißig, B. (2015). *Entkoppelt vom System. Jugendliche am Übergang ins junge Erwachsenenalter und Herausforderungen für Jugendhilfestrukturen*. Vodafone Stiftung Deutschland.
- Möllering, G. (2005). The Trust/Control Duality. An Integrative Perspective on Positive Expectations of Others. *International Sociology*, 20(3), 283–305.
- Ophardt, D. (2006). *Professionelle Orientierungen von Lehrerinnen und Lehrern unter den Bedingungen einer Infragestellung der Vermittlungsfunktion. Eine qualitativ-rekonstruktive Studie an einer Hauptschule im Reformprozess*. Dissertation. Berlin: Freie Universität Berlin, Fachbereich Erziehungswissenschaft.
- Rüegger, C., Gautschi, J., Becker-Lenz, R., & Rotzetter, F. (2021). Bedeutung und Aufbau von Vertrauen in der Sozialpädagogischen Familienbegleitung. *Gesellschaft – Individuum – Sozialisation. Zeitschrift für Sozialisationsforschung*, 2(2). <https://doi.org/10.26043/GISo.2021.2.3>
- Schröder, A. (2002). Beziehungen in der Jugendarbeit – wie sie gestaltet und reflektiert werden. *deutsche jugend*, 50(2), 59–69.
- Schröder, C. (2017). *Emotionen und professionelles Handeln in der Sozialen Arbeit. Eine Ethnographie der Emotionsarbeit im Handlungsfeld der Heimerziehung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Sowa, F. (2020). „Meine Vorstellungen von Obdachlosen [wurden] (...) komplett zerstört“. Studentische Feldforschung als Beitrag zur Persönlichkeitsentwicklung? In F. Sowa & C. Zitzmann (Hrsg.), *Anders lehren und lernen. Forschendes Service Learning über Lebenswelten von Menschen in Wohnungsnot* (S. 34–58). Frankfurt am Main: Wochenschau Verlag.
- Sowa, F. (2021). Wohnungslosigkeit in der Metropolregion Nürnberg. In N. Oberbeck (Hrsg.), *Schriftenreihe Lehrforschung 2018/2019* (S. 140–148). TH Nürnberg.
- Sowa, F., Rösch, B., Holzmeyer, T., Neberich, M., Opferkuch, F., Proschek, K., Reindl, R., Scheja, J., & Zauter, S. (2020). Digitalisierung für alle? Zur Auswirkung digitaler Angebote auf Teilhabechancen von Wohnungslosen. *Soziale Passagen*, 12(1), 185–190.
- Spiegel, H. von (2021). *Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit: Grundlagen und Arbeitshilfen für die Praxis* (7. Auflage). Stuttgart: UTB.
- Wenzel, L., Kakar, H., & Sandermann, P. (2022). Vertrauensaufbau zwischen geflüchteten Eltern und frühpädagogischen Angeboten. *Neue Praxis*, 52(1), 61–81.
- Wernet, A. (2009). *Einführung in die Interpretationstechnik der Objektiven Hermeneutik* (3. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Willis, P. (1979). *Spaß am Widerstand. Gegenkultur in der Arbeiterschule*. Frankfurt am Main: Syndikat Autoren- und Verlagsgesellschaft.
- Zinnecker, J. (2000). Kindheit und Jugend als pädagogische Moratorien. Zur Zivilisationsgeschichte der jüngeren Generation im 20. Jahrhundert. In D. Benner & H.-E. Tenorth (Hrsg.), *Bildungsprozesse und Erziehungsverhältnisse im 20. Jahrhundert* (S. 36–68). Weinheim: Beltz.

Leaving Care und die Veränderung persönlicher Beziehungen im Übergang aus stationären Erziehungshilfen ins Erwachsenenleben

Leaving care and the changes in personal relationships in the transition from out-of-home care to adulthood

Zusammenfassung: Junge Menschen, die einen Teil ihres Lebens in stationären Erziehungshilfen in Deutschland verbringen, haben oft problematische Erfahrungen mit Personen im näheren privaten Umfeld gemacht. Die Hilfen sollen ihnen positive Beziehungen anbieten und sie damit in ihrer Entwicklung fördern. Für diejenigen, die nicht in ihre Familien zurückkehren, sondern nach der Hilfe ein eigenverantwortliches Leben beginnen, ändern sich nicht nur die professionellen, sondern auch die persönlichen Beziehungen im Leaving Care erheblich. Eine fachliche Reflexion dieser oft unfreiwilligen Neuordnung sozialer Netzwerke findet bisher aber kaum statt. Der Beitrag zeichnet theoretisch und empirisch nach, welche Veränderungen von persönlichen Beziehungen mit dem Übergang ins Erwachsenenleben für Care Leaver_innen stattfinden. Es werden der Forschungsbedarf aufgezeigt und Möglichkeiten erörtert, wie die Veränderung persönlicher Beziehungen im Leaving Care besser durch die Fachpraxis aufgegriffen werden kann.

Schlagworte: Leaving care, junge Erwachsene, Erziehungshilfen, Übergang, persönliche Beziehungen, doing relationships

Abstract: Young people who lived parts of their life in out-of-home care in Germany have made problematic experiences with persons in their private environment. Residential and foster care is intended to offer positive relationships that support the young people's development. For those who do not return to their families but transition to a self-reliant life, not only professional but also personal relationships change considerably while leaving care. Nevertheless, a professional reflection of the involuntary reorganization of social networks does not take place yet. Basing on theoretical and empirical data, this article illustrates care leavers' experiences of how their

personal relationships change during their transition to adulthood. The article also presents research needs and discusses possibilities focusing on how care practice can take into closer consideration changes of personal relationships while leaving care.

Keywords: Leaving care, young adults, out-of-home care, transition, personal relationships, doing relationships

1. Persönliche Beziehungen im Kontext öffentlicher Erziehung – eine Hinführung

Stationäre Erziehungshilfen stellen eine der stärksten sozialen Interventionen im Leben von Kindern und Jugendlichen dar, in denen die aus einer Notsituation resultierende Gestaltung von sozialen Beziehungen zu den jungen Menschen eine bedeutende Rolle spielt (Rätz, 2017; Zukunftsforum Heimerziehung, 2021). In Deutschland werden diese stationären Hilfen im Wesentlichen in Wohngruppen oder sonstigen betreuten Wohnformen bzw. in Pflegefamilien erbracht. Die Grenzen zwischen institutionellen Hilfeformen in Einrichtungen und informellen, familienanalogen Settings sind fließend. So gibt es beispielsweise stationäre Unterbringungen in Familien mit professionell qualifizierten Pflegeeltern, die in einem Anstellungsverhältnis arbeiten (sogenannte Erziehungsstellen), Verwandtschaftspflegeverhältnisse, Kinderdorffamilien oder auch Kleinstgruppen in Einrichtungen. Entsprechend divers und fluide sind die Beziehungskonstellationen zwischen jungen Menschen und den sie begleitenden Personen in stationären Erziehungshilfen.

In diesem Beitrag werden soziale Beziehungen als interpersonale Interaktion verstanden, die einen wechselseitigen Einfluss auf die handelnden Akteur_innen nach sich zieht (Gahleitner, 2017), auf eine gewisse Dauer hin besteht und bei der das Zusammenwirken auf Regeln oder Gewohnheiten basiert (Lenz & Nestmann, 2009). Der Kinder- und Jugendforscher James Youniss betrachtet die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen im Hinblick auf deren Eingebundenheit in wechselseitige soziale Beziehungen. Er geht davon aus, dass diese Beziehungen „das Bemühen um ein geteiltes Verständnis in uneindeutigen Situationen“ (Schuster, Kuhn & Uhlenborff, 2005, S. 6) kennzeichnet und auch Jugendliche bei „zunehmender Loslösung und Unabhängigkeit ihre tiefe Verbundenheit [zu ihren Eltern] aufrechterhalten wollen“ (ebd.). Unter dieser theoretischen Annahme gilt es in diesem Beitrag, soziale Beziehungen im Leaving Care in den Blick zu nehmen. Für Care Leaver_innen sind soziale Beziehungen in ihrem engeren

Lebensumfeld nicht zwangsläufig *privat*, sondern bilden ein Kontinuum von persönlichen Beziehungen zu Angehörigen, Freund_innen oder anderen nicht institutionell wirkenden Bezugspersonen und jenen, die im Rahmen ihrer professionellen Aufgaben in einem institutionellen Hilfekontext mit ihnen in Beziehung treten und damit einen formell-funktionalen Charakter haben. Als persönliche Beziehungen werden in diesem Beitrag verwandtschaftliche oder selbst gewählte Beziehungen zu Menschen, die nicht in einer beruflichen Rolle agieren, verstanden. Die professionellen Beziehungen sind hingegen institutionell zustande gekommen und können auch formell, z. B. bei Hilfeende, Schulabschluss etc., beendet werden. Gahleitner unterstreicht jedoch, dass in der Sozialen Arbeit professionelle Beziehungen auch das Einlassen als „ganze Person“ einschließen (Gahleitner, 2017, S. 36), da die Beziehungsarbeit nicht auf die professionelle Seite reduzierbar und entsprechend steuerbar sei. Für junge Menschen in stationären Hilfen ist die Einordnung von professionellen Beziehungen daher mitunter diffus.

Professionelle und auch bereits bestehende sowie neue persönliche Beziehungen sollen für junge Menschen in Pflegefamilien und in stationären Wohngruppen in ihrer alltäglichen Lebensführung unterstützend sein und ihnen eine vertrauensvolle Struktur geben, um bisher erlebte konfliktreiche oder unsichere Beziehungen in ihren Familien bewältigen und positive Erfahrungen in ihrem privaten Lebensalltag sammeln zu können. Professionelle und persönliche Beziehungen spielen dabei nicht nur während des Aufwachsens in Wohngruppen, Pflegefamilien und anderen betreuten Wohnformen eine wichtige Rolle, sondern sind auch während des Übergangs aus den Hilfen in ein eigenverantwortliches Leben (= Leaving Care) für die jungen Menschen (= Care Leaver_innen) von zentraler Bedeutung.

Wer sind Care Leaver_innen?

Care Leaver_innen sind junge Menschen, die in stationären Wohngruppen, Pflegefamilien oder sonstigen betreuten Wohnformen der Kinder- und Jugendhilfe leben und von dort aus ein eigenständiges Leben beginnen oder bereits nicht mehr stationär oder ambulant durch die Kinder- und Jugendhilfe betreut werden. Der Übergang umfasst nicht nur das unmittelbare Ende der stationären Hilfe, sondern auch die Planung und Vorbereitung des Auszugs in eine eigene Wohnung oder in eine andere stationäre Betreuungsform (Thomas, 2021).

Die Bedeutung von v. a. persönlichen Beziehungen in Übergängen, die insbesondere im jungen Erwachsenenalter von größeren Umbrüchen und

Veränderungen geprägt sind, wird auch in der Übergangs- bzw. Netzwerkforschung hervorgehoben: „Unsere persönlichen Beziehungen und unsere sozialen Netzwerke – das gesamte Geflecht und System unserer sozialen Bindungen – erweisen sich als wichtig, oft sogar als die wichtigsten objektiven und subjektiven Bedingungen einer schützenden und abpolsternden wie förderlichen und anregenden Flankierung von Übergangsprozessen“ (Weinhold & Nestmann, 2012, S. 53). Mit Blick auf eine insgesamt verlängerte, bisweilen entgrenzte Jugendphase (Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend [BMFSFJ], 2017) wird immer wieder hervorgehoben, dass viele junge Menschen auch im jungen Erwachsenenalter selbstverständlich auf ihre persönlichen, insbesondere familiären Beziehungsnetzwerke und deren Unterstützung zurückgreifen und diese damit eine wichtige Rolle für deren Wohlbefinden spielen (Rogge, 2020) bzw. dass sie auf diese angewiesen bleiben, solange sie z. B. wirtschaftlich noch nicht unabhängig sind.

Für den Leaving-Care-Prozess werden die Wichtigkeit und die Veränderung persönlicher Beziehungen aber immer noch stark ausgeklammert (Mendes, Johnson & Moslehuddin, 2011). So zeigt sich, dass sich auch die Forschung bislang nur wenig der Frage gewidmet hat, wie persönliche Beziehungen während einer stationären Hilfe über das Ende der ‚Maßnahme‘ hinaus gestaltet werden können und wie sich persönliche Beziehungskonstellationen in dieser Zeit transformieren.

In dem vorliegenden Beitrag wird daher der Frage nachgegangen, wie sich persönliche Beziehungen im Leaving-Care-Prozess verändern. Der Fokus richtet sich auf jene Beziehungen, die emotional und sozial bedeutsam für Care Leaver_innen sind. In einem ersten Schritt wird der aktuelle nationale und internationale Forschungsstand zu persönlichen Beziehungen im Leaving Care dargelegt und im Zuge dessen werden auch die Forschungslücken aufgezeigt (Kap. 2). Anschließend werden zwei empirische Studien herangezogen, anhand derer die Veränderung von persönlichen Beziehungen von Care Leaver_innen aus stationären Wohngruppen (Theile, 2020) und aus Pflegefamilien (Ehlke, 2020a) aufgezeigt wird (Kap. 3). Die beiden Untersuchungen werden mit ihren Forschungsdesigns (Kap. 3.1) und den für diesen Beitrag zentralen Erkenntnissen (Kap. 3.2 und 3.3) dargestellt. Im Abschluss werden sowohl familiäre (Kap. 4.1) als auch weitere persönliche Beziehungen (Kap. 4.2) als Ausgangspunkt genommen, um Handlungsempfehlungen zur Gestaltung von persönlichen Beziehungen im Leaving-Care-Prozess abzuleiten. Im Fazit (Kap. 5) werden die Ergebnisse zu den formalen Bedingungen des Hilfesystems in Bezug gesetzt und der weitere Forschungsbedarf wird aufgezeigt.

2. Persönliche Beziehungen im Leaving Care – aktueller Forschungsstand

In vorliegenden nationalen und internationalen empirischen Studien zu sozialen Beziehungen von Care Leaver_innen konnte herausgearbeitet werden, dass die Unterstützung durch persönliche Beziehungen, die nicht oder nur indirekt in das Hilfeverhältnis eingebunden sind, einen wesentlichen Einfluss sowohl auf einen gelingenden Hilfeverlauf und den Leaving-Care-Prozess als auch auf eine positiv wahrgenommene Lebensgestaltung im Allgemeinen nehmen (Adley & Jupp Kina, 2017; Dinisman, 2016; Mendes & Purtell, 2020). In den Untersuchungen werden persönliche Beziehungen zu unterschiedlichen Personen(-gruppen) genannt: Partner_innen, Familie (Mutter, Geschwister, Großeltern), (beste) Freund_innen und deren Familie, Mitglieder in der Kirche oder auch Trainer_innen im Vereinssport (Bryderup & Trentel, 2013; Collins, Spencer & Ward, 2010; Frimpong-Manso, 2017; Törrönen et al., 2018). Auch wenn diese Erkenntnisse eine Vielfalt an persönlichen Beziehungen von Care Leaver_innen aufzeigen, konnte in den bisherigen Studien herausgestellt werden, dass sich grundsätzlich die Beziehungsnetzwerke im Leaving Care verringern und Care Leaver_innen weniger sozial eingebunden sind (Adley & Jupp Kina, 2017; Dinisman, 2016; Marion, Paulsen & Goyette, 2017). Einige befragte junge Menschen schildern in den Untersuchungen auch Gefühle des Alleinseins bzw. der Isolation, wenn sie nur wenige oder keine Kontakte nach dem Leaving Care haben und/oder die sie um Hilfe bitten können (Adley & Jupp Kina, 2017).

Zwei für Care Leaver_innen bedeutende Beziehungsnetzwerke, die auch in diesem Beitrag zentral sind, sind persönliche Beziehungen zu ihren Familien (im Folgenden als familiäre Beziehungen bezeichnet) und zu Peers bzw. sogenannten „signifikanten Anderen“, die aus informellen oder formell-organisationalen Kontexten eine Bedeutung für Care Leaver_innen haben können.

Die *familiären* Beziehungen zeigen sich in den Studienergebnissen als different und ambivalent. Nach der räumlichen Trennung und gegebenenfalls entstehenden (temporären) Beziehungsabbrüchen zu Mitgliedern der Familie zu Beginn einer Hilfe entwickelt sich der Kontakt während der Hilfen und im Leaving Care ganz unterschiedlich – von einer Wiedervereinigung über eine erneute Kontaktaufnahme bis hin zu problematischen Verhältnissen und einem gänzlichen Kontaktabbruch (Smith, 2011). Eine Transformation familiärer Beziehungen findet somit fortlaufend im gesamten Hilfeprozess statt, oft auch verbunden mit Stigmatisierungen der

Eltern (Schefold, 2022), die die Gestaltung der Beziehungen zu ihren Kindern in den Hilfen begleiten. Die Mehrheit der Care Leaver_innen hat im Übergang Kontakt zur Familie, wenn auch in unterschiedlicher Form zu den einzelnen Familienmitgliedern (Collins et al., 2010; Smith, 2011). So besteht eher Kontakt zu Müttern und Geschwistern, jedoch kein oder nur geringer Kontakt zu den Vätern (Dittmann & Schäfer, 2019; Sting & Groinig, 2020). Laut Collins et al. (2010) ziehen nicht wenige Care Leaver_innen auch wieder zurück in den Familienhaushalt. Insgesamt werden die Beziehungen zur Familie jedoch als wenig unterstützend wahrgenommen. Umgekehrt wird eher Unterstützung von den Care Leaver_innen für einzelne Familienmitglieder erwartet (Frimpong-Manso, 2017). Dies kann zu einer Abgrenzung insbesondere von den Eltern führen, wenn junge Menschen nicht so sein wollen wie sie (Bryderup & Trentel, 2013). Trotzdem bleibt eine rechtliche Verbindung zu den Eltern bestehen, da Care Leaver_innen trotz Volljährigkeit und trotz Aufwachsens in öffentlicher Erziehung immer wieder auch auf ihre Eltern angewiesen sind, z. B. wenn es um die Beantragung von Sozialleistungen geht und Auskünfte über das Einkommen der Eltern für die Berechnung von Leistungen von den Behörden gefordert werden (Sievers, Thomas & Zeller, 2018; Thomas & Ehlke, 2022).

Familiäre Beziehungen umfassen jedoch nicht nur die Familie (birth-family) der jungen Menschen, sondern im Rahmen von Pflegeverhältnissen auch ihre Pflegefamilien.¹ In den bisherigen Studien wird diesbezüglich ersichtlich, dass der Kontakt zu den Pflegefamilien auch nach dem offiziellen Hilfeende in der Mehrheit aufrecht bleibt (Appleton, Hung & Barratt, 2021). Dies gründet vor allem darin, dass Pflegeeltern die jungen Menschen auch über das Hilfeende hinaus oft weiter betreuen (Reimer & Petri, 2017), und die Care Leaver_innen als vollwertige Mitglieder in der Pflegefamilie akzeptiert werden (Böwer & Teuber, 2018). Trotzdem erfolgt mit dem Hilfeende eine formal-rechtliche Auflösung der Verantwortlichkeit der Pflegeeltern, was sowohl bei Pflegeeltern als auch bei den jungen Menschen Unsicherheiten bezüglich gegenseitiger Rechte und Pflichten entstehen lässt (Wolf, 2014).

1 Aufgrund der in den Studien zumeist als eng verbunden beschriebenen Beziehungen zu den Pflegefamilien, insbesondere den Pflegeeltern, werden sie in diesem Beitrag der Kategorie „persönliche Beziehungen“ zugeordnet. Gleichwohl ist bewusst, dass Pflegeeltern eine Dienstleistung für das Jugendamt erbringen und als „Dienstleistende“ damit auch professionelle Arbeit tätigen (Ehlke & Schröer, 2020).

Weitere persönliche Beziehungen – insbesondere zu Peers und zu signifikant Anderen bzw. „natural mentors“ (Greeson, Thompson, Ali & Wenger, 2015) – werden in den bisherigen Studien als positive und unterstützende persönliche Beziehungen durch die Befragten wahrgenommen (Dinisman, 2016; Frimpong-Manso, 2017; Smith, 2011). Die „natural mentors“ zeichnen sich – wie eigentlich auch Freund_innen und Partner_innen – vor allem dadurch aus, dass sie die jungen Menschen im Übergang unterstützt haben, sie akzeptieren, konstant ermutigen und fördern, ohne dass sie in einer direkten verantwortlichen Hilfebeziehung zu ihnen stehen (Collins et al., 2010). Der Übergang, so Collins et al. (2010), verlaufe insgesamt besser, wenn Care Leaver_innen wenigstens eine positive Beziehung zu einer solchen bedeutenden Person hätten.

Insgesamt machen die bisherigen empirischen, vor allem internationalen, Forschungen deutlich, dass Care Leaver_innen in unterschiedliche persönliche Beziehungen eingebunden sind und diese für sie gerade mit Beendigung der professionellen Unterstützungsstrukturen durch die Jugendhilfe eine besondere Bedeutung haben. Es fehlt jedoch vor allem in Deutschland an empirischem Wissen, wie die genannten persönlichen Beziehungen im Konkreten im Leaving Care gestaltet und begleitet werden. In der Fachpraxis wird bislang ersichtlich, dass neben Hilfeplanzielen, die oft vorrangig auf das Erlernen von alltagspraktischen Fähigkeiten ausgerichtet sind, sich selten solche Ziele finden, die konkret den Aufbau eines unterstützenden sozialen Netzwerks in den Fokus rücken (Adley & Jupp Kina, 2017; Sievers et al., 2018; Smith, 2011). Vielmehr überdeckt das formale Hilfeende, das zumeist mit dem konkreten Auszug aus dem Hilfesetting verbunden ist, die Fortführung, die Transformation bzw. den Neuaufbau von persönlichen Beziehungen. Auch fehlen in der Fachpraxis bislang flächendeckend verbindliche Übergangsmodelle, die diese Transformation von persönlichen Beziehungen in den Blick nehmen (Sievers et al., 2018). Aus dem Fokus rückt dabei auch die Eltern- bzw. Familienarbeit, die die Veränderung familiärer Beziehungen thematisiert und für viele Care Leaver_innen biografisch relevant bleibt. Die mit den familiären Beziehungen zusammenhängenden Herausforderungen, aber auch Ressourcen (Moos, 2022; Sting & Groinig, 2020), treten mit der Vorbereitung auf den Leaving-Care-Prozess im jungen Erwachsenenalter eher in den Hintergrund (Thomas & Ehlke, 2022).

3. Die Veränderung persönlicher Beziehungen im Leaving Care – ein Blick in zwei empirische Studien aus Deutschland

Anknüpfend an die zuvor dargestellte Forschungslücke wird es im Weiteren um die Frage gehen, *wie sich persönliche Beziehungen von jungen Menschen im Leaving-Care-Prozess verändern und welche darunter von besonderer Bedeutung sind*. Mit Blick auf die Veränderung von persönlichen Beziehungen im Übergangsprozess wird – wenngleich Gemeinsamkeiten bestehen – zwischen den beiden Hilfeformen (stationäre Wohngruppen und Pflegefamilien) unterschieden. Es werden daher ausgewählte Erkenntnisse zu persönlichen Beziehungen im Übergang aus stationären Wohngruppen und aus Pflegefamilien dargestellt. Dafür werden die Dissertationsprojekte von Manuel Theile (2020) und Carolin Ehlke (2020a) herangezogen, die sich in Deutschland erstmalig dezidiert diesem Thema in den unterschiedlichen Hilfeformen gewidmet haben. In beiden Studien wird die Subjektperspektive betrachtet. In Anlehnung daran werden in der Diskussion dieses Beitrags Erkenntnisse für die fachliche Weiterentwicklung der Übergangsbegleitung aus stationären Erziehungshilfen daraus abgeleitet.

3.1 Forschungsdesigns der Studien

Für die Beschreibung von persönlichen Beziehungen von jungen Menschen, die in stationären Wohngruppen gelebt haben, gibt die Arbeit von *Theile (2020)* weitere Aufschlüsse. Unter dem Titel „Soziale Netzwerke von Jugendlichen und jungen Volljährigen im Übergang aus der Heimerziehung“ untersuchte Theile die sozialen Netzwerke und deren Veränderungen von sieben jungen Menschen (3 weibliche, 4 männliche Personen) im Übergang aus stationären Wohngruppen ins Erwachsenenleben zu zwei Zeitpunkten (vor dem Hilfeende und ca. sechs bis neun Monate nach dem Hilfeende – zum zweiten Erhebungszeitpunkt waren es jedoch nur noch sechs Teilnehmer_innen, da ein junger Mann nicht mehr erreicht werden konnte). Hierfür nutzte er ein qualitatives Forschungsdesign. Die Datengrundlage bildeten narrative Interviews und ein jeweils durch die jungen Menschen während der Interviews erstellter Zeitstrahl sowie eine Netzwerkkarte. Die zentralen Fragestellungen der Studie lauteten: Wie sehen die sozialen Netzwerke zur Zeit der Heimunterbringung und nach dem Auszug aus? Welche Struktur, Qualität, Funktionen und Normen haben diese? Wie verändern sich soziale Netzwerkbeziehungen von Jugendlichen und jungen Volljähri-

gen im Übergang aus der Heimerziehung? (ebd., S. 108). Die Ergebnisse der Erhebungen wurden mit einem themenzentriert-komparativen Auswertungsverfahren analysiert (ausführliche Informationen zum Forschungsdesign siehe ebd., S. 106 ff.). Auch wenn der Fokus in dieser Arbeit allgemein auf den sozialen Beziehungen – sowohl professionelle als auch persönliche Beziehungen inbegriffen – liegt, können daraus wichtige Erkenntnisse für diesen Beitrag mit Blick auf die Veränderung von persönlichen Beziehungen herausgearbeitet werden.

Ehlke (2020a) legte den Fokus auf Care Leaver_innen aus Pflegefamilien, so auch der Titel der Arbeit. Auch hier wurde ein qualitatives Forschungsdesign angelegt und es wurden mit sieben jungen Menschen (6 weibliche, 1 männliche Person(en)) problemzentrierte Interviews durchgeführt, darunter drei Care Leaver_innen, die in Verwandtschaftspflegeverhältnissen aufgewachsen sind. Die Fragestellungen der Arbeit lauteten, wie Care Leaver_innen aus Pflegefamilien aus ihrer Sicht den Übergang aus stationären Erziehungshilfen ins Erwachsenenleben bewältigen und wie sowie von wem sie während des Übergangsprozesses unterstützt werden (ebd., S. 98). Die Ergebnisse der Interviews wurden mit der Grounded Theory ausgewertet. Zudem wurde das Konzept der Lebensbewältigung nach Böhnisch (2018) als heuristische Brille für die Strukturierung und Systematisierung der Ergebnisse herangezogen (ausführliche Informationen zum Forschungsdesign siehe Ehlke, 2020a, S. 98 ff.). Auch im Rahmen dieser Studie wurden sowohl professionelle als auch persönliche Beziehungen hinsichtlich ihres Unterstützungsaspekts im Leaving Care in den Blick genommen, sodass Erkenntnisse daraus für diesen Beitrag relevant sind.

3.2 Persönliche Beziehungen im Übergang aus stationären Wohngruppen

Theile (2020) konnte in seiner qualitativen Studie herausarbeiten, dass der Übergang aus stationären Erziehungshilfeeinrichtungen – z. T. mit dem Zwischenschritt des betreuten Wohnens oder dem Leben in sogenannten Verselbstständigungswohnungen – zu einer häufig starken Reduzierung von Beziehungen führt. Die Mehrheit der Beziehungsabbrüche betrifft Fachkräfte der Jugendhilfe. Die Beziehung, die institutionell über die Hilfemaßnahme zustande gekommen ist, wird i. d. R. nicht über das Hilfeeende hinaus weitergeführt. Der Wegfall weiterer bestehender professioneller Beziehungen, z. B. zu Therapeut_innen, geht mit dem Leaving Care oft einher und lässt gerade bei Care Leaver_innen aus Wohngruppen mitunter ein Gefühl des Alleinseins aufkommen. Gleichzeitig, so stellt Theile fest,

findet durch die Verringerung der sozialen Beziehungen durch das Hilfeende eine Konzentration auf wenige feste, v. a. persönliche, Beziehungen statt, d. h. der Verlust von Beziehungen im Leaving Care wird vorerst nicht durch neue Kontakte kompensiert.

In den Netzwerkarten, die die befragten jungen Menschen ausgefüllt haben, wurden Familienmitglieder (u. a. Mutter, (Schwieger-)Vater, (Halb-) Geschwister, Tante) und Peers/Freund_innen (u. a. Partner_innen und deren Familien, Mitbewohner_innen aus Wohngruppen, Peers in der Schule, (beste) Freund_innen) als wichtige persönliche Beziehungen genannt. Die wichtigsten Personen werden außerdem in regionaler Nähe verortet.

Mit Blick auf die familiären Beziehungen haben sich einerseits die z. T. stark belasteten und von Diskontinuitäten geprägten Beziehungen zu den Eltern, v. a. zu den Müttern, nach dem Auszug aus der Wohngruppe bei einigen befragten Care Leaver_innen verbessert – es sei bei einem befragten jungen Mann dahingehend „*familiärer*“ geworden (ebd., S. 267). Eine weitere Studienteilnehmerin äußerte: „*Familie bleibt Familie, egal was passiert*“ (ebd., S. 185). Eine zentrale Bedeutung haben ebenfalls Geschwisterbeziehungen. Andererseits lässt das empirische Material von Theile auch erkennen, dass familiäre Beziehungen auch im Leaving Care keine Ressource darstellen, sondern von den jungen Menschen weiterhin als Belastung wahrgenommen werden. Hinsichtlich der Väter kann festgestellt werden, dass diese entweder gar nicht oder nur mit großem Abstand in das Netzwerk der jungen Menschen eingetragen werden.

Persönliche Beziehungen zu Freund_innen werden in der Untersuchung von Theile sowohl mit Blick auf Mitbewohner_innen aus der Wohngruppe als auch in Bezug auf (langjährige) Freund_innen außerhalb der Jugendhilfe genannt. Zu den Mitbewohner_innen werden/wurden mitunter engere, persönliche Beziehungen aufgebaut bzw. Freundschaften geknüpft, wie folgende befragte Care Leaverin beschreibt: „*Also ich war ehrlich gesagt schon traurig, dass ich gehen musste, also ich hab mich ... gut verstanden mit den Mitbewohnern*“ (ebd., S. 148). Freundschaften außerhalb der Jugendhilfe sind oft beste Freund_innen, denen – ähnlich wie Partner_innen – aufgrund der Intensität der Beziehung familiäre Eigenschaften bzw. Zugehörigkeiten zugeschrieben werden. So sagt ein Care Leaver aus der Untersuchung: „*meine langjährigen Freunde sind eigentlich meine Familie*“ (ebd., S. 246). Freundschaften sind für einige der Befragten in Theiles Studie zudem Konstanten, die trotz Brüchen im Leben (Umzug, Beendigung der Schule etc.) Bestand haben. Eine solche hohe Stabilität persönlicher Beziehungen wird von den Befragten in der Studie als Ressource im Leaving-Care-Prozess wahrgenommen.

3.3 Persönliche Beziehungen im Übergang aus Pflegefamilien

Das Aufwachsen in der Pflegekinderhilfe strukturiert sich im Vergleich zu stationären Wohngruppen familienanalog. Daher gestalten sich die Beziehungskonstellationen mitunter auch etwas anders als bei jungen Menschen, die in stationären Einrichtungen aufwachsen. Ehlke (2020a) hat in ihrer qualitativen Studie herausgearbeitet, dass in der Mehrheit zunächst die Pflegefamilien der befragten Care Leaver_innen im Übergang zum Erwachsensein eine zentrale Rolle einnehmen. Dies gründet einerseits in der zumeist relativ langen Verweildauer der jungen Menschen in den Pflegefamilien, wodurch intensive und enge persönliche Beziehungen zwischen den jungen Menschen und den Mitgliedern der Pflegefamilie, v. a. den Pflegeeltern, entstanden sind. Eine junge Frau sagt z. B. über ihre Pflegeeltern: *„meine Mama mein Papa (...) sind eigentlich alles für mich“* (ebd., S. 163). Die Untersuchung zeigt auf, dass Pflegeeltern die jungen Menschen oft über das offizielle Ende hinaus ‚ehrenamtlich‘ weiter unterstützen. Die genaue Einordnung der wechselseitigen Beziehungen nach dem Leaving Care ist dabei nicht immer eindeutig. Die befragten Care Leaver_innen wohnten z. B. weiterhin bei den Pflegeeltern – wenn auch z. T. in eigenen Wohnungen in deren Haus. Einige Care Leaver_innen sahen sich auch nach dem Hilfeende als vollwertige Mitglieder in der Pflegefamilie. Gleichwohl, so die Studie von Ehlke, kann das Hilfeende diese über zumeist seit Jahren gefestigten persönlichen Beziehungen irritieren, denn mit Ende der Hilfe steht auch eine formal-rechtliche Ablösung von der Pflegefamilie bevor.

In der Studie von Ehlke werden schließlich auch die persönlichen Beziehungen zur Familie benannt, die während der Hilfen und im Leaving Care als ambivalent und herausfordernd beschrieben werden. Während die Rolle der Mütter z. B. als *„Bekannte“*, *„Freundin“* und *„Mutti“* bzw. *„Mama“* beschrieben wird, wird den Vätern i. d. R. meist klar die Rolle des *„Erzeugers“* zugeschrieben (ebd., S. 178 f.). Nach dem Hilfeende entsteht jedoch rein rechtlich wieder ein engerer Beziehungskontext zu den Eltern – z. B. wegen der Beantragung von Sozialleistungen, Kindergeldzahlungen oder Unterhaltsansprüchen –, auch wenn bis dahin kaum oder kein Kontakt bestand.

Persönliche Beziehungen zu zwei Familiensystemen – oder im Rahmen von Verwandtschaftspflegeverhältnissen zu zwei Elternsystemen – müssen, so das Ergebnis der Forschungen von Ehlke, insbesondere im Leaving Care hinsichtlich familiärer Zugehörigkeiten ganz neu oder erneut ausbalanciert werden. Dies kann insbesondere die entstandene positive persönliche Beziehung zur Pflegefamilie belasten.

Neben den familiären werden weitere persönliche Beziehungen in der Studie von Ehlke sichtbar. So wird Peers (Partner_innen und deren Familien, (beste) Freund_innen, Schulkamerad_innen, Kommiliton_innen etc.) eine besondere Bedeutung zugeschrieben. Insbesondere enge Freund- und Partnerschaften werden, wie auch bei Theile, bei Ehlke mit familiären Zuschreibungen belegt. Diesbezüglich äußert eine Befragte, dass ihre beste Freundin „*auch so mit zur Familie irgendwie schon*“ gehört (ebd., S. 195).

Als Letztes wurden in der empirischen Untersuchung bedeutsame persönliche Beziehungen zu sogenannten „signifikanten Anderen“ (Nachbar_innen, Vorgesetzte und Arbeitskolleg_innen in der Ausbildung bzw. bei Nebenjobs etc.) herausgestellt, die für die befragten Care Leaver_innen eine bedeutende soziale Unterstützung im Übergang geleistet haben.

Zur Aussagekraft beider Studien ist anzumerken, dass sie sich auf kleine Datensamples und jeweils auf die eine oder die andere Hilfeform – stationäre Wohngruppen oder Pflegefamilien – beziehen. Die „Zwischenformen“ wie Kinderdorffamilien oder Erziehungsstellen bleiben dabei außer Betracht. Auch kommt es vor, dass Care Leaver_innen oft nicht nur eine Hilfeform durchlaufen haben, Leaving Care aus Pflegefamilien z. B. auch häufig bereits im Jugendalter stattfindet und in eine Maßnahme der sogenannten Heimerziehung mündet (van Santen, Pluto & Peuker, 2019). Die Beziehungsgestaltung in den Übergängen zwischen und aus den stationären Hilfen erweist sich tatsächlich als noch viel komplexer.

4. Beziehungsgestaltung im Leaving Care neu denken!

Anhand der dargestellten empirischen Befunde wird nun mit Blick auf die Fragestellung *Wie verändern sich persönliche Beziehungen von jungen Menschen im Leaving-Care-Prozess und welche persönlichen Beziehungen sind dabei von besonderer Bedeutung?* diskutiert, warum die Einbindung und Bearbeitung von persönlichen Beziehungen innerhalb des Leaving-Care-Prozesses auch in Deutschland stärker in den Vordergrund gerückt und zu einer pädagogischen Gestaltungsaufgabe zusammen mit jungen Menschen gemacht werden muss.

Dies lässt sich *einerseits* anhand vergleichender internationaler Forschungsbefunde begründen, die unterstreichen, dass, solange Übergänge aus stationären Erziehungshilfen mit Beziehungsabbrüchen verbunden sind, diese selbst ein strukturelles Problem der Hilfe darstellen und u. U. Retraumatisierungen durch den Verlust von Vertrauenspersonen Folge des

Leaving Care sein können (Mendes & Purtell, 2020). Weiterhin gelten Care Leaver_innen, die problematische Beziehungserfahrungen im Übergang aus stationären Erziehungshilfen gemacht haben, als gefährdeter, wohnungslos zu werden, psychische Belastungen zu erfahren oder von Bildungsbenachteiligung betroffen zu sein (ebd.). Umgekehrt konnte in der internationalen Forschung zum Leaving Care gezeigt werden, dass stabile, emotional unterstützende Beziehungen junge Menschen im Übergang aus stationären Erziehungshilfen stärken und ihre soziale Teilhabe und Resilienz erfahrung steigern (Adley & Jupp Kina, 2017; Dinisman, 2016; Törrönen et al., 2018).

Andererseits ist der Fokus auf soziale, insbesondere persönliche, Beziehungen, deren Verlässlichkeit und Qualität aber auch aus der Perspektive des Rechts junger Menschen auf soziale und diskriminierungsfreie Teilhabe zu würdigen (Bundesjugendkuratorium [BJK], 2020; Scheiwe, Schröer, Wapler & Wrase, 2021). Entsprechend sind soziale Beziehungen auch als Voraussetzung für ein selbstbestimmtes Leben im Übergang aus stationären Erziehungshilfen anzuerkennen. Vor diesem Hintergrund werden mit Blick auf eine verbesserte und bedarfsgerechte(re) Beziehungsgestaltung im Leaving Care die zuvor in Kapitel 2 und 3 aufgeführten Beziehungsformen noch einmal näher betrachtet.

4.1 Familiäre Beziehungen stärker in den Blick nehmen!

Wie in dem Beitrag bis hierhin deutlich gemacht wurde, sind familiäre Beziehungen auch im Leaving Care durch Ambivalenzen und verschiedene Beziehungstransformationen gekennzeichnet. Es stellt sich vor diesem Hintergrund die Frage, wie Care Leaver_innen ihre Beziehung zu ihren Eltern nach der Ablösung aus stationären Erziehungshilfen in ihre weitere Entwicklung einbetten – wie sich gegebenenfalls auch das Verhältnis zu den eigenen Eltern oder den Geschwistern mit dem Status „Care Leaver_in“ neu formiert. Dies geschieht allerdings weitgehend, ohne dass die Kinder- und Jugendhilfe davon noch Kenntnis erhält bzw. sich dafür interessiert (Theile, 2020). Care Leaver_innen werden somit in der Bearbeitung von Konflikten mit ihren Eltern oft nicht zufriedenstellend begleitet (Faltermeier & Schäfer, 2017).

Es gibt zwar Care Leaver_innen, die in der Bearbeitung familiärer Beziehungen keinen Bedarf für sich sehen – abhängig davon, wann und unter welchen Umständen sie in die Hilfe gekommen sind und wie sich die Eltern- bzw. Familienarbeit während der Hilfe gestaltet hat (Thomas & Ehlke, 2022). „Gleichzeitig kann und sollte auch in dieser Phase eine biografische Aufarbeitung der Eltern-Kind-Beziehung, ggf. auch die Möglichkeit einer

Neuordnung, immer wieder geleistet bzw. angeboten werden – mit und ohne Beteiligung der Eltern“ (ebd., S. 123). Daher sollten Mitarbeitende der Jugendhilfe mit den jungen Menschen – und im Rahmen der Pflegekinderhilfe gegebenenfalls auch gemeinsam mit der Pflegefamilie – ausloten, welche Form der Begleitung in der Beziehung zu ihren Familien sie sich wünschen. Auch im Leaving Care bleibt mit Blick darauf das Spannungsverhältnis zwischen Schutzperspektive und Familienunterstützung bestehen (Sting & Groinig, 2020).

Ist das Verhältnis, v. a. zu den Eltern, weiterhin konflikthaft, unterbrochen und/oder von Ambivalenzen geprägt, so wäre neben der Beratung durch die Jugendhilfe beispielsweise der Verweis auf entsprechende Anlaufstellen und Unterstützungsangebote außerhalb der Jugendhilfe eine Möglichkeit für Care Leaver_innen, sich weitere Hilfe zu holen, wenn diese notwendig wird (ebd.). Somit müssen die jungen Menschen die z. T. herausfordernde Beziehungsarbeit zu ihren Familien nach dem Hilfeende nicht alleine leisten.

Wird jedoch der Kontakt zu der Familie (wieder) aufgenommen und intensiviert sich der Kontakt im Leaving Care, so ist gemeinsam mit den jungen Menschen zu schauen, wie sie die familiären Beziehungen sowohl im Übergang als auch im späteren Leben in ihre Biografie einbinden möchten. Werden Eltern, aber auch weitere Familienmitglieder, als Ressource von Care Leaver_innen wahrgenommen, so ist gerade in Deutschland dann der rechtliche Anspruch gem. § 37 des Kinder- und Jugendhilfegesetzes (SGB VIII) zu erfüllen, indem auch die Eltern eine entsprechende Beratung und Unterstützung erhalten (Moos, 2022). Hilfeplangespräche oder Methoden der Familienaktivierung (Moos & Schmutz, 2012) können hier einen organisationalen Rahmen darstellen, um über gegenseitige Erwartungen und Vorstellungen der Beziehungen zwischen den jungen Menschen und ihren Eltern zu sprechen. Neben den Eltern, als i. d. R. Personensorgeberechtigte und Leistungsempfänger_innen von Erziehungshilfen (solange die jungen Menschen noch nicht volljährig sind), sind ebenso weitere Familienmitglieder und Verwandte wie Geschwister, Großeltern oder auch Tanten und Onkel mit einzubeziehen, wenn sie für die jungen Menschen relevant sind und eine Ressource darstellen. Gerade Geschwisterbeziehungen, die häufig noch intensiv emotional erfahren werden, sind nach wie vor sowohl in der Fachpraxis als auch in der Forschung viel zu wenig in den Fokus gerückt (Petri, 2014). Sie können eine Ressource sein als sozial verlässliche Beziehung in stationären Hilfen, aber auch als belastende Trennung erlebt werden. So belegen Leitner, Loch und Sting (2011) auf der Grundlage einer Studie in SOS-Kinderdörfern, dass „bei Geschwistern in

der Fremdunterbringung ... Ablösungsprozesse prekär [sind], da sie mit der Revitalisierung traumatisierender Trennungs- und Verlusterfahrungen einhergehen können“ (Leitner, Loch & Sting, 2011, S. 30).

4.2 Weitere persönliche Beziehungen und informelle Ressourcen mitdenken!

Neben der Gestaltung von familiären Beziehungen im Leaving Care konnte in diesem Beitrag ebenso nachgezeichnet werden, dass in der Übergangsbegleitung weitere persönliche Beziehungen als Unterstützungsressource eine große Bedeutung haben – gerade wenn die professionellen Unterstützungsstrukturen wegbrechen und sich soziale Netzwerke der jungen Menschen verkleinern. Diese Ressourcen werden in der Fachpraxis jedoch noch nicht hinreichend erkannt. Auch die jungen Menschen werden wenig danach gefragt, wer für sie wichtige, unterstützende Personen außerhalb des formal bestehenden Hilfenetzwerks sind. Der Aufbau und die Stärkung eines aus entsprechenden Personen bestehenden Netzwerks bildet eine wesentliche Voraussetzung für Care Leaver_innen, um eigene soziale Ressourcen und Unterstützungsstrukturen im jungen Erwachsenenleben etablieren zu können.

Ein unterstützendes Netzwerk hängt von unterschiedlichen sozialen Kontexten, in die die jungen Menschen eingebunden sind, ab – sie sind nicht per se vorhanden. Der Aufbau und Erhalt von unterstützenden persönlichen Beziehungen im Leaving Care bildet eine Ressource, die noch besser organisational gefördert und unter Beteiligung der jungen Menschen gestaltet werden könnte.

Als Anregung für die Fachpraxis – auch für zukünftige wissenschaftliche Studien – kann das Konzept des *doing relationships* herangezogen werden, um Personen(-gruppen) als begleitende Akteur_innen für Care Leaver_innen im Übergang zu identifizieren und einzubinden. In Anlehnung an das Konzept des *doing family* (Jurczyk, 2020) werden hinsichtlich eines *doing relationships* solche persönlichen Beziehungen in den Blick genommen, die (selbstverständlich) alltägliche Fürsorgeleistungen für die jungen Menschen erfüllen. Mit einem solchen Blick erweitert sich der Kreis an Personen, die von Care Leaver_innen im Übergangsprozess als unterstützend wahrgenommen werden. Damit stellt sich folgende zentrale Frage: Welche persönlichen Beziehungen (= relationships) sind für junge Menschen im Leaving Care und auch danach wichtig, weil das Beziehungen zu Vertrauenspersonen sind, die wichtige Fürsorgeleistungen für die jungen Menschen erbringen, die sonst in der Mehrheit Familienmitglieder leisten? Mit einem sol-

chen Verständnis von einem sozialen Netzwerk abseits professioneller und/oder familiärer Strukturen wird es möglich zu verstehen, dass sowohl der Aufbau als auch die nachhaltige Sicherung von weiteren persönlichen Beziehungen im Übergang aus den Hilfen ins Erwachsenenleben auch auf andere Personengruppen zu beziehen ist. So werden soziale Beziehungskonstellationen in den Blick genommen, „die um verlässliche Fürsorgebeziehungen zentriert sind, jedoch nicht zwangsläufig einer formalen Grundlage bedürfen“ (Ehlke, 2020b, S. 165) – wie z. B. die formale Zugehörigkeit zur Familie oder das Hilfeverhältnis zu den Pflegeeltern. Damit geht es in solchen Beziehungen weniger um biologische bzw. formale Zugehörigkeiten als vielmehr um die erfahrene soziale Unterstützung (Eßer & Köngeter, 2012). Die Qualität von Beziehungen ist folglich relevanter als die Quantität vorhandener Kontakte (Marion et al., 2017).

Insgesamt ist es dabei von Bedeutung, die jungen Menschen selbst zu fragen – z. B. in Hilfeplangesprächen –, welche Personen für sie unterstützend sind und wen sie auch in die Übergangsgestaltung mit integrieren möchten. Somit können die als positiv wahrgenommenen persönlichen Beziehungen stärker gefördert und es kann zudem gesichert werden, dass die jungen Menschen nach Beendigung der Hilfen ein (stabiles) soziales Netzwerk haben, auf das sie bei Problemen, aber auch in der alltäglichen Lebensgestaltung zurückgreifen können. Hier könnte sich an dem Modell des sogenannten „Personal Adviser“ (= persönliche_r Begleiter_in/Berater_in) im britischen Übergangssystem orientiert werden (Sievers et al., 2018). Dieses Modell stellt eine Form der gesetzlich verankerten Begleitung über die stationäre Erziehungshilfe hinaus dar. Ein_e solche_r Begleiter_in wird für die Übergangsplanung (bis der/die Care Leaver_in max. 25 Jahre alt ist) von der Jugendhilfe finanziert und der junge Mensch kann selbst wählen, wer diese im Leaving Care unterstützende Person ist. Sollte es zu einem Kontaktabbruch zu dem/der Berater_in kommen, so ist diese_r verpflichtet, sich regelmäßig weiterhin bei dem jungen Menschen zu melden und in Erfahrung zu bringen, wie es ihm bzw. ihr geht. So soll eine parteiliche und kontinuierliche Unterstützung über das Hilfeende hinaus für Care Leaver_innen gesichert werden – so wie es oft auch Eltern bei ihren Kindern tun, die bei ihnen aufgewachsen sind und sich im Übergang ins Erwachsenenleben befinden.²

2 Weitere Informationen zum Personal Adviser finden sich in einem sogenannten „One minute guide“ der englischen Stadt Leeds unter: <https://www.leeds.gov.uk/docs/Personal%20Adviser.pdf>

5. Fazit

Die Bedeutung von sozialen Beziehungen gilt für Care Leaver_innen genauso wie für alle anderen Menschen, dennoch zeigt die Diskussion in diesem Beitrag, dass vor allem persönliche Beziehungen im Leaving-Care-Prozess nicht selbstverständlich gefördert und aufrechterhalten werden. Stationäre Erziehungshilfen sind in den bestehenden Infrastrukturen in Deutschland und letztlich auch in den unterschiedlichen Finanzierungsmodellen bisher kaum in der Lage, Infrastrukturen für eine Beziehungskontinuität über den Hilfeprozess hinaus zu gewährleisten. Die rechtlichen Änderungen im deutschen Kinder- und Jugendhilfegesetz im Jahr 2021 formulieren den Auftrag an die Fachpraxis, dass zumindest professionelle Beziehungen über das Ende der stationären Erziehungshilfen hinaus aufrechterhalten werden, wie z. B. die Rückkehroption in stationäre Hilfen, die Verantwortlichkeit des öffentlichen Jugendhilfeträgers für Anschlusshilfen oder auch das Recht auf eine Nachbetreuung. Diese Aspekte – werden sie in der Fachpraxis ernst genommen und umgesetzt – wären ein wichtiger Schritt in der Sicherung von Beziehungskontinuität.

Um die Beziehungsquantitäten und -qualitäten, aber auch die mit den Hilfen einhergehenden Beziehungsabbrüche und -transformationen der jungen Menschen im Leaving Care und im späteren Lebensverlauf nachzeichnen zu können, werden außerdem Langzeitstudien benötigt. Eine solche Studie mit dem Titel „Care Leaver Statistics“ (CLS) wird aktuell in einer Zusammenarbeit zwischen dem Deutschen Jugendinstitut e. V. (DJI), der Gesellschaft für innovative Sozialforschung und Sozialplanung (GISS), der Internationalen Gesellschaft für erzieherische Hilfen (IGfH) und der Stiftung Universität Hildesheim für zehn Jahre durchgeführt (weitere Informationen unter: www.cls-studie.de).

Mit Blick auf persönliche Beziehungen zur Familie und zu anderen wichtigen Personen der jungen Menschen muss zudem das Hilfeziel „Selbstständigkeit“ umgedeutet bzw. erweitert werden. Es geht nicht lediglich um das Erlernen alltagspraktischer Fähigkeit, sondern um den Auf- und Ausbau eines sozialen Netzwerks zur Sicherung der selbstbestimmten Lebensführung der Care Leaver_innen. So ist es erforderlich, dass die sozialen Beziehungen in ihren unterschiedlichen Funktionen (emotionale, praktische, informative Unterstützung) (Weinhold & Nestmann, 2012) fokussiert werden, damit sich das Hilfesystem nicht zu einem exklusiven Beziehungsgefüge für junge Menschen in Wohngruppen und Pflegefamilien macht, sich dann aber einem weiteren Beziehungsangebot bzw. der weiteren Förderung von Beziehungen bei der Beendigung stationärer Hilfen

entzieht. Somit wird dem Verständnis gefolgt, dass der Übergang aus den Hilfen ins Erwachsenenleben als ein Übergang im Kontext von sozialen Beziehungen verstanden wird (Mendes & Moslehuddin, 2006). Letztendlich wird damit auch die Nachhaltigkeit von stationären Hilfen besser gesichert, denn mit einem stabilen sozialen Netzwerk sind Risiken minimiert, dass junge Menschen auf sich alleine gestellt oder wieder auf andere staatliche Leistungen und Unterstützung angewiesen sind.

Literatur

- Adeley, N. & Jupp Kina, V. (2017). Getting behind the closed door of care leavers: Understanding the role of emotional support for young people leaving care. *Child and Family Social Work* 22, 97–105. <https://doi.org/10.1111/cfs.12203>
- Appleton, P., Hung, I. & Barratt, C. (2021). Internal conversations, self-reliance and social support in emerging adults transitioning from out-of-home care. An interpretative phenomenological study. *Clinical Child Psychology and Psychiatry*, 26(3), 882–893. <https://doi.org/10.1177/13591045211005827>
- Böhnisch, L. (2018). *Lebensbewältigung. Ein Konzept für die Soziale Arbeit*. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Böwer, M. & Teuber, K. (2018). Leaving Care und Handlungsbefähigung. *Sozialmagazin*, 7–8, 70–77.
- Bryderup, I. M. & Trentel, M. Q. (2013). The importance of social relationships for young people from a public care background. *European Journal of Social Work*, 16:1, 37–54. <https://dx.doi.org/10.1080/13691457.2012.749219>
- Bundesjugendkuratorium (BJK) (2020). *Junge Erwachsene – Soziale Teilhabe ermöglichen! Stellungnahme des Bundesjugendkuratoriums*. München.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2017). 15. *Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland*. Berlin.
- Collins, M. E., Spencer, R. & Ward, R. (2010). Supporting Youth in the Transition from Foster Care: Formal and Informal Connections. *Child Welfare*, 89(1), 125–143.
- Dinisman, T. (2016). Life satisfaction in the transition from care to adulthood: The contribution of readiness to leave care and social support. *Child and Family Social Work*, 21, 401–411. <https://doi.org/10.1111/cfs.12156>
- Dittmann, A. & Schäfer, D. (2019). *Zusammenarbeit mit Eltern in der Pflegekinderhilfe. Zum Anspruch auf Beratung und Unterstützung. Expertise für das Dialogforum Pflegekinderhilfe*. Frankfurt am Main: IGfH-Eigenverlag.
- Ehlke, C. (2020a). *Care Leaver aus Pflegefamilien. Die Bewältigung des Übergangs aus der Vollzeitpflege in ein eigenverantwortliches Leben aus Sicht der jungen Menschen*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Ehlke, C. (2020b). Care Leaver aus Pflegefamilien. Soziale Beziehungen und Zugehörigkeiten im Übergang aus Pflegefamilien ins Erwachsenenleben. *Sozial Extra*, 44(3), 163–166.

- Ehlke, C. & Schröer, W. (2020). Neue Entwicklungen in der Pflegekinderhilfe. Aktuelle Diskurse in Wissenschaft und Fachpraxis der Vollzeitpflege. *Sozial Extra*, 44(3), 148–150.
- Ehlke, C., Sievers, B. & Thomas, S. (2022). *Werkbuch Leaving Care. Verlässliche Infrastrukturen im Übergang aus stationären Erziehungshilfen ins Erwachsenenleben*. Frankfurt am Main: IGfH-Eigenverlag.
- Eßer, F. & Köngeter, S. (2012). Doing Family in der Heimerziehung. Familialität als professionelle Deutungsressource. *Sozial Extra*, 36(7/8), 37–40.
- Faltermeier, J. & Schäfer, A. (2017). Care Leaver: Junge Erwachsene nach der Heimerziehung – Lebenssituation und Unterstützungsbedarfe. In *Nachrichtendienst Deutscher Verein*, 5, 210–215.
- Frimpong-Manso, K. (2017). The social support networks of care leavers from a children's village in Ghana: formal and informal supports. *Child and Family Social Work* 22, 195–202. <https://doi.org/10.1111/cfs.12218>
- Gahleitner, S. B. (2017). *Soziale Arbeit als Beziehungsprofession. Bindung, Beziehung und Einbettung professionell ermöglichen*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Greeson, J. K., Thompson, A. E., Ali, S. & Wenger, R. S. (2015). It's good to know that you got somebody that's not going anywhere: Attitudes and beliefs of older youth in foster care about child welfare-based natural mentoring. *Children and Youth Services Review*, 48, 140–149. <https://doi.org/10.1016/j.childyouth.2014.12.015>
- Jurczyk, K. (Hrsg.). (2020). *Doing und Undoing Family. Konzeptionelle und empirische Entwicklungen*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Leitner, S., Loch, U. & Sting, S. (unter Mitarbeit von Schrabec, R.) (2011). *Geschwister in der Fremdunterbringung. Fallkonstruktionen von Geschwisterbeziehungen in SOS-Kinderdörfern aus der Sicht von Kindern und Jugendlichen* (Soziale Arbeit – Social Issue, 14). Wien: Lit.-Verlag.
- Lenz, K. & Nestmann, F. (2009). Persönliche Beziehungen. Eine Einleitung. In K. Lenz. & F. Nestmann (Hrsg.), *Handbuch Persönliche Beziehungen* (S. 9–25). Weinheim und München: Juventa.
- Marion, É., Paulsen, V. & Goyette, M. (2017). Relationships Matter: Understanding the Role and Impact of Social Networks at the Edge of Transition to Adulthood from Care. *Child and Adolescent Social Work Journal*, 34, 573–582. <https://doi.org/10.1007/s10560-017-0494-4>
- Mendes, P., Johnson, G. & Moslehuddin, B. (2011). Young People Transitioning Out-of-home Care and Relationships with Family of Origin. An Examination of Three Recent Australian Studies. *Child Care in Practice*, 18(4), 357–370. <https://doi.org/10.1080/13575279.2012.713849>
- Mendes, P. & Moslehuddin, B. (2006). From dependence to interdependence: towards better outcomes for young people leaving state care. *Child Abuse Review*, 15(2), 110–126. <https://doi.org/10.1002/car.932>
- Mendes, P. & Purtell, J. (2020). Relationship-based Models for Supporting Young People Transitioning from Out-of-home Care: Two Case Studies from Victoria, Australia. *Institutionalized Children Explorations and Beyond*, 8(1), 1–13. <https://doi.org/10.1177/2349300320967179>
- Moos, M. (2022). Unterstützung von Eltern fremduntergebrachter Kinder. In J. Faltermeier, N. Knuth & R. Stork (Hrsg.), *Handbuch Eltern in den Hilfen zur Erziehung* (S. 382–397). Weinheim: Beltz Juventa.

- Moos, M. & Schmutz, E. (2012). *Praxishandbuch Zusammenarbeit mit Eltern in der Heimerziehung. Ergebnisse des Projekts „Heimerziehung als familienunterstützende Hilfe“*. Mainz: Eigenverlag des Instituts für Sozialpädagogische Forschung Mainz (ism).
- Petri, C. (2014). *Durch Höhen und Tiefen. Geschwisterbeziehungen im Kontext der Fremdunterbringung* (ZPE-Schriftenreihe, 34). Siegen: Universitätsverlag Siegen.
- Rätz, R. (2017). Beziehung ist alles – aber nicht nur! Das Zusammenspiel zwischen (sozial)pädagogischer Beziehung und sozialem Ort als Bedingung gelingender Erziehungshilfen. *Forum Erziehungshilfen*, 23(3), 137–141.
- Reimer, D. & Petri, C. (2017). *Wie gut entwickeln sich Pflegekinder? Eine Longitudinalstudie*. Siegen: Universitätsverlag Siegen.
- Rogge, F. (2020). *Gesundheit und Wohlbefinden im Übergang ins Erwachsenenalter. Eine triangulative Untersuchung über gelingendes Erwachsenwerden und die Bedeutung von sozialen Beziehungen*. Wiesbaden: Springer.
- Scheffold, W. (2022). Die Hilfebiografie der Mutter – Entfremdung als System. In J. Faltermeier, N. Knuth & R. Stork (Hrsg.), *Handbuch Eltern in den Hilfen zur Erziehung* (S. 16–34). Weinheim: Beltz Juventa.
- Scheiwe, K., Schröer, W., Wapler, F. & Wrase, M. (2021). Die Stärkung eigener Rechte im Kinder- und Jugendhilferecht. In K. Scheiwe, W. Schröer, F. Wapler & M. Wrase (Hrsg.), *Der Rechtsstatus junger Menschen im Kinder- und Jugendhilferecht* (Band 2, S. 69–88). Baden-Baden: Nomos.
- Schuster, B. H., Kuhn, H. P. & Uhlendorff, H. (2005). *Entwicklung in sozialen Beziehungen. Heranwachsende in ihrer Auseinandersetzung mit Familie, Freunden und Gesellschaft*. Oldenbourg: De Gruyter.
- Sievers, B., Thomas, S. & Zeller, M. (2018). *Jugendhilfe – und dann? Zur Gestaltung der Übergänge junger Erwachsener aus stationären Erziehungshilfen: Ein Arbeitsbuch*. (2. Aufl.). Frankfurt am Main: IGfH-Eigenverlag.
- Smith, W. B. (2011). *Youth Leaving Foster Care. A Developmental Relationship-Based Approach to Practice*. Oxford: University Press. <https://doi.org/10.1093/acprof:oso/9780195375596.001.0001>
- Sting, S. & Groinig, M. (2020). Care Leaver und Familie. In J. Earius & A. Schierbaum (Hrsg.), *Handbuch Familie* (S. 1–19). Wiesbaden: Springer.
- Theile, M. (2020). *Soziale Netzwerke von Jugendlichen und jungen Volljährigen im Übergang aus der Heimerziehung*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Thomas, S. (2021). Care Leaver. In R.-C. Amthor, B. Goldberg, P. Hansbauer, B. Landes & T. Wintergeist (Hrsg.), *Kreft | Mielenz. Wörterbuch Soziale Arbeit*. (9. Aufl., S. 170–172). Weinheim: Beltz Juventa.
- Thomas, S. & Ehlke, C. (2022). Care Leaver und ihre Eltern – (k)ein Thema im Übergang? In J. Faltermeier, N. Knuth & R. Stork (Hrsg.), *Handbuch Eltern in den Hilfen zur Erziehung* (S. 123–139). Weinheim: Beltz Juventa.
- Törrönen, M., Munn-Giddings, C., Gavriel, C., O'Brien, N. & Young Peer Researchers (2018). *Reciprocal emotional relationships. Experiences of stability of young adults leaving care*. Helsinki: University of Helsinki. <https://blogs.helsinki.fi/reciprocalencounters-youngadultsleavingcare/files/2018/09/Reciprocal-Emotional-Relationships-260918.pdf> [08.01.2023].
- Van Santen, E., Pluto, L. & Peuker, C. (2019). *Pflegekinderhilfe – Situation und Perspektiven. Empirische Befunde zu Strukturen, Aufgabenwahrnehmung sowie Inanspruchnahme*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

- Weinhold, K. & Nestmann, F. (2012). Soziale Netzwerke und soziale Unterstützung in Übergängen. In S. B. Gahleitner & G. Hahn (Hrsg.), *Übergänge gestalten, Lebenskrisen begleiten* (2. Aufl., S. 52–67). Bonn: Psychiatrie-Verlag.
- Wolf, K. (2014). Sind Pflegefamilien Familien oder Organisationen? In A. Kuhls, J. Glaum & W. Schröder (Hrsg.), *Pflegekinderhilfe im Aufbruch. Aktuelle Entwicklungen und neue Herausforderungen in der Vollzeitpflege* (S. 74–91). Weinheim: Beltz Juventa.
- Zukunftsforum Heimerziehung (2021). *Zukunftsimpulse für die „Heimerziehung“*. Eine nachhaltige Infrastruktur mit jungen Menschen gestalten! Frankfurt am Main: IGfH-Eigenverlag.

Perceived Challenges and Related Coping Styles Developed by Mentors in Formal Youth Mentoring Relationships

Abstract: This paper discusses the characteristics of coping styles that are developed to deal with perceived mentoring challenges during mentors' experiences in formal youth mentoring bonds. Data is drawn from an extensive study on mentoring relational processes conducted in the Czech youth mentoring programme Big Brothers Big Sisters/Pět P between 2010 and 2017. In-depth semi-structured interviews with ten mentoring matches were conducted three times over one year of mentoring involvement. Qualitative Interpretive Phenomenological Analysis (IPA) focused on mentors' experiences and perceptions when occupying a mentoring role, and the subsequent relational characteristics and dynamics of the ten mentoring bonds. The reported results contribute to the theory on formal and natural mentoring relationships in a child-and-youth-centred perspective and address gaps in the knowledge on good evidence-based practice in formal youth mentoring interventions.

Keywords: Youth mentoring, quality in mentoring interventions, mentor experience, mentor approach, autonomy support

1. Introduction

Mentoring relationships are developmental intergenerational bonds between children or youth (mentees) and their significant non-parental adults (mentors). Mentoring is commonly defined as an asymmetrical, yet reciprocal, at-will relationship in which the mentors share their knowledge and experience with the mentees and support the mentees' optimal development and well-being (Rhodes, 2005). The principles of natural mentoring are implemented in youth mentoring interventions, programmes and social services for children and young people in different target groups. Formal mentoring relationships aim to contribute to positive behavioural, relational and academic outcomes in young people (Raposa et al., 2019; Dubois & Keller, 2017; McQuillin et al., 2013). Although empirical evidence supports the thesis that mentoring programmes are effective across a range of developmental outcomes, meta-analyses of mentoring programmes have

consistently shown that the positive effects of formal mentoring are typically only minor, or even lacking (Christensen et al., 2020; Raposa et al., 2019; Herrera et al., 2013; DuBois et al., 2011). Indeed, formal mentoring bonds have been identified in the research as having different resulting qualities and benefits for recipients than developmental and prescriptive bonds (Morrow and Styles, 1995; Brumovská & Malkova, 2010; Karcher et al., 2010; Brady & Brumovská, 2017). This paper argues that the quality of the mentoring relationship is a critical component of formal youth mentoring programmes and their benefits for mentees (Chesmore et al., 2017; Pryce & Keller, 2012).

The literature argues that the mentor's approach to the relationship and interactions with mentees is a crucial feature that impacts the relational dynamics and quality (Raposa et al., 2016; Brumovská, 2017). Individual features identified in mentors' approach, such as mentors' attitudes (Karcher et al., 2010), their unrealistic expectations concerning the time and nature of the relationship and the mentoring role (Grossman and Rhodes, 2002; Spencer, 2007b), perceived discrepancies between the role mentors expected and the role they experienced (Madia and Lutz, 2004), their perceived self-efficacy, and their positive a priori motivation (Spencer et al., 2017, Karcher et al., 2005) affected the relational characteristics and dynamics, and the level of benefits received by mentees, and thus impacted on the resulted effects of the mentoring intervention.

Positively perceived mentors were identified as playing a semi-parental role in which they functioned as role models for their protégés (Dallos and Comley-Ross, 2005). Mentors were described by mentees as surprisingly interesting and kind from their first impressions, as overcoming mentees' negative expectations quickly, and as accepting mentees on their terms and valuing and empowering their capabilities and abilities. The latter trait was received positively by mentees as giving them a sense of being valuable and significant people. An empathetic, youth-centred approach was experienced as mentors sensitively understanding the mentees and their personality, character, interests and needs (Spencer, 2006; Thomson & Zand, 2010).

In terms of relational dynamics, young people specifically valued experiences of trust, control, reciprocity, fun and sharing as elements of mentoring bonds (Spencer and Liang, 2009). Mentors were also perceived as honest in their advice and as reliable, available, respectful and engaged in the relationship. Mentors supported young people by listening to their concerns and offering validation, feedback, suggestions and acceptance (Dallos and Comley-Ross, 2005; Spencer and Liang, 2009). Companionship and collaboration were ways in which mentors offered encouragement and practi-

cal, instrumental support on the secure basis of the relationship (Spencer, 2006). Reciprocity was experienced as a simple form of exchange that fostered mentees' self-respect and made mentoring experiences positive. Mentors' ability to listen and respond with honesty, offering genuine feedback and opinions without passing judgement on the mentees for their decisions, made the emotional support they provided beneficial (Dallos and Comley-Ross, 2005). Negotiation over shared activities and experiencing the "fun factor" while generally enjoying activities were associated with a positive mentoring bond (Spencer and Liang, 2009). As a result, mentees experienced trust and mutual openness and believed that mentors cared for them, understood them and knew them.

On the other hand, formal youth mentoring relationships can impose risks on its recipients; vulnerable children and young people. Morrow and Styles (1995) identified Prescriptive formal mentoring bonds with the features of a risky mentoring approach. In these helping relationships, youths did not have a voice in determining the types of mentoring activities, while the mentors primarily intended to fulfil the goals they set: they pushed children to achieve, did not pay attention to their needs, and were not alert to their personalities and wishes. The children tended to withdraw and terminate their involvement prematurely. Colley (2003) discussed how mentors in the British empowering mentoring programme were judgemental and prescriptive to young people in their approach, rather than empowering. Spencer (2007b) identified the risk factors that reduced the quality of mentoring bonds. Rhodes et al. (2009) discussed the ethical issues of formal mentoring and its risks in rather general terms, igniting the discussion on mentoring ethics.

Nevertheless, as reflected in the literature review, the knowledge on formal mentoring principles still presents gaps regarding relational characteristics and dynamics. For instance, none of the studies in the field explored how mentors perceived mentoring challenges and subsequently coped with them from an early stage, or how their approach when dealing with perceived mentoring challenges subsequently impacted the relational dynamics and quality of the formal mentoring bond.

This paper aims to show what mentors perceived as challenging about their mentoring role and their mentees; and how mentors coped with the challenges they perceived in children's behaviour while building the mentoring bond, addressing the questions: 1. What are the perceived challenges in the mentoring role identified by mentors in formal youth mentoring relationships? 2. What style did mentors develop and apply to cope with perceived challenges?

1.1 Methodology

This paper reports partial results of an extensive longitudinal, qualitative tracking study on the relational features of mentoring with in-depth phenomenological interviews (Kvale, 1996) and IPA (interpretative phenomenological analysis). The QSR NVivo 10 software was used to examine how mentors make sense of their experiences in formal youth mentoring relationships over one year of their involvement (Smith et al., 2009).

1.2 Research design

The fieldwork took place in two mentoring affiliates of the Big Brothers Big Sisters CZ/Pět P (BBBS CZ) mentoring programme in the Czech Republic in urban settings between 2010 and 2012. At the time, the BBBS CZ programme operated through 20 affiliates. BBBS CZ recruited, trained, matched, and supervised mentoring matches in line with Big Brothers Big Sisters International standards of practice. All new mentoring matches, comprising volunteers, children, and parents, agreed to participate in the programme for at least ten continuous months.

The research study was explained to all newly trained mentors (potential participants) in autumn 2010 through oral presentations and information sheets. Participants provided written consent. Caseworkers informed newly matched parents and children about the research study via verbal presentations and written information sheets. Out of all potential participants, 10 mentoring matches comprising volunteers, children and youth and their parents agreed to take part in the study interviews over the next 12 months of their involvement and were selected purposively as participants¹.

1.3 Research sample

There were 10 volunteer mentors (8 female, 2 male): high-school students (1), college students (4), or employed (5), all between 18 and 28 years of age. The 10 mentees were six girls and four boys between 6 and 15 years of age;

1 Due to its idiographic focus, the IPA approach explores similarities and differences in people's experiences of phenomena, comparing cases in detail. It thus aims to find a relatively small and homogeneous sample (Smith et al., 2012). The sample was homogeneous in that all the research participants had experienced mentoring in the BBBS CZ programme, though in different roles.

all were Caucasian and of Czech origin. Professionals identified them as children with various additional needs who could benefit from mentoring support. They had socio-economically disadvantaged backgrounds, were in institutional care, were diagnosed with ADHD, had health difficulties, or experienced issues of exclusion from their peers, such as bullying at school. They were referred to the BBBS CZ services by school psychologists, educational support workers, GPs, special pedagogues, or psychiatrists.

1.4 Data collection method

In-depth semi-structured interviews lasting 20–75 minutes were conducted with 10 mentors and mentees² during the first month and after 5 and 8 months of the mentoring experience. The first round explored their initial motivations for taking part, their expectations, understanding of the roles, and initial experiences, and their perceptions of mentoring relationships. The second and third interviews explored their reflections on their involvement, experiences, perceived satisfaction and benefits, the mentors' approach to children, and relational dynamics. Ten parents/carers were interviewed twice: once during the first month and once after 8 months. Parents reflected on their experiences with the programme, their perceptions of their child's mentor, and the perceived satisfaction and benefits for the children.

Three caseworkers from the two branches of BBBS who regularly supervised the tracked matches provided further information once a month over the period of 12 months that helped us contextualise the matches from the programme's perspective. Together, the data collection process yielded 30

2 Interviews with 10 mentees were conducted at the same time as the mentors' interviews, examining the mentees' experiences of the mentoring meetings and their perception of the mentors. Interviews with children and young people – respondents who ranged between 6 and 15 years of age – were adjusted based on a child-and-youth-centred approach to interviewing, using play or arts-based methods associated with mentors and mentoring experiences. They talked on the interview topics during the play activity. Arts-based tools were also used to introduce the theme of mentoring experiences, e.g., children drew and told stories about their mentors based on a picture of a mentor. These interviews were part of the case studies analysis in the earliest stages of IPA analysis. The results of these interviews are implicitly present in the research results in the overview on the relational processes and interactions, as presented in the research results. This paper, however, reports on the data on the mentors' interviews only.

interviews with 10 mentors, 30 with 10 children, 24 with parents, and 6 interviews with 3 caseworkers from BBBS CZ.

1.5 Data analysis

The data analysis process followed the iterative cycles of IPA as described by Smith et al. (2009). This process began by listening to the recordings and verbatim transcriptions and anonymising all the interviews. It proceeded with careful inductive analysis of each of the 10 cases (consisting of the 10 participating mentoring matches) before moving on to cross-case comparison and the refinement of those themes in mentors' experiences (interviews) that were relevant to the research question. The QSR NVivo 10 analytical software was used for the analysis. This process is schematically outlined in Figure 1 below:

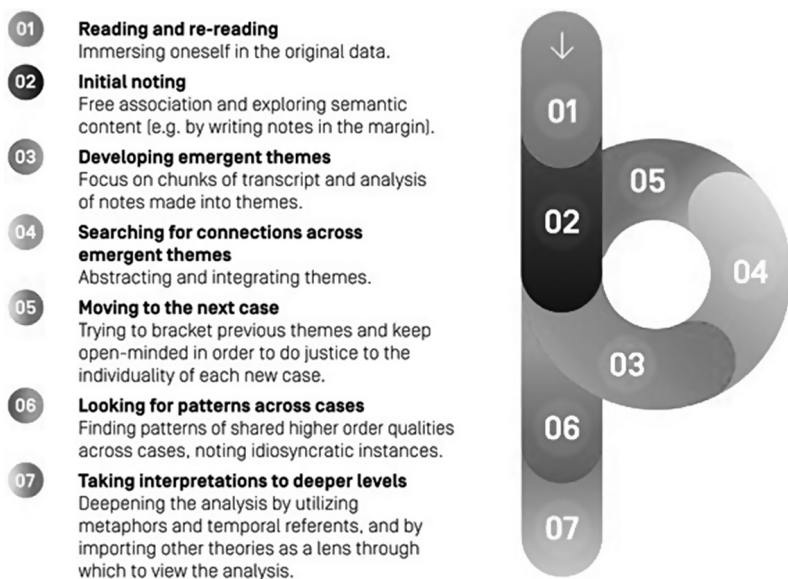


Figure 1 – The Seven Steps Of IPA Data Analysis (by Charlick, McKellar, Fielder & Pincombe, 2015; adapted from Smith et al., 2009)

At the final stages (points 5, 6 and 7), the data for further analysis were reduced to the mentors' experiences and perspectives in the mentoring role only. As a result, ten themes were identified from mentors' experiences and perspectives that were common to all mentoring relationships, and these were further compared between cases. Two types of mentoring relation-

ships with similar shared experiences and related relational characteristics and dynamics were reported in detail as the study results. The results were discussed from the perspective of Self-Determination Theory (SDT, Ryan and Deci, 1985) as autonomy-controlling and autonomy-supportive mentoring relationships (Ryan & Solky, 1996; Weinstein & Ryan, 2010).

1.6 Results of the study

This paper compares the themes of 1. Perceived mentoring challenges in mentors' experience, and 2. Style of coping with the perceived challenges, by mentors' approach to children. The reported themes are further compared between mentors with 1. Initial controlling motivations (hereafter CMs) and 2. Initial autonomous motivations (hereafter AMs) (Brumovská & Brady, 2021).

The results identified 1. perceived challenges in the mentoring role and 2. features in mentors' limit-setting styles when coping with perceived challenging behaviour in mentees, encountered in the mentoring interactions.

The developed styles of coping with the perceived challenges differed depending on the initial CM (n=6) or AM (n=4) for taking part in the mentoring.

2. Perceived mentoring challenges

All mentors found it challenging to seek the children's acceptance in the relationship while at the same time wanting to feel secure and comfortable in the mentoring role. They described their experiences of mentoring challenges as follows:

2.1 Challenge when negotiating children's behaviour: negative expectations or acceptance of mentee's character & behaviour

All mentors were informed in brief about the future mentees' profiles by the mentoring programme. Following that, they reflected the challenges in children perceived both, while working with children or as challenges in children's profiles that referred them to the mentoring programme. The first

identified challenge of the mentoring role thus concerned the mentors' expectations regarding the children's character or behaviour.

Three mentors with initial CMs formed negative or concrete expectations about the mentees and their behaviour before the mentoring meetings started, based upon the information they received about the mentees and their background from caseworkers.

L: They told me she likes to keep things that she doesn't own because she just likes them ... she would not take anything in a shop but here (place specified) where she feels safe she might just take something and keep it. So, I think we will come across that at some point. (Luisa, January 2011).

At the same time, they had to cope with the challenging emotions arising from the discrepancy between their expectations and their actual different and/or positive experiences of children in the first mentoring meetings:

M: Firstly, I was worried as I was told before I met her that she lived in a special children's institution ... so I was quite worried about what kind of a kid she is, what kind of issues she might have but I realised that she was grand, she had friends, and I didn't see any issue with her at first sight ... (Marta, February 2011).

The discrepancy between mentors' expectations and the different lived experience of the mentoring meetings with the mentee subsequently presented another challenge for the mentors to cope with from the outset of the mentoring meetings:

M: she is well-behaved, brought up well ... she has a similar world perspective, she is compassionate I thought she would be like ... lack the basic rules. But I see that she has a sense of morality. She does not cheat; she would never steal anything ... it looks like she is from an uncomplicated family but she's not because she's here (in the programme). It is quite a contradiction for me. I don't know what to think of it (Marta, February 2011).

On the other hand, mentors with initial AMs similarly had to cope with the mentees' challenging behaviour. For instance, they described it as a challenge to cope with children's lack of interest during mentoring meetings and search for mutuality in mentoring interactions:

T: once or twice when I picked him up at school, we walked together, and he was quiet so I asked him what's the matter and he replied nothing and then he started to talk ...

R: ... and is there something he wouldn't share with you?

T: well ... sometimes he's not very keen on doing anything ... I can suggest ten different options on what we could do together, and he doesn't agree with anything and says no to everything and just wants to go home ... so these are probably the only ones (challenges) but nothing major, anyway

(Tina, December 2011)

Nevertheless, autonomously motivated mentors did not feel discouraged, confused, frustrated, challenged, tense, demotivated, or offended by the expressions of children's challenging behaviour. Instead, they understood these features to be part of the child's nature and accepted them. As such, they responded to this kind of children's behaviour with empathy and understanding:

T: he is this way sometimes when he doesn't feel like talking, he expresses himself with this that he doesn't talk much, and when I ask him, he replies in one word or not at all ... but I think I know when he's this way and it's not often, anyway ...

(Tina, June 2011)

In general, mentors with initial AMs recognised mentoring challenges in advance of the mentoring meetings. At the same time, they reflected on their skills for the mentoring role, and their intention to develop a mentoring role congruent with these skills to feel comfortable, even when it was necessary to limit mentees' challenging behaviour.

For instance, Ivan perceived that being authentic as well as accepting mentees and their behaviour was essential for coping with the perceived challenges in the child's behaviour,

I: I chose the programme (BBBS) because there's nothing to fail ... because your aim is just to be yourself, to be a good friend for the child so you don't have to pretend anything, you don't need any special skills ... it is a very usual kind of work based on one-to-one (interactions), so it's easy ... you are as you are ... and that's the best thing (you can do) ... (Ivan, January 2011)

2.2 Challenge in negotiation of relational boundaries: loose or secure emotional bond

Two mentors with initial CMs and two mentors with initial AMs identified a challenge in establishing emotional boundaries in the relationship that would be beneficial for the child and comfortable for mentors.

Mentors with CMs described how they were challenged by the intense emotional experiences in relationships with children. For instance, Viki experienced the challenge of extreme emotional openness by her mentee during the first mentoring meeting. On the one hand, she appreciated and felt flattered that the child entrusted her and shared his issues. At the same time, she felt overwhelmed by the intensity and timing of his emotional openness in the mentoring bond. She felt that this openness was potentially unhealthy for both the mentee and herself:

V: ... He started to be open on the very first meeting we had ... I didn't expect he would be so open on the very first meeting ... that he would tell me that so early ... I wanted to leave it for later when we knew each other better ... but I am happy for it because I am pleased he did it, and I know that he can be open with me with other issues as well, he will know I accept him, and he can tell me things (Viki, January 2011)

Similarly, Kveta's relationship was also challenging in terms of negotiating the emotional boundaries from the outset of the mentoring meetings. The child expressed initial emotional openness and intense attachment, which Kveta tolerated and even reinforced in a close emotional interaction without setting limits. She argued that the child needed her in this mentoring bond she supported and considered beneficial for the mentee. At the same time, she spoke of her worries that the child could become emotionally too close and dependent:

K: I was worried in the beginning ... that she could be bonded with me too closely and act like I was her foster mother ... we arranged the meetings within a short period ... we chatted together, and the personal contact has been much closer between us, she needs to cuddle, she needs to stroke, she initiates it on her own ... you could see that they don't receive enough love and care from their mums ... (Květa, January 2011)

Despite the emotional challenge they reflected upon, neither Viki nor Kveta intended to actively set relational boundaries with clear limits for their mentees. Instead, the discrepancy between the description of the mentors' experience (overwhelming) and their interpretation of these events (it was good it happened) is evident from the outset of the involvement. It is the beginning of the dynamics that developed further (cf. Brumovská, 2017).

Like controlling mentors, autonomously motivated mentors were challenged by the need to establish secure relational boundaries to combat uncomfortable feelings they perceived and recognised in the mentoring role. Contrary to mentors with CMs, however, autonomously motivated mentors described the experience of challenges in relational boundaries connected to their initial AMs to enjoy the mentoring experiences with their mentees; their reflection and recognition of the limits in their mentoring skills; and conscious acceptance of responsibility for coping with the perceived mentoring challenge actively, using the mentoring competencies they consciously 'owned'. Subsequently, they reflected on and acknowledged their active mentoring skill of coping with the identified mentoring challenge – and felt competent to cope with it. Importantly, this process occurred before the meetings with children started, during the mentors' initial training.

For instance, Sára mentioned that the challenges she perceived were like those of controlling mentors. However, she explained how she coped with the challenges by actively reflecting on her mentoring skills, actively employing her responsibility to develop authentic communication with the child and inform her mentee about her boundaries in the mentoring bond. Importantly, she found and accepted her limits in the mentoring role following her active contemplation of the perceived mentoring challenge:

S: ... I had worries whether ... he could become very dependent on me ... and I would have issues finishing the relationship ... also the challenge could be if he'd gone too hyper to set up control over him so he wouldn't be too much ...

... and it was essential for me to admit that I don't have to do everything the child wants from me ... it was a ground-breaking point for me to realise it, that just telling him: "Don't do this because ... I don't like it" ... to realise that it is up to me to find my boundaries and admit to myself what is OK and what is not OK and then make him feel that too somehow I think it is kind of my own responsibility ... I don't do everything the other person wants me to do but find some kind of my limits and just give it to him too ... and I feel I am easy with it now.

(Sára, January 2011)

Similarly, Nina described how she identified a challenge of establishing secure relational boundaries; she worried that she could become overprotective of her new mentee. At the same time, as she actively reflected on her mentoring skills and limits, she concluded that, as a mentor, she could only be suited to a child without the issues that triggered her overprotective approach. Thus, she accepted the responsibility to actively resolve her perceived mentoring challenge by finding and articulating her boundaries in the mentoring role during the matching with her future mentee. Subsequently, she had positive expectations about her future mentoring role:

N: I probably went into it quite light-heartedly ... but when I heard the cases of clients, their background and their issues ... I realised I would probably feel very sorry for them, everything they had to experience and stuff ... so I was bit worried that if I got such a child ... I think it would be evident in my approach to them in a way ... I would probably tend to be overprotective of them ... but it didn't scare me ... instead I became more curious and started to think about it more ...

(Nina, December 2011)

2.3 Challenge of negotiation of responsibility: self-sacrifice or authentic approach in the mentoring role

Mentors were challenged by how to negotiate the perceived responsibility in the mentoring role in a way that would be beneficial for the child and at the same time enjoyable for mentors. Again, they differed according to their initial motivations in the way they dealt with their perceived responsibility in the role. Mentors with initial CMs encountered and dealt with the perceived challenge in their interactions with children, whereas mentors with AMs identified, reflected, and resolved perceived challenges in line with the mentoring skills they felt competent with in advance of the mentoring meetings.

Two mentors with initial CMs described their acceptance of children in terms of initial positive involvement and emotional availability for the meetings with the children, while they were willing to include activities of the mentees' choice to foster enjoyment. Nevertheless, as they felt responsible for mentees' needs and well-being, they expressed the challenging feelings of the sacrifice of their enjoyment they perceived as necessary to meet the mentee's needs. To fulfil their perceived role responsibly and be helpful to the mentee, they thought they needed to sacrifice the enjoyment of their mentoring role:

M: ... he wants to go to see the hockey which I don't particularly fancy but would put up with it for him for sure ... and as I promised that we will do arts & crafts with the candlesticks ... I wouldn't cancel the meeting even if I felt very sick now ...

(Matylda, January 2011)

Mentors with initial AMs also found their responsibility for the child a challenging part of the relationship as they felt it could limit their authenticity and enjoyment in the mentoring role, or they were worried about their ability to cope with their responsibility for the child. However, they described how they balanced their responsibility in the mentoring role with the recognition that finding mutual enjoyment in the friendly relationship was a natural part of the mentoring bond and thus a goal of their approach following their initial AMs:

S: I initially thought that a volunteer is supposed to direct the child ... that a mentor supports the family if it is not working ... so I would be bringing the child up ... however, I realised that it is much less responsible ... I am not his mum, and we can have fun together ... he'd be my friend like anyone else ...

(Sara, June 2011)

3. Coping with perceived mentoring challenges

Mentors differed significantly in the way they coped with challenges depending on the two identified types of motivation.

3.1 Coping with control of children's autonomy and behaviour: implicit expectations regarding mentees' behaviour

Mentors with initial CMs created implicit high expectations but did not communicate them clearly to mentees. This approach to perceived challenges in the child's behaviour subsequently led to frustration in the mentoring role and dissatisfaction with the mentoring relationship (cf. Bru-movská, 2017).

For instance, Luisa showed how the child's manner of communication, interests, and needs clashed with her expectations of the child's behaviour and her ability to communicate her boundaries openly and authentically. As

such, the dynamics of conflict and her frustration in the mentoring role were developed from the outset:

*L: ... she says she is hungry, and she'd like to eat but she won't ask you: "Would you give me something? Would you maybe pay for me?" ... or she could ask me to lend her money even though it's clear she wouldn't pay it back ... she doesn't do this ... she just comes and says: "I am hungry" And she waits to see what will happen. Just like that ... I take it almost as blackmailing from her
(Luisa, January 2011)*

3.2 Coping with control of children's autonomy and behaviour: expectations regarding children's compliance, obedience and passivity

In the coping style of mentors with initial CMs, a link was also found between children's compliance with mentors' expectations about behaviour, on one hand, and whether mentors viewed involvement in the mentoring bond as positive and rewarding, on the other. Mentors intended to limit the repeated occurrence of the perceived mentoring challenges by expressing positive regard for mentees' obedience (cf. Deci et al., 1994). They emphasised and supported the children's compliant nature and passivity, rewarding them with positive involvement and feedback when mentees complied with their expectations:

V: I clicked with him especially because ... he's so shy ... when I first saw him sitting there kind of worried, holding back in the chair, I thought he'd be nice ... thanks to him being very appreciative, it is not necessary to kind of run around him and organise sophisticated activities to fascinate him ... I think he is rather humble, he appreciates a little ... I think he will be happy with everything I propose for the activity.

T: Did you experience any conflict between you so far?

V: No, not at all, I think something will come up like that, but he might be a conformist; he might also perceive me as being older than him ... If I said something or if we had any conflict between us, he would hold back, become quiet, and not complain. He wouldn't dare. (Viki, January 2011)

3.3 Coping with children's challenging behaviour by informative limit-setting: reflection, responsibility and resolution of challenges by supporting children's autonomy

During the challenging mentoring events, mentors with initial AMs provided information and emotional feedback on mentees' challenging behaviour, followed by offering children choices regarding the subsequent actions. Thus, they supported mentees' autonomy in regulating their challenging behaviour (cf. Ryan and Solky, 1996; Deci et al., 1994; Ryan and Deci, 1985).

Limit setting with informative and emotional feedback during challenging events

Unlike controlling mentors, autonomy-supportive mentors only limited mentees' behaviour when the challenging event occurred in the mentoring interactions. In these events, mentors offered the mentee feedback on the event and the mentors' feelings and experiences triggered by the challenging event, explaining why it was challenging for them. Importantly, they felt responsible, secure and competent to inform children about these authentic feelings, even if they felt uncomfortable. Thus, they provided important information with feedback on children's challenging behaviour (Deci et al., 1994).

For instance, Ivan mentioned his willingness to be authentic with his mentee from the outset of the meetings as his approach to setting limits on a child's challenging behaviour. He accepted responsibility for providing authentic feedback to the child while informing the mentee about what he would find challenging in the mentee's behaviour – as the event happened:

I: ... I think be honest and don't pretend anything in front of the child ... when you are bothered by something he's doing, just tell him directly or on the other hand, if you are bored with something, say it honesty ... if you don't like something that the other person's doing, he doesn't know that you don't feel OK about what he's doing, so it is helpful to tell him about it immediately and then talk about it more ...

(Ivan, January and December 2011)

Sára summarised what mentors with initial AMs had in common: the feedback they provided with their feelings and attitudes was an identified tool

that mentors consciously used to place boundaries on what they perceived as challenging about children's behaviour:

S: ... I am a different role model for him to someone he has for instance at home ... I want to let him know that these are my attitudes ... I always tell him non-directly, going more like around it than telling him directly what to do ... so I am just expressing my own opinion about things ... when he sometimes comments on some things around, I don't tend to tell him: "Don't do this". But: "I wouldn't do that because ..." and it applies to many situations ...

(Sara, June 2011)

3.4 Provision of choice

Finally, supportive mentors in general did not control children's behaviour directly, but limited it by offering options the children could choose from. Ivan summarised the attitudes of supportive mentors in setting the limits on children's behaviour when he explained that his style in controlling a child's challenging behaviour involved providing information together with the option for the child to decide whether to accept the information and thus limit their behaviour accordingly – out of an autonomous motivation that is supported with this approach:

I: ... at least verbalising it could suggest to him that it wouldn't be a good way to act ... however I alone probably have little influence on whether he takes something out of it or not ...

(Ivan, December 2011)

Sara then explained how she succeeded in practice during a mentoring interaction by limiting the child's challenging behaviour. By providing a choice for the child, she set the boundary regarding the recurring challenging event:

S: ... and (I give him a choice) when we're handling money ... he doesn't have any pocket money and I also have a limited amount I can give him ... and he tends to ... you know ... they would like to have everything when they have money for it ... so he tries ... he wants this and that ... but I tell him to choose one thing only we buy for him ... and he tries to get more but he won't get more than that ...

(Sára, December 2011)

These mentors have developed a style of setting limits regarding children's challenging behaviour that supported children's autonomy with information, emotional feedback and the provision of choice (Deci et al., 1994). The so-called informative limit-setting coping style became a core dynamic of mentoring interactions from the outset. These dynamics became the baseline of the mentoring bonds that were developed and found to be beneficial in supporting mentees' autonomy, competence and other individual needs. In addition, this style of coping was one of the features that developed secure mentoring bonds featuring quality and relational satisfaction from the outset (cf. Brumovská, 2017).

Table 1: Summary of perceived mentoring challenges and coping styles of mentors in formal youth mentoring bonds: Perceived mentoring challenges and coping styles of mentors with initial controlling and autonomous motivations.

WHO?		Mentors with Initial Controlling Motivations	Mentors with Initial Autonomous Motivations
Perceived mentoring challenge	Challenge in negotiation of children's behaviour	Negative expectations/acceptance of child's behaviour Challenge of perceived discrepancy between a-priori negative expectations about mentee's behaviour/character and actual experiences with the child in mentoring interactions.	No a priori expectations on child's negative/challenging character or behaviour
	Challenge in negotiation of relational boundaries	Loose emotional bond. Relational boundaries are set-up with loose limits/regulations for mentees.	Mentors create a secure structure in boundaries of the mentoring bond
	Challenge of negotiation of responsibility the mentoring role	Tendency to self-sacrifice and sacrifice of one's satisfaction in the mentoring role for mentee's good	Authentic approach: Open and honest reflection on one's mentoring skills Recognised and accepted limits in one's mentoring skills Accepted responsibility to inform mentees honestly in line with one's recognised mentoring skills.
Coping with mentoring challenges	Coping styles features	Control of children's behaviour with prescribed implicit relational rules and expectations on mentees	Limit setting with Informative and Emotional feedback in challenging events.
		Control of autonomy with expectations on children's compliance, obedience, and passivity.	Honest and authentic information provided to mentees on mentors' uncomfortable feelings in challenging mentoring events.
	Results of mentor's approach	Control and disempowerment of children's spontaneity and authenticity	Provision of choice with child-centered approach, led by child's interests. Facilitating children's active agency, intrinsic motivation and satisfaction in the mentoring bond.

4. Discussion and recommendations

This paper reports details of mentors' experiences, identified as relating to the themes of 1. perceived mentoring challenges during mentors' experiences, and 2. Style of coping with the perceived challenges, as developed by mentors. The styles of coping with the perceived challenges, as developed by mentors, differed depending on whether mentors had initial CMs or AMs for taking part in mentoring (Brumovská & Brady, 2021). The results for mentors of these two groups are thus compared.

The results identified 1. three perceived mentoring challenges present in the nature of the mentoring role or in mentoring interactions; 2. features in the limit-setting styles mentors adopt to cope with the challenging behaviour perceived in mentees.

The experience of mentoring challenges was common to all the tracked mentors. Mentors differed, however, in the way they coped with these challenges. The resulting features identified in mentors' styles of coping with challenging events with mentees are found to be in congruence with cognitive evaluation theory (CET theory; Deci et al., 1994). Thus, CET provides an insight into the results of this study by explaining how the way mentors cope with challenging mentoring events can either support or control mentees' motivation and autonomy in the regulation of their behaviour, and subsequent satisfaction with the mentoring bond (cf. Brumovská, 2017).

Mentors who efficiently coped with mentees' challenging behaviour addressed the perceived challenges as soon as they identified them. They reflected on and accepted their responsibility to cope with the perceived challenges congruently with the recognised mentoring skills they consciously 'owned' and felt competent with from the outset of their involvement in mentoring. They also emphasised that they had an active intention to be authentic, in line with their initial autonomous motivation (Brumovská & Brady, 2021).

Subsequently, they offered mentees honest feedback with information on their behaviour and its impact on them and their feelings. Even though this feedback could be uncomfortable, mentors were also committed to informing mentees honestly about the consequences of their actions. In addition, they provided mentees with a choice regarding reactions to this type of challenging interaction.

On the other hand, mentors with initial CMs presumed that mentees would have certain challenges and tried to set limits with implicit expectations of preventing the occurrence of the challenging events.

As a result, mentors with an informative limit-setting style supported mentees' autonomous regulation of their behaviour. On the contrary, mentors who set up implicit expectations on mentees developed relational dynamics of control over mentees' autonomy while rewarding compliance and passivity, or encouraging defiance and conflict in the mentoring bonds (Solky & Ryan, 1996; Deci et al., 1994; cf. Brumovská, 2017). This paper thus supports the argument that mentors and their approach to mentoring interactions are crucial to the quality and benefits of formal mentoring bonds (Schenk et al., 2020; Rhodes et al., 2017; Thomson & Zand, 2010; Keller & Pryce, 2010;). It revealed mentors' crucial role in applying efficient limit-setting during perceived challenges of children's behaviour encountered in mentoring interactions.

Recent progress in the field of youth mentoring has seen the development of various new mentoring schemes in the EU context, including those that primarily focus on mentors and their civic engagement, and the development of their personal and employability skills through role modelling for mentees. Following the discussion on the quality and benefits of formal youth mentoring relationships and interventions (Thomson & Zand, 2010; Bayer et al., 2015), the results of this study further suggest that the mentoring schemes should continue to focus on mentees as the primary recipients of mentoring benefits. At the same time, the benefits mentors gain by taking part in mentoring can stem from the inherent enjoyment and satisfaction they derive from the mentoring role and bond if they start volunteering with initial AMs for mentoring involvement (Brumovská & Brady, 2021) and their skills are also professionally supervised by the mentoring programme. The new mentoring schemes could thus focus on selecting mentors with initial AMs and facilitating supervision that monitors mentors' perceived mentoring efficacy, challenges and coping styles, encouraging mentoring bonds to develop with mutual relational satisfaction and related mutual benefits of the positive mentoring experience.

The results revealed the features of autonomy control in a controlling, limit-setting style of coping with perceived mentoring challenges, and related risks (Deci et al., 1994). They also revealed features of the informative limit-setting style of coping with perceived mentoring challenges that further facilitated the development of secure, high-quality mentoring bonds (cf. Brumovská, 2017). These features should be monitored and supported or mitigated accordingly during mentoring supervision and in future practice.

Prior research suggested that mentors' training, communication and the support facilitated by the mentoring scheme were significant in developing

relationship quality (DuBois et al., 2011; Kupersmidt et al., 2017; McQuillin et al., 2015; Stelter et al., 2018). This paper showed that the informative limit-setting style (Deci et al., 1994) of coping with mentees' challenging behaviour in mentoring interactions was particularly linked with features of mentors' initial autonomous motivation, willingness to honestly reflect on their mentoring skills and apply their insights with confidence during the challenging mentoring events. Supporting mentors in recognising and dealing with perceived mentoring challenges seems to be crucial to the further development and benefits of the relationships. Through specific training, mentors should be encouraged and helped to use the informative limit-setting style when coping with perceived challenges. If the professionals on the programme offer mentors support with these themes from the outset of the relationship, it will be useful good practice to develop a mentor-mentee bond with high-quality features over its span. During the supervision of formal mentors, reflection on the themes of mentoring challenges found to be common to mentors' experience – that is, accepting the mentee unconditionally without prescribed, implicit expectations; dealing with the responsibility accepted with the mentoring role, and dealing with emotional boundaries in the mentoring bond – can guide mentors towards self-reflection, awareness, honesty and authenticity in their communication, and help them develop a sense of efficacy in the mentoring role while they consciously apply their mentoring skills in the events of mentoring challenges. Continuously improving mentors' reflection, communication and relational skills will further develop their self-efficacy and minimise the risks that the autonomy-controlling mentoring approach can impose on the dynamics of the formal mentoring bonds, and on mentees as recipients of the mentoring intervention.

5. Limitations and future directions

The data of this study were collected between 2011 and 2012. The study was finished in 2017 (Brumovská, 2017). The reported data are now a decade old. This delay can mean a change in the context of similar mentoring programmes today, e. g. due to the recent experiences of a pandemic health crisis, the current war in Ukraine or new developments in the field. Nevertheless, this study addresses gaps in the literature that are still present in our knowledge on formal mentoring relationships to date. We argue that the shared themes in mentoring experiences are universal by virtue of their relational nature, and thus the theme of perceived mentoring challenges

and coping is common to all mentors' experiences. However, this theme has not been discussed in depth in the literature to date. A similar study with a qualitative in-depth longitudinal research design and focus on relational experiences and dynamics in formal youth mentoring would help identify mentoring themes in the context of the 2020s. It would compare the themes of mentoring experience reported in this study and validate whether they are shared across different contexts.

For instance, it would be beneficial for the field to research on the shared themes of relational and individual mentoring experiences across time and cultural, organisational, and social contexts to address this discussion and gaps in our knowledge in future studies.

Finally, an in-depth study on experiences of natural mentoring relationships, and how natural mentoring relationships could be further enhanced, strengthened and supported by new mentoring approaches, need to be explored in depth from a youth-centred perspective to prevent the risks of traditional formal youth mentoring schemes and better support well-being and mentoring benefits among all children and young people who can benefit from the mentoring principle.

References

- Bayer, A., Grossman, J. B., DuBois, D. L. (2015). Using volunteer mentors to improve the academic outcomes of underserved students: The role of relationship. *Journal of Community Psychology* 43 (4): 408–429.
- Brady, B. & Brumovská, T. (2017): The presence approach: Reflections on the role of empathy and 'being present' in youth mentoring relationships. Conference paper at: *Rediscovering empathy, values, relationships, and practice in a changing world*. UNESCO Child and Family Research Centre, NUI Galway, Ireland.
- Brumovská, T., Malkova, G. S. (2010). *Mentoring. Vychova k profesionalnimu dobrovolnictvi*. Monograph ISBN: 978-80-7367-772-5. Portal. Prague.
- Brumovská, T. (2017). *Initial motivation and its impact on quality and dynamics in formal youth mentoring relationships. A longitudinal qualitative phenomenological study. Doctoral dissertation*. UNESCO Child and Family Research centre, School of Political Science and Sociology, National University of Ireland, Galway. <http://hdl.handle.net/10379/7119>
- Brumovská, T. & Brady, B. (2021). *Initial motivation of mentors in formal youth mentoring relationships. Child Care in Practice*, June 2021.
- Chesmore, A. A., Weiler, L. M., & Taussig, H. N. (2017). *Mentoring relationship quality and maltreated children's coping*. *American Journal of Community Psychology*, 60(1–2): 229–24.
- Christensen K. M., Hagler M. A., Stams G. J., Raposa E. B., Burton S., Rhodes J. E. (2020). *Non-Specific versus Targeted Approaches to Youth Mentoring: A Follow-up Meta-analysis*. *Journal of Youth and Adolescence* 49(5):1–14.

- Dallos, R., & Comley-Ross, P. (2005). Young people's experience of mentoring: Building trust and attachments. *Clinical Child Psychology and Psychiatry*, 10(3): 369–383.
- Deci, E. L., Eghrari, H., Patrick, B. C., & Leone, D. (1994). Facilitating internalisation: The self-determination theory perspective. *Journal of Personality*, 62: 119–142.
- DuBois D. L., Portillo N., Rhodes J. E., Silverthorn N., Valentine J. C. (2011). How Effective Are Mentoring Programs for Youth? A Systematic Assessment of the Evidence. *Psychological Science in the Public Interest*, 12(2):57–91.
- DuBois, D. L., Keller, T. (2017). *Investigation of the Integration of Supports for Youth Thriving into a Community-Based Mentoring Program*. *Child Development*, 88(5):1480–1491.
- Grossman, J., & Rhodes, J. E. (2002). The test of time: Predictors and effects of duration in youth mentoring relationships. *American Journal of Community Psychology*, 30(2):199–219.
- Herrera, C., DuBois, D. L., & Grossman, J. B. (2013). *The role of risk: mentoring experiences and outcomes for youth with varying risk profiles*. MDRC.
- Karcher, M. J., Davidson, A., Rhodes, J. E., & Herrera, C. (2010). Pygmalion in the mentoring program: The role of peer mentors' attitudes in shaping mentee outcomes. *Applied Developmental Science*, 14: 212–227.
- Karcher, M. J., Nakkula, M. J., & Harris, J. (2005). Developmental mentoring match characteristics: Correspondence between mentor's and mentee's assessments of relationship quality. *Journal of Primary Prevention*, 26: 93–110.
- Keller, T. E. & Pryce, J. M. (2010): Mutual but unequal: Mentoring as a hybrid of familiar relationship roles. *New Directions for Youth development* 2010 (126): 33–50. Special Issue: Play, Talk, Learn: Promising Practices in Youth Mentoring. <https://doi.org/10.1002/yd.348>
- Kupersmidt, J. B., Stump, K. N., Stelter, R. L., & Rhodes, J. E. (2017). Predictors of Premature Match Closure in Youth Mentoring Relationships. *American journal of community psychology*, 59(1–2): 25–35.
- Kvale, S. (1996). *InterViews: An introduction to qualitative research interviewing*. Sage.
- Madia, B., & Lutz, C. (2004). Perceived similarity, expectations: Reality discrepancies and mentors' expressed intention to remain in Big Brothers Big Sisters programs. *Journal of Applied Social Psychology*, 34(3):598–623.
- McQuillin, S., Terry J. D., Strait S., Smith B. (2013). *Innovation in school-based mentoring: Matching the context, structure and goals of mentoring with evidence-based practices*. *Advances in School Mental Health Promotion* 6(4):280–294.
- McQuillin, S. D., Straight G. G. & Saeki, E. (2015) *Program Support and Value of Training in Mentors' Satisfaction and Anticipated Continuation of School-Based Mentoring Relationships*. *Mentoring & Tutoring: Partnership in Learning*, 23 (2): 133–148.
- Morrow, K. V., & Styles, M. B. (1995). *Building Relationships with Youth in Program Settings: A Study of Big Brothers/Big Sisters*. Public/Private Venture.
- Parra, G. R., DuBois, D. L., Neville, H. A., Pugh-Lilly, A. O., & Povinelli, N. (2002). Mentoring relationships for youth: Investigation of a process-oriented model. *Journal of Community Psychology*, 30: 367–388.
- Pryce, J., & Keller, T. E. (2012). An investigation of volunteer-student relationship trajectories within school-based youth mentoring programs. *Journal of Community Psychology*, 40 (2): 228–248.

- Raposa E. B., Rhodes J. E., Geert J., Stams J., Card N. (2019). *The Effects of Youth Mentoring Programs: A Meta-analysis of Outcome Studies*. *Journal of Youth and Adolescence*.
- Raposa, E. B., Rhodes, J. E. and Herrera, C. (2016), The Impact of Youth Risk on Mentoring Relationship Quality: Do Mentor Characteristics Matter? *American Journal of Community Psychology*, 57: 320–329.
- Rhodes, J. E. (2005). A model of youth mentoring. In D. L. DuBois & M. J. Karcher (Eds.), *Handbook of youth mentoring*. Sage.
- Rhodes, J. E., Liang, B., & Spencer, R. (2009). First do no harm: Ethical principles for youth mentoring relationships. *Professional Psychology: Research and Practice*, 40: 452–458.
- Ryan, R. M., & Deci, E. L. (1985). *Intrinsic motivation and self-determination in human behavior*. Plenum Press.
- Ryan, R. M., & Solky, J. A. (1996). What is supportive about social support? On the psychological needs for autonomy and relatedness. In G. R. Pierce, B. R. Sarason, & I. G. Sarason (Eds.), *Handbook of social support and the family* (249–267). Plenum Press.
- Smith, J. A., Flowers, P., & Larkin, M. (2009). *Interpretive phenomenological analysis: Theory, method and research*. Sage.
- Spencer, R. (2006). Understanding the mentoring process between adolescents and adults. *Youth and Society*, 37(3), 287–315.
- Spencer, R. (2007a). 'I just feel safe with him': Emotional closeness in male youth mentoring relationships. *Psychology of Men and Masculinity*, 8(3), 185–198.
- Spencer, R. (2007b). 'It's not what I expected': A qualitative study of youth mentoring relationships' failures. *Journal of Adolescent Research*, 22(4), 2–25.
- Spencer, R., & Liang, B. (2009). 'She gives me a break from the world': Formal youth mentoring relationships between adolescent girls and adult women. *The Journal of Primary Prevention*, 30(2), 109–130.
- Spencer, R., Basualdo-Delmonico, A., Walsh, J., & Drew, A. L. (2017). *Breaking up is hard to do: A qualitative interview study of how and why youth mentoring relationships end*. *Youth & Society*, 1–23.
- Stelter, R. L., Kupersmidt, J. B., & Stump, K. N. (2018). Supporting mentoring relationships of youth in foster care: Do program practices predict match length? *American Journal of Community Psychology*, 61(3–4): 398–410.
- Thomson, N. R., & Zand, D. H. (2010). *Mentees' perceptions of their interpersonal relationships: the role of the mentor-youth bond*. *Youth & Society*, 41: 434–445.
- Weinstein, R. & Ryan, R. M. (2010): When helping helps: Autonomous motivation for prosocial behaviour and its influence on well-being for the helper and recipient. *Journal of Personality and Social Psychology*, 98 (2), 222–244.

This project has received funding from the European Union's Horizon 2020 research and innovation programme under the Marie Skłodowska-Curie grant agreement H2020-MSCA-ST-IF-2020 No. 101027291 ENCOUNTER: Experiences of Youth in Natural Mentoring Relationships.

Anke Freuwört, Manuela Westphal, Monika Alisch,
Jens Vogler

Freundschaften als Solidaritätspotenzial für Migrationsgesellschaften

Friendships as solidarity potential for migration societies

Zusammenfassung: Gesellschaftliche Teilhabe in der Migrationsgesellschaft wird über professionelle Beziehungen in der Sozialen Arbeit sowie über alltägliche soziale Beziehungen zwischen Zugewanderten und Nicht-Zugewanderten gefördert. Soziale Kontakte und Beziehungen zwischen Zugewanderten und Nicht-Zugewanderten gelten in der Migrations- und Integrationsforschung als ein Indikator für gesellschaftliche Zu(sammen)gehörigkeit und sind Ziele von Integrationspolitik.

Das Forschungsprojekt ProZiS untersucht die Perspektiven von Zugewanderten und Nicht-Zugewanderten auf ihre sozialen Beziehungen und fragt nach dem Solidaritätspotenzial. In 15 narrativen Tandeminterviews sind Beziehungserfahrungen und -muster als Freundschaften erfasst worden. Der Beitrag spannt den konzeptionellen Rahmen von Solidarität für die Projektforschung auf und analysiert anhand des empirischen Materials, ob und in welcher Weise durch Soziale Arbeit aufgebaute Beziehungen und solche, die aus alltäglichen Begegnungen entstanden sind, ein Potenzial für Solidarität in der Migrationsgesellschaft enthalten.

Schlagworte: Solidarität, Freundschaft, Migrationsgesellschaft, Verbündet-Sein, Tandeminterview, Rassismus

Abstract: Professional relationships in Social Work and everyday life relationships between migrants and non-migrants promote social inclusion in migration society. Social contacts and relationships between migrants and non-migrants are indicators for a sense of unity in society and aims of integration politics in migration and integration research.

The perspectives of migrants and non-migrants on social relationships and the potential of solidarity in social relationships were studied in the research project ProZiS. The researchers analyse experiences and patterns of friendship in 15 narrative tandem interviews. The paper contains a theo-

retical framing of solidarity and shows empirically, how relationships established through Social Work and everyday life raise a potential of solidarity in migration society.

Keywords: Solidarity, friendship, migration society, to be allied, tandem interview, racism

1. Einleitung

Gesellschaftliche Teilhabe in der Migrationsgesellschaft wird über professionelle Beziehungen in verschiedenen Settings der Sozialen Arbeit gefördert sowie über alltägliche soziale Beziehungen zwischen Zugewanderten und Nicht-Zugewanderten hergestellt. Soziale Kontakte und Beziehungen zwischen Zugewanderten und Nicht-Zugewanderten gelten in der Migrations- und Integrationsforschung (z. B. Haug, 2003) als ein Indikator für gesellschaftliche Zu- und Zusammengehörigkeit. Die wenigen neueren, meist evaluierend angelegten Studien liegen zu Patenschaftsprojekten vor und fokussieren vorrangig initiierte Beziehungen mit geflüchteten Menschen. Sie interessieren sich dabei eher für die Erfahrungen der Nicht-Zugewanderten und resümieren: „aus kurzfristig angelegten Patenschaften können sich längere und enge Beziehungen entwickeln“ (Schüler, 2017, S. 5). In der Wirkungsanalyse des deutschen Bundesprogramms „Menschen stärken Menschen“ gab die Mehrheit der befragten freiwillig Engagierten an, dass aus Patenschaften freundschaftliche Beziehungen entstehen können (BMFSFJ, 2017, S. 77). Studien, die sich vertieft mit der Entstehung und Ausformung von Freundschaften zwischen Zugewanderten und Nicht-Zugewanderten und ihrem Potenzial für migrationsgesellschaftliche Solidarität befassen, liegen bislang nicht vor. An diese Forschungslücke knüpft der vorliegende Beitrag an.

Es werden Forschungsergebnisse zu freundschaftlichen Selbstverständnissen vorgestellt, die Erkenntnisse mit Bezug auf Aspekte und Formen von Solidarität liefern können. Im Folgenden wird zunächst der sozialwissenschaftliche Diskurs zu Solidarität und Freundschaft aufbereitet (Abschnitt 2), anschließend werden anhand des Datenmaterials (Abschnitt 3) unterschiedliche Aspekte von Solidarität herausgearbeitet (Abschnitt 4). Abschließend wird auf dieser Grundlage diskutiert, inwiefern freundschaftliche Beziehungen ein Solidaritätspotenzial in der Migrationsgesellschaft enthalten könn(t)en (Abschnitt 5).

2. Freundschaft und Solidarität als Gegenstand sozialwissenschaftlicher Diskurse

Zunächst wird das sozialwissenschaftliche Diskursdreieck von Freundschaft, Solidarität und Migration aufgegriffen. Im Anschluss an Nötzoldt-Linden (1994) kann Freundschaft allgemein als eine nicht-familiale Privatbeziehung definiert werden, deren Grundlage eine Vertrauensbasis bildet und die auf Freiwilligkeit, Reziprozität und Emotionalität beruht. Gleichwohl stellt sich die „Welt der Freundschaftsformen“ (Alleweldt, Flick, Leuschner & Schobin, 2016, S. 197) vielfältiger dar. Obgleich nur wenige empirische Untersuchungen zu freundschaftlichen Beziehungen in der Migrationsgesellschaft überhaupt vorliegen, zeigen sich unterschiedliche Betrachtungsweisen. So fragen etwa Studien der Integrationsforschung danach, ob und in welcher Weise Kontakte und Beziehungen zwischen Zugewanderten und Nicht-Zugewanderten und das in ihnen vermittelte soziale Kapital Einfluss auf die (soziale, berufliche etc.) Integration von Migrant_innen nehmen (Haug, 2003, 2006). Andere Untersuchungen fokussieren auf die Frage nach dem Abbau von Vorurteilen und Rassismus durch die Förderung von sozialen Begegnungen und Freundschaften zwischen Zugewanderten und Nicht-Zugewanderten (Bahns, 2015; Titzmann, Brenick & Silbereisen, 2015). In der Jugend- und (interkulturellen) Bildungsforschung werden Freundschaften und soziale Netzwerke zwischen zugewanderten und nicht-zugewanderten Schüler_innen in ihrer Bedeutung für Schulerfolg, Freizeit und kulturellen Austausch untersucht (Reinders, 2004; Reinders, Mangold & Greb, 2005). Studien der Sozialen Arbeit haben jüngst aufgezeigt, dass in Freundschaften zwischen jungen Mädchen und Frauen, die migrationsspezifische Diskriminierung erfahren haben, Solidarität ein zentrales Element ihrer Beziehungsdefinition ist (Yildiz, 2021, S. 210 ff.). Auch für das zivilgesellschaftliche Engagement in der Flüchtlingssozialarbeit und den darüber entstehenden sozialen Beziehungen wird auf Solidaritätsmomente hingewiesen (Reimers, 2018).

Die Relevanz von Solidarität für Praxis und Forschung der Sozialen Arbeit wird spätestens seit der Fluchtmigration der 2015er-Jahre (wieder) verstärkt diskutiert (vgl. Hill & Schmitt, 2021; Motzek-Öz, Aden & Westphal, 2021). Dabei ist das Verständnis von Solidarität je abhängig von sozialen, gesellschaftlichen und historischen Kontexten zu fassen (Kewes, 2021, S. 152). Aktuelle Diskurse nehmen Abstand von einem Solidaritätsbegriff, der meist als „politischer Kampfbegriff verwendet [wird], der Kollektivierungsprozesse im Kontext ökonomischer und sozialer Kämpfe gesellschaftlicher Schichten herbeiruft“ (Stojanov, 2014, S. 95). Mit einer post-

kolonialen Perspektive kann Solidarität als ein paternalistisches Mit-Leiden mit Schwächeren und Benachteiligten definiert werden (Castro Varela & Heinemann, 2016; Castro Varela, 2018). Castro Varela und Heinemann kritisieren damit das Verharren in Viktimisierungsprozessen und explizieren Solidarität als eine politische Positionierung, die über eine emotionale und soziale Empathie und Verbundenheit hinausgeht (Castro Varela & Heinemann, 2016, S. 57 ff.). In (kritischer) migrationswissenschaftlicher Betrachtungsweise ist Solidarität stärker ein moralisches, konflikthafte und handelndes Konzept, da Solidarität mit Zugewanderten zu Konflikten mit Institutionen oder einzelnen Personen führen könne:

„Solidarisches Handeln in der Migrationsgesellschaft hebt auf gesellschaftliche Veränderungen ab, die im Widerspruch zu Praxen stehen, die auf das Maß ökonomischer Nützlichkeit reduziert sind. Solidarisches Handeln, involviertes Handeln, setzt Empathiefähigkeit und ein ‚inneres Alarmsystem‘ voraus, das dann anschlägt, wenn sich die Opfer der realen Verhältnisse, die alle betreffen, zu Wort melden, nicht die Privilegierten“ (Brodén & Mecheril, 2014, S. 15).

Eine solidarische Haltung beruht demnach auf Empathie und Involviertsein (Messerschmidt, 2009) gegenüber einer benachteiligten Gruppe, deren Benachteiligung sichtbar (gemacht) wird und in Handlungen zur Aufhebung der Missstände mündet. Solidarität impliziert eine widerständige Haltung und das hieße folglich auch, Bedingungen mitzudenken, die die Zugewanderten miteinschließen (vgl. ebd.). Mit Mecheril (2014) ist Solidarität somit ebenfalls

„ ‚mehr‘ als bloßes Mitgefühl, als Empörung, oder als eine moralische Stellungnahme; für Solidarität ist ein involviertes Engagement kennzeichnend, das – zumindest seinem Anliegen nach – darauf bezogen ist, Verhältnisse, in denen sich die mir fremden und vertrauten sozialen Kooperationspartner_innen nicht entfalten und entwickeln können, zu verändern oder weitergehend noch: Diese Verhältnisse zu verhindern.“ (S. 86)

Solidarität ist in diesem Verständnis auch ein Verhältnis des aktiven Mit-Leidens mit unterdrückten Menschen, „das jede kulturelle und sonstige Differenz zwischen den InteraktionspartnerInnen transzendiert“ (Stojanov, 2014, S. 15).

Diese Überlegungen zu Solidarität finden sich gebündelt in dem migrationspädagogischen Konzept des „Verbündet-Seins“ (Perko & Czollek, 2014), das auf die Frage des Umgangs mit Privilegien und Nicht-Privilegien

in sozialen Beziehungen und Verhältnissen des aktiven Mit-Leidens fokussiert (ebd., S. 161). *Verbündetsein* kann assoziiert werden als eine „Art politischer Freundschaft“ (Perko, 2020, S. 17). Diese Freundschaft richtet „sich gegen Macht und Herrschaftsverhältnisse und die dadurch hergestellte Exklusion, strukturelle Diskriminierung und soziale Ungleichheit bestimmter Menschen“ (ebd., S. 153).

Auch aus allgemeiner soziologischer Perspektive hat Brunkhorst (2014 [1997]) die Umstellung von „Solidarität unter Freunden“ auf „Solidarität unter Fremden“ als „moralischen Fortschritt“ eingefordert, der in der Verallgemeinerung von Solidarität jenseits der Beziehung zwischen Vertrauten liege (S. 8). Solidarität bedarf demnach keiner Freundschaft bzw. einer persönlichen Beziehung mit Vertrauensbasis sowie gefühlten oder gelebten Gemeinsamkeiten. Marchart (2011) stellt hierzu noch deutlicher heraus, „solidarisch kann ich nur mit jemandem sein, dessen Position sich von meiner unterscheidet“ (S. 359). Ähnlich setzt Scherr (2013) im Hinblick auf Solidarität an, wenn er „das Recht auf Differenz bei gleichzeitiger Kritik von politischen, ökonomischen und kulturellen Herrschaftsverhältnissen“ (S. 265 f.) hervorhebt. Mit dieser Gleichzeitigkeit von lebensweltlicher Differenz und Gemeinsamkeit in der Kritik ist das Eingehen von solidarischen Beziehungen oder politischen Freundschaften ein „voraussetzungsvolles Projekt“, welches „anlassbezogen und befristet“ ist (ebd., S. 268). Auch Lesenich (2019) befasst sich aus demokratietheoretischer Sicht mit Solidarität als einem notwendigen gesellschaftlichen Fortschrittsprojekt. Er definiert Solidarität als eine radikale, Gesellschaft verändernde soziale Praxis, die gleichzeitig kooperativ, performativ und transformativ ist (S. 98 f.) und „damit eine besondere Weise des sozialen Handelns – eine spezifische Form, *beziehungsweise* zu handeln“ ist (ebd., S. 99 f., Hervorh. im Orig.).

Eine ausdifferenzierende Präzisierung mit Bezug auf gesellschaftliche Flucht- und Migrationsverhältnisse kann in der von Schwenken und Schwirtz (2021) eingeführten Unterscheidung von transversaler und inklusiver Solidarität als dezidiert pro-migrantische Praktiken erkannt werden. Sie verstehen transversale Solidarität als das Überschreiten von Grenzen, Identitäten und gesellschaftlichen Positionen, während inklusive Solidarität als Verbindung unterschiedlicher Individuen zu neuen Kollektiven und einer gemeinsamen Vorstellung von Zugehörigkeit begriffen wird, „die bestehenden Ungleichheiten abzumildern“ wissen (S. 169).

Diese Ausführungen skizzieren die regen sozialwissenschaftlichen Diskurse im Kontext von Freundschaft, Solidarität und sozialer Ungleichheit bzw. hier konkret Flucht und Migration. Sie sind als theoretisch-konzeptionelle Suchbewegungen nachzuzeichnen, ohne jedoch bislang eine hinrei-

chend empirische Basis gefunden zu haben. Allen Konzepten ist gemeinsam, dass sie eine emotionale Verbundenheit voraussetzen, der eine kritische Selbstpositionierung innewohnt, und dass sie nicht von einer geteilten oder vorgestellten Lebensweise und/oder (tradierten) Gruppenzugehörigkeit als Ausgangspunkt für solidarische Haltung und Handlung ausgehen. Uns interessiert im Folgenden daher empirisch-analytisch, ob und in welcher Weise in freundschaftlichen Beziehungen zwischen Zugewanderten und Nicht-Zugewanderten Aspekte und Formen von Solidarität zu identifizieren sind.

3. Freundschaftspaare als Untersuchungssubjekte

Ergebnisse aus dem vom BMBF geförderten Forschungsprojekt ProZiS¹ (Alisch & Westphal, 2019) zu freundschaftlichen Beziehungen zwischen Zugewanderten (Z) und Nicht-Zugewanderten (n-Z) bzw. bereits lange in Deutschland lebenden Personen zeigen zwei Muster des Freundschaftsbeginns: Zum einen wurden die Beziehungen angebahnt durch gezielte Hilfen der Sozialen Arbeit (z. B. im Rahmen von Patenschaftsprogrammen, des freiwilligen Engagements, Sprachunterricht, über Dritte vermittelt) und zum anderen sind solche persönlichen Beziehungen durch Begegnungen im Alltag entstanden (Studium, Arbeit, Nachbarschaft, Freizeit) (vgl. ausführlich Vogler, Alisch, Freuwört & Westphal, 2022).

Für den Kontakt zu Personen, die eine Freundschaft pflegen und von denen eine Person migriert ist, haben wir Verantwortliche regionaler Patenschaftsprogramme und freiwillig Engagierte in der Migrationsarbeit angesprochen, öffentliche Veranstaltungen wie Stadtteilstefen oder Informationsveranstaltungen der Sozialen Arbeit besucht sowie Vertreter_innen von Migrant_innenselbstorganisationen in der Region gebeten, unser Anliegen weiterzugeben. Über ein Schneeballverfahren durch solche Kontakte haben sich 18 Personen gemeldet und sich bereit erklärt, ein Interview mit uns zu führen (s. a. Alisch & Westphal, 2019, S. 110).

Die Datengrundlage bilden 15 weitgehend narrativ angelegte Interviews mit Freundschaftspaaren, die gemeinsam interviewt wurden.² Die Bezeichnung *Freunde* bzw. *Freundschaft* haben die von uns für die Interviews An-

1 Gelingende Diversität im sozialräumlichen Kontext – Zum Wandel professioneller und zivilgesellschaftlich organisierter Sozialer Arbeit durch Zuwanderung (ProZiS).

2 In drei Interviews haben die Befragten weitere Beziehungsbeteiligte in das Interview miteinbezogen.

gefragten selbst für die Beschreibung ihrer Beziehung gewählt. Eine „Definition“ von Freundschaft wurde nicht vorgegeben.

Die Tandems waren geschlechtshomogen wie auch -heterogen zusammengesetzt und die Interviewten zwischen 19 und 72 Jahre alt. Die Nicht-Zugewanderten waren in elf Tandems älter als die Zugewanderten, welche zum Interviewzeitpunkt bereits zwischen 3 und 20 Jahren in Deutschland lebten. Die Zugewanderten sind bezüglich ihrer Bildungsabschlüsse, beruflichen Tätigkeiten etc. ähnlich sozial positioniert wie die Nicht-Zugewanderten. Alle Interviews wurden in deutscher Sprache – bis auf eine Ausnahme mit Begleitung eines Dolmetschers – geführt.

Der methodische Ansatz des Tandeminterviews ermöglichte es nicht nur, die Interviewten über ihre Selbstverständnisse und Erfahrungen sprechen zu lassen, sondern diese in der Situation des Interviews als ein „doing friendship“ (vgl. Vogler, Alisch, Westphal & Freuwört, 2021) zu analysieren, was – angelehnt an „doing couple“ – die Stärke der „(teilweisen) Erfassung [...] (nicht) gemeinsamer Wirklichkeitskonstruktion“ während des Paarinterviews ausmacht (Wimbauer & Motakef, 2017). Die Interviews wurden inhaltsanalytisch nach Kuckartz (2018) ausgewertet. Die Kategorien wurden sowohl theoriendiskursgestützt als auch aus dem Datenmaterial gebildet.

Die Analyse der formalen Gesprächsorganisation der Tandeminterviews zeigte kaum Ansatzpunkte einer migrationsgesellschaftlichen Solidarität. Dies gilt insbesondere für die angebahnten Beziehungen. Deutlich wird, dass der Entstehungshintergrund und die soziale Position die Beziehung nachhaltig gestalten (vgl. auch Vogler, Alisch, Freuwört & Westphal, 2022). Asymmetrische Beziehungskonstellationen werden diskursiv und performativ reproduziert und Integrationsleistungen präsentiert (ebd., S. 148). Die Analyse der Narrationen verwies allerdings auch auf Themen und Reflexionen, die im Sinne solidarischer, politischer Praxis gelesen werden können.

4. Solidarität in Freundschaften zwischen Zugewanderten und Nicht-Zugewanderten

Im empirischen Material lassen sich verschiedene Aspekte und Formen solidarischer Haltungen und solidarischen Handelns identifizieren, wie sie in den sozialwissenschaftlichen Solidaritätsdiskursen verhandelt werden. Im Folgenden fassen wir diese unter drei Typen zusammen: (1) Entwicklung

solidarischer Haltungen *gegenüber* Freund_innen, (2) als ein *Solidarisieren miteinander* in der Beziehung (3) und als *solidarische Handlung* selbst, die zur Entwicklung transversaler Strategien führt.

4.1 Solidarische Haltung *gegenüber* zugewanderten Freund_innen entwickeln

Solidarität als Form des Mit-Leidens von Nicht-Zugewanderten mit Zugewanderten, wie sie im gegenwärtigen Diskurs verhandelt wird (vgl. z. B. Castro Varela & Heinemann, 2016; Castro Varela, 2018), zeigt sich auch in unseren Interviews bezüglich der Flucht-/Migrationserfahrung von Zugewanderten und der neuen, oft prekären Lebensumstände in Deutschland. Ein Ehepaar, das seinen zugewanderten Freund als Nachbarn kennengelernt hatte, erzählt von dem Mit-Erleben seines Asylverfahrens: Sie haben „*alle mitgebibbert*“, „*gezittert und gebetet*“ (T9). Bei der schließlich positiven Entscheidung „*haben alle geheult. Das war so emotional. Ich bin [Name] damals um den Hals gefallen, ich habe mich nicht mehr eingekriegt*“ (ebd.). Ähnlich beschreibt eine andere Gesprächspartnerin die emotionale Verbundenheit zur zugewanderten Freundin und ihrer Familie. Sie habe immer mit ihnen „*geföhlt, gelitten, gelebt, geliebt, gelacht*“ (T3).

Eine solidarische Haltung des Mit-Leidens lässt sich in religiösen, kirchlichen Kontexten der Freundschaftsanbahnung ebenfalls ausmachen: „*Ich habe das gemacht, weil ich es aus Mit-Menschlichkeit gemacht habe*“ (T1).

Es zeichnen sich in den von uns untersuchten Beziehungen kollektiv gebundene solidarische Haltungen gegenüber Zugewanderten ab, die sich sowohl in angebahnten als auch in nicht-angebahnten freundschaftlichen Beziehungen finden lassen. In der Verschiedenheit der lebensweltlichen Realitäten der Gesprächspartner_innen wird insbesondere deren Gleichheit und Zugehörigkeit zu einem imaginierten oder physischen Kollektiv wie Nachbarschaft, Bildungsschicht und Geschlecht betont. So kann die Nachbarschaft als soziale wie lokale Gemeinschaft ausschlaggebend für eine solidarische Haltung gegenüber dem Nachbarn sein, denn „*[...] welche Nation oder woher die kommen, das war alles erstmal nebensächlich. [...] sie werden damit unsere Nachbarn und Nachbarn hilft man*“ (T9). Die Migrationserfahrung wird der Zugehörigkeit zur neuen Gemeinschaft nachgeordnet.

Eine solidarische Haltung gegenüber Zugewanderten kann sich aufgrund gemeinsamer Bildungs- und Integrationsaspirationen entwickeln. So steht in einem über eine Patenschaft angebahnten Freundschaftstendem der Studienwunsch der Zugewanderten im Zentrum, welcher erst durch das Engagement des Nicht-Zugewanderten hervorgebracht wurde. Beide be-

freunden sich aufgrund ihrer jeweiligen Bildungs- und Teilhabeabsichten. Der Nicht-Zugewanderte lässt dabei eine bildungstheoretisch bzw. bildungspolitisch begründete *Haltung* der in seinen Worten „*lehrenden Freundschaft*“ (T13) gegenüber der Zugewanderten erkennen, da er sie in ihrem Bestreben zur Aufnahme eines Medizinstudiums unterstützen möchte. Seine „*Aufklärung*“ dient ihrem Bildungsweg und zugleich hat er den Weg der „*anderen*“ Zugewanderten – in Erwartung einer Kettenreaktion von Hilfe – mit im Blick:

„Dann können wir irgendwann Kant lesen, da steht dann drin, warum wir das alles machen und das wär’ ja schon wunderbar, wenn ihr dann den anderen helft, dann passt das [...] Wie gesagt, irgendwann können wir mal Bücher lesen. Für mich ist es manchmal ganz gut zu sehen, was sich bei euch tut, dass sich was tut und dass ihr was bewegt bekommt und wenn man da ein bisschen bei helfen kann, dann ist das ganz gut, dass manchmal die Möglichkeiten, Dinge zu bewegen, nicht ganz grenzenlos sind, und da ist die Zeit mit euch manchmal besser verbracht als mit irgendwelchen Politikern.“ (ebd.)

Da es sich in diesem Tandem um eine angebahte Beziehung handelt, stellt eine Asymmetrie des Verhältnisses zueinander zunächst die Ausgangsbedingung der Beziehung dar, erklärt langfristig jedoch nicht die innewohnende paternalistische Haltung seitens des Nicht-Zugewanderten.

Aber auch in nicht-angebauten Freundschaften zeigen sich Haltungen gegenüber Zugewanderten, die als bevormundend bezeichnet werden können. So lassen Aussagen bezüglich der Differenzkategorie *Geschlecht* auf eine solidarische Haltung gegenüber Zugewanderten schließen, die zur Unterstützung der Mitglieder des eigenen Geschlechts formuliert werden. Eine Nicht-Zugewanderte erkennt in ihrer zugewanderten Freundin das Leiden („*Elend*“) an einem traditionellen Frauen- und Familienbild. Sie bewegt die Freundin dazu, sich mehr „*Zeit für sich*“ zu nehmen, was zum Aufbau eines Müttertreffs mit Kinderbetreuung für weitere Frauen führte:

„Als ich mir das Elend dann so angeguckt habe, was so türkische Frauen dann haben, wenn sie Kinder kriegen, die Männer gehen arbeiten, die Frauen sitzen daheim mit den Kindern, keine Ansprache. Da habe ich dann zu [Name] gesagt: [Name], ich schenke dir in der Woche drei Stunden Zeit. Dann nehme ich die Kinder. Aber nur, wenn du da was tust, was dir selber Freude macht. Haben wir gemacht und dann entstand der Treff. Dann waren ja noch andere Freundinnen, die auch Kinder hatten, die

gingen dann natürlich auf meinen Druck hin in den Kindergarten, was die Alten ja nicht so ... das war ja keine Tradition, dass Kinder in den Kindergarten gesteckt wurden.“ (T3)

Eine Viktimisierung von Migrantinnen zeigt sich hier als das handlungsleitende Motiv. So wird sich erst mit der zugewanderten Freundin und dann mit weiteren Frauen in einem Müttertreff emotional und sozial verbunden. Ihre solidarische Haltung zielt auf die Veränderung assoziierter sozialer Verhältnisse für Frauen, für Mütter und insbesondere für Migrantinnen. Gleichwohl wird die solidarische Haltung auch als Ergebnis eines Reflexionsprozesses infolge des Widerspruchs an ihrer Deutungs- und Diskursmacht über ihren Migrationshintergrund (z. B. über den Islam) präsentiert:

„Wir hatten vor zwei Jahren, wo der Islam immer mehr politisiert wurde, hatten wir große Diskussionen. In unserem Müttertreff sind wir mit so hochroten Köpfen rausgegangen und diejenige, die meistens angesprochen wurde, [...] hat eines Tages gesagt: So, jetzt reicht es mir. Also wenn ihr jedes Mal mit mir über Erdogan und Politik und Muslime und Islamisten und sowas sprechen wollt, komme ich nicht mehr. (...) wir überlegen ja immer, was haben wir gerade erlebt, dann haben wir gesagt: Die hat Recht. Was geht uns das eigentlich alles an? Plötzlich werden wir so instrumentalisiert und (...) ich denke, wenn viele so denken würden, dass sie sich nicht von dem allen so beeinflussen lassen, wäre es auch leichter.“ (ebd.)

Die kritische Reflexion (migrations-)gesellschaftlicher Verhältnisse (z. B. Islambild, Diskriminierungen) geht im Material einher mit dem Verweis auf *Privilegien* wie eine stabile Demokratie und Wirtschaft, die faktisch auch solidarisches Handeln ermöglichen sollten:

n-Z1: *„[...] Wir haben eine Demokratie, was nicht selbstverständlich ist. Wirtschaftlich geht es uns gut, wir jammern auf höchstem Niveau und vergessen dabei, dass es woanders ganz anders aussieht und wenn es dann tatsächlich Leute schaffen, hierher zu kommen und sich auch einbringen wollen und wollen ihren Beitrag dazu leisten [...]“*

n-Z2: *„Was für Steine denen in den Weg gelegt werden. Das ist ein Un-
ding in Deutschland.“*

n-Z1: *„Genau. Da könnte ich mich dann aufregen, weil ich es miterlebt hatte, wie es läuft. Anstatt man diesen Leuten Brücken baut und ihnen*

hilft, sie – ich will nicht sagen – in die Freiheit, das klingt immer so blöd, aber ins Leben zu entlassen, in dieses neue Leben.“ (T9)

Insgesamt sind es die Nicht-Zugewanderten, die in den Interviews ihre Solidarität gegenüber Zugewanderten thematisieren und damit ihre solidarische Haltung der befreundeten Person gegenüber zum Ausdruck bringen (wollen). Die Zugewanderten zeigen sich im Interviewverlauf wenig kritisch gegenüber den solidarischen – teils bevormundend anmutenden – Darstellungen. Sie scheinen einvernehmlich zuzustimmen (zu müssen) und fordern keinen größeren (solidarischen) Einsatz von den befreundeten Personen.

Hier zeigen sich Bestätigungen der formalen Analyse der Interviewsituation, in der u. a. herausgearbeitet werden konnte, dass in angebahnten Beziehungen die Nicht-Zugewanderten zumeist versuchten, das Interview vollständig zu moderieren sowie Erzählungen und gemeinsame Erlebnisse, auch solche, die allein den zugewanderten Freund betreffen, in Stellvertretung zu erzählen (ausführlich hierzu siehe Vogler, Alisch, Westphal & Freuwört, 2021).

Die Interviewgespräche mit (oftmals) nicht-angebahnten Freundschaftstandems präsentieren hingegen formal und inhaltlich eine symmetrischere Beziehung zueinander, in der das Solidarisieren miteinander als Beziehungsprozess verstanden werden kann.

4.2 Das Solidarisieren miteinander

In den im Alltag entstandenen Beziehungen finden sich eher Solidarisierungen *miteinander*. Hierbei wird die kollektive Ebene verlassen und stärker auf die interpersonale Ebene rekurriert. Grundlage bilden gemeinsam geteilte Erlebnisse und politische Ansichten bzw. Moralvorstellungen.

Ein befreundetes Tandem, das sich über die Arbeit kennengelernt hat, begründet die Verbundenheit zueinander aus einem gemeinsam geteilten Lebensabschnitt: *„Ich glaube, was uns auch nochmal so echt in der Freundschaft verbunden hat, waren halt wirklich die Geburten, weil wir beide eher schwierige Geburten hatten“ (T5)*. Die Zeit nach der Geburt der Kinder, die von gesundheitlichen Problemen, einer längerfristigen gegenseitigen Begleitung und vielen Gesprächen gekennzeichnet war, wird als Verbindungsmoment beschrieben. Im Gegensatz zur oben beschriebenen solidarischen Haltung, die über das Betonen geschlechtlicher Differenzen und Ungleichheiten entsteht, stellen hier die geteilten Lebenserfahrungen als Müt-

ter eine Stärkung der freundschaftlichen Beziehung der beiden zueinander dar. Die persönliche Ebene steht im Vordergrund.

Eine geteilte politische Haltung ist ebenso ein Verbindungsmoment. Ein anderes Tandem hat sich im Studium kennengelernt und teilt verschiedene Interessen *„nicht nur im Studium, eben wie im Sinne von sozialer Gerechtigkeit usw., sondern auch politisch“* (T14). Beziehungsfördernd sei der fachliche und persönliche Austausch, miteinander Spaß haben zu können, aber sich auch gegenseitig zu bereichern und in schwierigen Zeiten zu unterstützen: *„Sie ist eine Bereicherung für mich einerseits, aber auch zu sagen, mir geht es richtig scheiße und ich kann einfach jederzeit anrufen“* (ebd.). Ein gegenseitiges Trösten und emotionales Unterstützen werden vom Zugewanderten als ein wechselseitiges Geben und Nehmen erklärt: *„Das heißt, dass eine Wechselbeziehung dann auch da entsteht. Sonst würde ich auch niemals mit dir über Dinge sprechen, die ich sonst niemandem erzähle, wenn du mir nicht das Gefühl gegeben hättest“* (ebd.).

Eine bedingungslose Akzeptanz und Wertschätzung werden von einem Nicht-Zugewanderten zu seiner zugewanderten Freundin und ehemaligen Kollegin beschrieben: *„Sie stärkt mir den Rücken, ich stärke ihr den Rücken und man handelt gemeinsam: Das habe ich seltenst ... das habe ich eigentlich nie wieder erlebt und auch nie vorher gehabt, dieses: man arbeitet an einem Strang und jeder weiß, der andere akzeptiert einen bedingungslos irgendwie“* (T8). Dies sei auch mit ihm möglich, da sich die Zugewanderte auf ihn verlassen könne: *„[...] ich weiß, wenn ich ein Problem habe, wenn ich Hilfe brauche, weiß ich, dass ich [...] anrufen kann und dass er es möglich machen wird. Ich glaube, er weiß das auch von mir, dass das so ist und das ist für mich Freundschaft“* (ebd.).

Das *Solidarisieren miteinander* zeigt sich darin, dass es sowohl formal als auch inhaltlich dialogisch gestaltet wird und damit eher im Sinne einer „politischen Freundschaft“ (Perko, 2020, S. 17) aufzufassen ist. In den Tandemgesprächen mit dieser von uns identifizierten Solidaritätsform beziehen auch die Zugewanderten Stellung und verleihen ihrer Verbundenheit ebenso Ausdruck. Diese Verbundenheit – in Anschluss an Perko und Czolleks (2014) *Verbündet-Sein* – erlaubt den Freunden eine tiefgehende und kritische Auseinandersetzung mit jeglicher Form von Diskriminierung und der eigenen Rolle innerhalb der Gesellschaft sowie den damit verbundenen eigenen Privilegien, wie im Folgenden weiter gezeigt wird.

4.3 Solidarität als *Handlung* gegenüber Rassismus

Das Einnehmen von Haltungen des *Verbündet-Seins* in Freundschaften motiviert solidarische Handlungen gegenüber Diskriminierungen. Zu klären wäre, *wie* Solidarität in freundschaftlichen Beziehungen Handeln auslöst. Dies verdeutlicht sich beispielsweise im Gespräch mit einem nicht-angebahnten Freundschaftspaar, das sich im Studium kennengelernt hat. Sie sprechen über politische Standpunkte zu „*persönlichen alltagsrassistischen Erfahrungen*“, die beide erlebt haben, z. B. als sie beide „*nicht in einen Club gekommen sind oder rausgeworfen wurden wegen völlig banaler Dinge*“ und darüber, dass sie sich austauschen über „*eigentlich alle gesellschaftlichen Dinge, die wir so sehen, also uns geht es viel um Gleichberechtigung auch*“ (T14). Ihre geteilten Erfahrungen von Alltagsrassismus und die „assozierte Diskriminierung“ (Prasad, 2020) der nicht-zugewanderten Freundin führen zu einer tiefergehenden Auseinandersetzung sowohl auf persönlicher, gesellschaftskritischer wie auch auf fachlicher Ebene. Die Formen des Handelns reichen vom Lesen (wissenschaftlicher) Texte über Diskussionen in Seminaren bis zur Teilnahme an Demonstrationen.

Die reflektierte Auseinandersetzung mit der Diskriminierung des Freundes führt zur alltagspraktischen Unterstützung insbesondere bei Behörden gängen, wie ein anderer Interviewpartner beschreibt:

„Im Großen und Ganzen wurden sie in vielen Bereichen im Regen stehen gelassen von Einrichtungen, die eigentlich dafür zuständig waren. Da bin ich auch ein bisschen sauer geworden und da bin ich auch manchmal mit [...] um das einfach mal anzutreiben.“ (T9)

Neben der direkten Hilfe und Unterstützung im Umgang mit diskriminierenden Strukturen werden von den Interviewten auch eher subtile, transversale Strategien thematisiert.

Mit transversalen Strategien (Kunstreich & May, 1999) sind bezogen auf unsere Interviews Handlungen gemeint, die ein aktives solidarisches Eintreten für das Gegenüber bedeuten und als restriktiv und benachteiligend empfundene politische und administrative Strukturen zu umgehen und zu unterlaufen versuchen. Eine Nicht-Zugewanderte beschreibt, wie sie den zugewanderten Freund nach einem diskriminierenden Vorfall durch Jugendliche in einem Linienbus dazu bewegt hat, Schüler_innen seine Fluchtgeschichte zu erzählen. Sie wählt über ihren Kontakt zur örtlichen Kirche den Konfirmandenunterricht, um die Schüler_innen für ihr diskriminierendes Verhalten gegenüber Geflüchteten zu sensibilisieren. Weiter be-

schreibt sie, wie sie selbst mit feindseligen, rassistischen und sexistischen Haltungen gegenüber geflüchteten Menschen und ihren Unterstützer_innen konfrontiert wurde und sich mit dem zugewanderten Freund solidarisiert hat. Sie benennt ihr aktives gemeinsames Einstehen gegen Rassismus als ihre „gemeinsamen Handlungen“ (T1). Weitere Handlungen sind z. B. das Vorstellen des bei ihr wohnenden zugewanderten Freundes bei den Nachbarn, der Aufbau eines sozialen Netzwerks und das Mobilisieren ihres Netzwerks, um ihm Deutschsprachkenntnisse zu vermitteln und formale Bildungszugänge zu eröffnen. Diese Interviewte leistet zudem Widerstand gegen die Ausländerbehörde, indem sie bürokratische Wege umgeht und somit transversale Kompetenzen (über Kontakte, Erfahrung und ihr eigenes Wissen) nutzt. Dabei ist das Einbeziehen und im öffentlichen Raum Sichtbarmachen des Freundes eine wichtige Strategie, sich öffentlich solidarisch zu zeigen. Der Zugewanderte schildert die Situation vor Beginn seines Deutschkurses:

„Ja, vorher war ich oft da im Sozialamt. Ich wollte ja Deutsch lernen. Ich spreche Englisch, ich spreche Türkisch, beide Sprachen habe ich gelernt [...]. Vom Internet kenne ich ein bisschen lernen von Büchern, aber nicht genauso wie wenn ich einen Lehrer habe. Ich war oft bei meiner Fallmanagerin. Ich habe gesagt, ich will Deutsch lernen, ich will Deutschkurs besuchen und kam immer so die Antwort: ‚Wir haben kein Kurs oder sollen wir Kurse für dich [Name] alleine öffnen?‘ Aber danach hat das geklappt, dann habe ich dort angefangen.“ (ebd.)

Das Unterlaufen benachteiligender administrativer Strukturen beschreibt auch ein weiteres Freundschaftspaar, das sich über den gemeinsamen Arbeitsalltag in einer Behörde kennt. Sie beschreiben ihr Handeln als „Undercover-Einsatz“, jenseits der offiziellen Hilfestrukturen, um einen Zugewanderten zu unterstützen, der aus Sicht der Verwaltung als „verlorener Fall“ galt:

„Genau. Also der war schon so abgestempelt sage ich mal und wir haben uns dann in so eine Kammer verkrochen und haben mit ihm Lebensläufe geschrieben und sowas, was wir gar nicht machen sollten oder so und da waren wir halt irgendwie so undercover haben wir da den Leuten geholfen [...] und du bist mit [Name] total oft auf die Bundesagentur für Arbeit gegangen und hast übersetzt. Also [die zugewanderte Freundin] kann auch viele Sprachen sprechen, die hat sie natürlich auch eingesetzt.“ (T5)

Die Nicht-Zugewanderte betont, dass sie Aufgaben übernommen habe, die sie „gar nicht machen sollte“, und sich so gegen die Vorgaben und Regeln gestellt hat, um einem zugewanderten jungen Mann zu einem Ausbildungsplatz zu verhelfen.

Transversale Strategien umfassen somit das Einsetzen eigener Kompetenzen und eigenen Wissens zur solidarischen Unterstützung der Zugewanderten. Die Strategien können im Sinne einer transversalen Solidarität (Schwenken & Schwiertz, 2021) interpretiert werden, insofern die Legitimität von Verwaltungsentscheidungen und -abläufen seitens der Interviewpartnerinnen hinterfragt und kritisiert werden sowie aktiv nach Wegen gesucht wird, diese zu umgehen oder zu unterlaufen.

Die Tandems, die sich in alltäglichen Lebenskontexten kennengelernt und befreundet haben, treten am ehesten gemeinsam für gesellschaftliche Veränderungen zum Abbau von Diskriminierung im Sinne eines geteilten Anliegens ein.

5. Diskussion

Solidarität hat sich als soziales Konzept in sehr unterschiedlicher Weise in unserem Datenmaterial gezeigt. In den von den Gesprächspartner_innen selbst als Freundschaft bezeichneten Beziehungen zueinander sind durchaus Momente solidarischen Handelns – wie sie im Diskurs verhandelt werden – erkennbar. Insbesondere zeigt sich das Präsentieren einer solidarischen Haltung *gegenüber den* Freund_innen sowie die Entwicklung einer Haltung, die *miteinander* in der Beziehung erarbeitet wurde und zum Teil verbunden wird mit Strategien widerständiger, transversaler Handlungen. Freundschaftliche Beziehungen haben insofern ein Solidaritätspotenzial. Solidarität in Freundschaften zwischen Zugewanderten und Nicht-Zugewanderten ist allerdings höchst voraussetzungsvoll; sie ergibt sich als ein gemeinsam vollzogener Prozess.

Dieser Prozess beruht auf reziproken, emotionalen und vertrauensstärkenden Entwicklungen in gemeinsamen alltäglichen Situationen des Erlebens von Diskriminierung und Benachteiligung. Sowohl in den nicht-angebauten als auch in den professionell angebauten Beziehungen sind diese Dynamiken wichtig, um eine solidarische Haltung und Handlung zu entwickeln. Dabei können die Beziehungen von paternalistisch-bevormundenden Haltungen und Handlungen seitens der Nicht-Zugewanderten durchzogen sein, die von den Zugewanderten kaum kritisch zurückgewiesen werden (können). Es ist zu vermuten, dass diese Beziehungen oft beidseitig nicht als

dauerhaft und reziprok verstanden, sondern von beiden Seiten als (befristete) Unterstützungsbeziehung betrachtet und akzeptiert werden. Wir schlussfolgern, dass Zugewanderte eine bevormundende Haltung der Nicht-Zugewanderten nicht als solche erkennen oder kritisch reflektieren, da die Handlungen und eine solidarische Unterstützung in der Beziehung überwiegen. Die daraus entstehende Asymmetrie wird in angebahnten und alltäglich entstandenen Beziehungen teils sprachlich und performativ zugunsten der Veränderung gesellschaftlicher Missstände und/oder als Kampf gegen die Diskriminierung der Zugewanderten reproduziert.

Es lässt sich in solchen sozialen Beziehungen mit Freundschaftscharakter (die jeweiligen Definitionen werden teils erstmals im Interview und recht unterschiedlich ausgehandelt) durchaus eine „involvierte Solidarität“ erkennen, wie Messerschmidt (2009) es nennt. Allerdings wird diese nicht gleichzeitig als Praxis der Kritik gelebt, die auf das Erkennen gesellschaftlicher Schief lagen gerichtet ist und aus dem Wissen um Strukturen und Prozesse entsteht. Es zeichnet sich eher eine grundlegende Bereitschaft ab, sich für den Freund oder die Freundin zu engagieren, sich in unterschiedlicher Weise für seine oder ihre Belange einzusetzen und diese gemeinsam mit ihm oder ihr zu artikulieren.

An anderer Stelle (Vogler, Alisch, Freuwört & Westphal 2022) konnten wir bereits zeigen, dass vor allem in den angebahnten sozialen Beziehungen die Beschreibung der Beziehung als Freundschaft den Nicht-Zugewanderten besonders schwerfällt. Diese freundschaftlichen Beziehungen zeigen eher eine Form der Solidarität, die wir als Haltungsentwicklung *gegenüber* Zugewanderten definiert haben, während in Alltagskontexten entstandene freundschaftliche Beziehungen stärker ein Solidarisieren *miteinander* sind und wechselseitige Belange und Artikulationen anerkennen und zulassen.

Die Analyse zeigt jedoch auch, dass die Unterschiede in der Freundschaftswahrnehmung zwischen nicht-angebahnten und angebahnten Beziehungen über die Dauer der Beziehung geringer werden. Dies bedeutet aus unserer Sicht nicht, dass prinzipiell ausgeschlossen ist, dass aus angebahnten Beziehungen (z. B. Patenschaften) auch Freundschaften entstehen, wie es das Bundesprogramm „Menschen stärken Menschen“ in seiner Wirkungsanalyse optimistisch betonte. Erst geteilte Alltagserlebnisse und -vorstellungen in den sozialen Beziehungen scheinen ausschlaggebend für politische Freundschaftsverständnisse zu sein, in denen auch eine Praxis der Kritik zum Tragen kommt, z. B. über transversale Solidaritätsstrategien. Zudem deutet sich im Material an, dass die Erfahrung assoziierter Diskriminierung (Prasad, 2020, S. 23), d. h. die Diskriminierung als Freund oder Freundin einer rassistischer Person, Gegenwehr mobilisiert.

Da sich die Soziale Arbeit als Disziplin zur Förderung des sozialen Wandels und zur Stärkung des sozialen Zusammenhalts versteht, kann an Hills und Schmitts (2021) Vorstellung von Solidarität als spezifische „Analysebrille sowie gesellschaftliche Vision“ angeschlossen werden. Unsere Ergebnisse zeigen, dass in Freundschaften in diesem Sinne durchaus ein Solidaritätspotenzial für die Migrationsgesellschaft angelegt ist. Durch Soziale Arbeit angebahnte freundschaftliche Beziehungen benötigen allerdings neben Freiwilligkeit, Empathie und Vertrauen auch eine Sensibilisierung für und reflexives Wissen über Antidiskriminierungspraxen. Weiter wäre es die Aufgabe der Sozialen Arbeit, Antidiskriminierungsstrategien deutlich über subtile, transversale Strategien hinauszuentwickeln. Die breite Sensibilisierung für und die (kämpferische) Artikulation von assoziierter Diskriminierung aufgrund von Freundschaften, wie sie im menschenrechtlichen Diskurs der Sozialen Arbeit (Prasad, Muckenfuss & Foitzik, 2020, S. 106 ff.) bereits diskutiert wird, könnte hier ein konstruktiver Schritt in Richtung einer migrationsgesellschaftlich transformativen und inklusiven Solidarität, wie sie im sozialwissenschaftlichen Diskurs entworfen wird, sein.

Literatur

- Alisch, M. & Westphal, M. (2019). Zwischenräume professionell und zivilgesellschaftlich organisierter Sozialer Arbeit mit Zugewanderten. In M. Alisch (Hrsg.), *Zwischenräume – Sozialraumentwicklung in der Migrationsgesellschaft* (Beiträge zur Sozialraumforschung, Bd. 20, S. 99–114). Leverkusen: Opladen.
- Alleweldt, E., Flick, S., Leuschner, V. & Schobin, J. (2016). Abschluss: Das Rätsel der Freundschaft – ein Lösungsvorschlag. In J. Schobin, V. Leuschner, S. Flick, E. Alleweldt, E. A. Heuser & A. Brandt (Hrsg.), *Freundschaft heute. Eine Einführung in die Freundschaftssoziologie* (Kulturen der Gesellschaft, Bd. 22, S. 197–202). Bielefeld: transcript.
- Bahns, A. J., Springer, L. S. & The, C. (2015). Fostering diverse Friendships. The role of beliefs about the value of diversity. *Group Processes and Intergroup Relations*, 18(4), 475–488.
- BMFSFJ. (2017). *Wirkungsanalyse des Patenschaftsprogramms im Bundesprogramm „Menschen stärken Menschen“*. Bericht. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. <https://www.bmfsfj.de/blob/117596/ed5f189dae3bf142645cb4b87db14f0e/wirkungsanalyse-des-patenschaftsprogramms-menschen-staerken-menschen-data.pdf> [15.01.2021].
- Broden, A. & Mecheril, P. (2014). Solidarität in der Migrationsgesellschaft. Einleitende Bemerkungen. In A. Broden & P. Mecheril (Hrsg.), *Solidarität in der Migrationsgesellschaft. Befragung einer normativen Grundlage* (S. 7–20). Bielefeld: transcript.
- Brunkhorst, H. (2014 [1997]). *Solidarität unter Fremden* (Bd. 30022). Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch.

- Castro Varela, M. d. M. (2018). „Das Leiden der Anderen betrachten“. Flucht, Solidarität und Postkoloniale Soziale Arbeit. In J. Bröse, S. Faas & B. Stauber (Hrsg.), *Flucht* (S. 3–20). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. https://doi.org/10.1007/978-3-658-17092-9_1
- Castro Varela, M. d. M. & Heinemann, A. (2016). Mitleid, Paternalismus, Solidarität. In M. Ziese (Hrsg.), *Geflüchtete und Kulturelle Bildung. Formate und Konzepte für ein neues Praxisfeld* (Kultur und soziale Praxis, 1st ed., S. 51–66). Bielefeld: transcript Verlag.
- Haug, S. (2003). Interethnische Freundschaftsbeziehungen und soziale Integration. Unterschiede in der Ausstattung mit sozialem Kapital bei jungen Deutschen und Immigranten. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 55(4), 716–736.
- Haug, S. (2006). Interethnische Freundschaften, interethnische Partnerschaften und soziale Integration. *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung*, (1), 75–91.
- Hill, M. & Schmitt, C. (2021). Solidarität in Bewegung. Neue Felder für die Soziale Arbeit. In M. Hill & C. Schmitt (Hrsg.), *Solidarität in Bewegung: neue Felder für die Soziale Arbeit* (Grundlagen der Sozialen Arbeit, Bd. 44, S. 11–34). Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- Kewes, A. (2021). Solidarität in der frühen westdeutschen Flüchtlingsbewegung. In M. Hill & C. Schmitt (Hrsg.), *Solidarität in Bewegung: neue Felder für die Soziale Arbeit* (Grundlagen der Sozialen Arbeit, Bd. 44, S. 151–170). Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- Kuckartz, U. (2018). *Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung* (Grundlagentexte Methoden, 4. Auflage). Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Kunstreich, T. & May, M. (1999). Soziale Arbeit als Bildung des Sozialen und Bildung am Sozialen. In Widersprüche Redaktion (Hrsg.), *Transversale Bildung – wider die Unbilden der Lerngesellschaft* (Widersprüche, Bd. 73, S. 35–52). Bielefeld: Kleine.
- Küstners, I. (2006). *Narrative Interviews. Grundlagen und Anwendungen*. (1. Auflage). Wiesbaden: Springer VS.
- Lessenich, S. (2019). *Grenzen der Demokratie. Teilhabe als Verteilungsproblem* (Reclams Universal-Bibliothek, Nr. 19625, Special edition). Ditzingen: Reclam.
- Marchart, O. (2011). *Die politische Differenz. Zum Denken des Politischen bei Nancy, Lefort, Badiou, Laclau und Agamben* (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 1956, 1. Aufl., [Nachdr.]). Berlin: Suhrkamp.
- Mecheril, P. (2014). Postkommunitäre Solidarität als Motiv kritischer (Migrations-) Forschung. In A. Broden & P. Mecheril (Hrsg.), *Solidarität in der Migrationsgesellschaft. Befragung einer normativen Grundlage* (S. 73–92). Bielefeld: transcript.
- Mecheril, P., Thomas-Olalde, O., Melter, C., Arens, S. & Romaner, E. (2013). Migrationsforschung als Kritik? Erkundung eines epistemischen Anliegens in 57 Schritten. In P. Mecheril, O. Thomas-Olalde, C. Melter, S. Arens & E. Romaner (Hrsg.), *Migrationsforschung als Kritik? Spielräume kritischer Migrationsforschung* (S. 7–55). Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Messerschmidt, A. (2009). *Weltbilder und Selbstbilder: Bildungsprozesse im Umgang mit Globalisierung, Migration und Zeitgeschichte* (1. Aufl.). Frankfurt am Main: Brandes & Apsel.
- Motzek-Öz, S., Aden, S. & Westphal, M. (2021). Forschen als solidarische Praxis? *Sozialmagazin, Zeitschrift für Soziale Arbeit*, (7–8), S. 66–72.

- Nötzoldt-Linden, U. (1994). *Freundschaft: zur Thematisierung einer vernachlässigten soziologischen Kategorie* (Studien zu Sozialwissenschaften, 140). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Perko, G. (2020). *Social Justice und Radical Diversity. Veränderungs- und Handlungsstrategien*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Perko, G. & Czollek, L. C. (2014). Das Konzept des Verbündet-Seins im Social Justice als spezifische Form der Solidarität. In A. Broden & P. Mecheril (Hrsg.), *Solidarität in der Migrationsgesellschaft. Befragung einer normativen Grundlage* (S. 153–166). Bielefeld: transcript.
- Prasad, N. (2020). Mit Recht gegen Rassismus. In N. Prasad, K. Muckenfuss & A. Foitzik (Hrsg.), *Recht vor Gnade. Bedeutung von Menschenrechtsentscheidungen für eine diskriminierungskritische (Soziale) Arbeit* (S. 20–24). Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Prasad, N., Muckenfuss, K. & Foitzik, A. (Hrsg.) (2020). *Recht vor Gnade. Bedeutung von Menschenrechtsentscheidungen für eine diskriminierungskritische (Soziale) Arbeit*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Reimers, S. (2018). Vernetzung und Solidarität gegen die Ohnmacht. Krisenmomente in der haupt- und ehrenamtlichen Arbeit mit Geflüchteten und deren Ursachen. In W. Schiffauer, A. Eilert & M. Rudloff (Hrsg.), *So schaffen wir das – eine Zivilgesellschaft im Aufbruch. Bedingungen für die nachhaltige Projektarbeit mit Geflüchteten. Eine Bilanz* (S. 33–59). Bielefeld: transcript.
- Reinders, H. (2004). Entstehungskontexte interethnischer Freundschaften in der Adoleszenz. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, (7), 121–145.
- Reinders, H., Mangold, T. & Greb, K. (2005). Ko-Kulturation in der Adoleszenz. Freundschaftstypen, Interethnizität und kulturelle Offenheit im Jugendalter. In F. Hamburger, T. Badawia & M. Hummrich (Hrsg.), *Migration und Bildung. Schule und Gesellschaft* (S. 139–157). Wiesbaden: Springer VS.
- Scherr, A. (2013). Solidarität im postmodernen Kapitalismus. In L. Billmann & J. Held (Hrsg.), *Solidarität in der Krise. Gesellschaftliche, soziale und individuelle Voraussetzungen solidarischer Praxis* (Research, S. 263–270). Wiesbaden: Springer VS.
- Schüler, B. (2017). *Im Spiegel der Freiwilligenagenturen: Ankommenspatenschaften. Einsichten aus einem Modellprojekt für geflüchtete und einheimische Menschen* (bagfa-Analyse). Berlin.
- Schwenken, H. & Schwiertz, H. (2021). Transversale und inklusive Solidaritäten im Kontext politischer Mobilisierungen für sichere Fluchtwege und gegen Abschiebungen. In S. Dinkelaker, N. Huke & O. Tietje (Hrsg.), *Nach der »Willkommenskultur«. Geflüchtete zwischen umkämpfter Teilhabe und zivilgesellschaftlicher Solidarität* (Edition Politik, S. 165–192). Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839454145-008>
- Stojanov, K. (2014). Solidarität und Bildung in der Migrationsgesellschaft. In A. Broden & P. Mecheril (Hrsg.), *Solidarität in der Migrationsgesellschaft. Befragung einer normativen Grundlage* (S. 95–110). Bielefeld: transcript.
- Titzmann, P. F., Brenick, A. & Silbereisen, R. K. (2015). Friendships Fighting Prejudice: A Longitudinal Perspective on Adolescents' Cross-Group Friendships with Immigrants. *J Youth Adolescence*, (44), 1318–1331.
- Vogler, J., Alisch, M., Freuwört, A. & Westphal, M. (2022). Freundschaftliche Beziehungen als Kohäsion in der Migrationsgesellschaft. In F. Baier, S. Borrmann, J. Hefel & B. Thiessen (Hrsg.), *Europäische Gesellschaft(en) zwischen Kohäsion und Spaltung. Rolle,*

- Herausforderungen und Perspektiven Soziale Arbeit* (Theorie, Forschung und Praxis der Sozialen Arbeit, Bd. 25, S. 139–150). Opladen, Berlin und Toronto: Barbara Budrich.
- Vogler, J., Alisch, M., Westphal, M. & Freuwört, A. (2021). Das Versprechen, dass aus Fremden Freund*innen werden. Analyse von Tandeminterviews zwischen Zugewanderten und nicht-Zugewanderten. *Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit*, 72(3), 220–227.
- Wimbauer, C. & Motakef, M. (2017). Das Paarinterview in der soziologischen Paarforschung. Method(olog)ische und forschungspraktische Überlegungen. *FQS Forum: Qualitative Sozialforschung*, 18(2).
- Yildiz, M. (2021). Den Umständen zum Trotz – Solidarität und Freundschaft unter Frauen und Mädchen zweiter und dritter Generation. In M. Hill & C. Schmitt (Hrsg.), *Solidarität in Bewegung: neue Felder für die Soziale Arbeit* (Grundlagen der Sozialen Arbeit, Bd. 44, S. 205–217). Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.

Buchbesprechungen / *Book reviews*

**Hancken, Sabrina Amanda (2020):
Beziehungsgestaltung in der Sozialen Arbeit (147 Seiten).
Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.**

Für die Autorin Sabrina Hancken stehen zwei Dinge fest: Zum einen, „dass Soziale Arbeit und Beziehungsarbeit zusammengehören“ (S. 9) und zum anderen, dass die Beziehungsarbeit und Beziehungsgestaltung keine Frage der *stimmenden Chemie, des richtigen Fingerspitzengefühls* und der Persönlichkeit der Sozialarbeitenden oder gar des *Zufalls* ist, im Sinne von Beziehung passiere *ganz von alleine*, und mal gelinge sie und mal nicht. Vielmehr betont die Autorin das Gegenteil, nämlich, dass eine gute Arbeitsbeziehung lehr- und lernbar ist. Für Hancken ist die Soziale Arbeit nicht nur eine Menschenrechtsprofession (Staub-Bernasconi, 2018), sondern auch eine Beziehungsprofession. Deshalb bedarf es für Studierende bereits im Studium der Sozialen Arbeit ausgewiesener Lernorte, um sich Beziehungskompetenz anzueignen und diese zu erproben. Diese Publikation stellt ein wichtiges und gelungenes Arbeitsbuch dar, welches die professionelle Arbeitsbeziehung als Methode thematisiert, und richtet sich somit an alle Personen, welche mit ihrer *Person als Werkzeug* (von Spiegel, 2018) arbeiten.

Überblick

Das Arbeitsbuch vermittelt bedeutsames Grundlagenwissen und stellt eine interessante Einführung in die Beziehungsarbeit dar. Durch verschiedene Fallbeispiele, Übungsaufgaben und Reflexionsfragen werden Praxis und Theorie verknüpft. Gerade für Berufseinsteiger_innen kann die Arbeit mit Adressat_innen verunsichernd sein. Schnell tun sich hier Fragen auf, wie: wie viel Nähe und Distanz sind angebracht oder wie kann eine vertrauensvolle Beziehung aufgebaut werden. Insofern richtet sich das Arbeitsbuch an Studierende, aber auch an Sozialarbeitende, die ihre professionelle Arbeitsbeziehungsgestaltung reflektieren wollen. Eine weitere Zielgruppe sind auch Hochschullehrende, da Hancken neben dem Aspekt der Lernbarkeit auch auf den der Lehrbarkeit achtet und hier wertvolle Anleitungen zur Verfügung stellt.

Einblicke

Sabrina Hancken verfolgt in sieben Kapiteln erfolgreich das Ziel, die Beziehungsarbeit als Methode in der Sozialen Arbeit dem Lesenden näherzubringen. Hier achtet sie darauf, dass nicht der Eindruck einer Rezeptartigkeit entsteht, vielmehr gelingt es aufzuzeigen, wie geeignete (Rahmen-) Bedingungen hergestellt werden können, und sie liefert essenzielles Hintergrundwissen zu Beziehungen. Zunächst skizziert sie die Ausbildungsgeschichte der Sozialen Arbeit und fördert so ein Verständnis für den Werdegang der Profession hin zur Beziehungsfprofession. Sie setzt sich eingehend mit dem Handlungsfeld der Sozialarbeitenden und den damit verbundenen Anforderungen auseinander. Hancken interessiert, wie unterschiedliche theoretische Konzepte und Modelle zu sozialarbeiterischen Kompetenzen die professionelle Beziehungsgestaltung beschreiben. Sie kritisiert, dass in den Konzepten zwar Hinweise zu finden sind, in welchen die Beziehungsarbeit und der Beziehungsaufbau als Komponente von Professionalität betrachtet werden, jedoch bleibt die Frage offen, wie angehende Sozialarbeitende diese erwerben sollen, denn auch der Stellenwert dieser Kompetenz im Lehrplan der Hochschulen bleibt offen. Im Laufe des Buches wird immer deutlicher, dass der Aufbau einer vertrauensvollen, empathischen, tragfähigen und verlässlichen Beziehung eine fachliche Anforderung an die sozialarbeitende Person ist. Im Hochschulkontext jedoch findet die professionelle Beziehungsgestaltung als bewusst erlernbare Methode wenig Beachtung. Hancken zeigt dieses Problem nicht nur auf, sondern bietet nach einer eingehenden Literaturrecherche auch eine Lösung, wie Beziehungskompetenzen anhand der Komponenten Wissen – Können – Haltung im Studium lehr- und lernbar gemacht werden können.

Sabrina Hancken sorgt in der Ausführung über die Basics der Gesprächsführung für Praxisnähe und wählt hier neben systemischen Fragetechniken (z. B. zirkuläres Fragen, die Wunderfrage) auch die lösungsorientierte Beratung und motivierende Gesprächsführung, welche sie anhand von Fall- und Übungsbeispielen anschaulich aufarbeitet. Ganz im Sinne eines Arbeitsbuches gibt sie den Leser_innen *Werkzeuge* in die Hand wie verschiedene Methoden (z. B. das Zeichnen eines Beziehungsnetzes), Anleitungen (das Führen eines Erstgesprächs) – verdichtet mit kompakten Merksätzen.

Die Autorin fokussiert die gelingende professionelle Arbeitsbeziehung, sie geht aber auch auf etwaige Herausforderungen, Widerstände, Abwehrmechanismen und Abbrüche in der Beziehungsgestaltung ein. Dieses Thema könnte noch etwas vertieft werden, beispielsweise in Bezug auf

mögliche Fehler und Nebenwirkungen. Die Gestaltung der Arbeitsbeziehung ist ein Bereich, in dem sich einige Fehlerarten identifizieren lassen, wie das Nichtwahrnehmen von Begrenzungen oder Omnipotenz- und Helfer_innensyndromgefühle (Wolff et al., 2013; Schwabe, 2017). Trotz der knappen Darstellung gelingt es der Autorin dennoch gut, darauf einzugehen, wie mögliche Fehler in der Beziehungsgestaltung durch die Etablierung dieser Methode im Studium identifiziert und reflektiert werden können. Das Buch bietet Studierenden eine Anleitung, um Beziehungsarbeit mittels der Trias Wissen, Können und Haltung lernbar zu machen. Andererseits bietet dieses Buch auch Lehrenden eine interessante Handreichung, wie ein Seminar zur professionellen Arbeitsbeziehung gestalten werden könnte. Ganz konkret findet sich ein gelungenes Beispiel für den Aufbau eines Seminars zu professioneller Beziehungsgestaltung im Bachelor-Studiengang.

Die Autorin formuliert schlüssig personale und strukturelle Einflussgrößen, welche in der sozialarbeiterischen Beziehungsgestaltung eine Rolle spielen, so schreibt sie:

„Um professionell Beziehungen aufbauen und gestalten zu können, ist ein Zusammenspiel von Identitätsarbeit und Rollenverständnis, Haltung, Vertrauen, Nähe-Distanz-Verhältnis, feinfühliges Handeln, Emotionsarbeit, Reflexion und Humor grundlegend“ (S. 117).

Neben diesen acht Bausteinen beschreibt Sabrina Hancken die institutionellen Rahmenbedingungen, die Zielgruppe und die Arbeitsform als weitere Einflussfaktoren auf die Beziehungsarbeit. Auch hier lässt die Autorin die Praxisorientierung nicht missen und ermöglicht eine Wissensvertiefung im stationären, teilstationären und ambulanten psychiatrischen Bereich. Ihre sehr gut gelungene Herausarbeitung eines sozialarbeiterischen Handlungskonzeptes zur Beziehungsarbeit bringt sie in die Form von acht Bausteinen, welche sie für die Hochschullehre kreiert. Neben einem theoretischen Inhalt hat jeder Baustein auch eine praktische Komponente und beinhaltet eine Anleitung zu einer Gruppenübung, die der Selbsterfahrung dient. Die Autorin gibt auch Vorschläge für geeignete Lernorte, welche sie in Seminaren, Übungen mit Praxisbezug, begleitenden Veranstaltungen zum Praktikum oder auch Projektwerkstätten sieht.

Abschließend stellt Hancken zukunftsorientierte Überlegungen an, wie sich die Profession der Sozialen Arbeit weiterentwickelt. Sie kommt zum Schluss, dass, egal welche Veränderungsprozesse auf die Profession und die Sozialarbeitenden zukommen, die Beziehungsgestaltung stets die Basis des

Unterstützungsprozesses darstellen wird. Beziehungskompetenz bleibt somit ein zentraler Bestandteil der sozialarbeiterischen Professionalität.

Fazit

Sabrina Hancken hat sich bereits in mehreren anderen Publikationen mit der Beziehungsgestaltung in der Sozialen Arbeit auseinandergesetzt. Im vorliegenden Buch gibt sie nun viele wertvolle Anregungen und gute Beispiele, wie und wo an der Hochschule Lernorte entstehen können, um Beziehungsarbeit zu üben. Dem Plädoyer, dass eine professionelle Arbeitsbeziehung nicht zufällig zustande kommt, sondern mittels der Komponenten Wissen, Können und Haltung lehr- und lernbar ist – diesem Plädoyer kann sich die Rezensentin nur anschließen. Beziehungsgestaltung sollte als Methode in dafür ausgewiesenen Lernorten an der Hochschule einen fixen Bestandteil des Studiums darstellen. Derzeit gibt es hier eine Lücke, die mithilfe des vorliegenden Arbeitsbuches geschlossen werden kann. Das Buch ist ein wertvoller Beitrag, um qualitätsvolle Arbeit im sozialarbeiterischen und sozialpädagogischen Bereich sicherzustellen. Zudem lenkt es den Fokus auf die Verantwortung, welche Sozialarbeitende im Hinblick auf den Aufbau und die Gestaltung einer Arbeitsbeziehung tragen.

Sabrina Hancken vermittelt in ihren Ausführungen den Leser_innen neben einem breiten Methodenrepertoire Grundhaltungen, theoretisches Wissen und theoriegeleitete Reflexionsmethoden. Dies unterstützt nicht nur Studierende, sondern auch Lehrende bzw. erfahrene Praktiker_innen im Aneignungsprozess von Beziehungskompetenzen und reflexiver Professionalität.

Literatur

- Schwabe, M. (2017). *Die ‚dunklen Seiten‘ der Sozialpädagogik. Ideale, Negatives, Ambivalenzen*. Ibbenbüren: Münstermann.
- Spiegel, H. (2018). *Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit. Grundlagen und Arbeitshilfen für die Praxis* (5. Aufl.). München: Ernst Reinhardt.
- Staub-Bernasconi, S. (2018). *Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft. Auf dem Weg zu kritischer Professionalität* (2. Aufl.). Leverkusen: Barbara Budrich.
- Wolff, R., Flick, U., Ackermann, T., Biesel, K., Brandhorst, F., Heinitz, S., Patschke, M. & Röhsch, G. (2013). *Aus Fehlern lernen – Qualitätsmanagement im Kinderschutz. Konzepte, Bedingungen, Ergebnisse*. Leverkusen: Barbara Budrich.

Katharina Deutsch

Katharina Deutsch, MA, ist Doktorandin und Universitätsassistentin im Arbeitsbereich Sozialpädagogik am Institut für Erziehungs- und Bildungswissenschaft der Karl-Franzens-Universität Graz.
Kontakt: katharina.deutsch@uni-graz.at

Loch Ulrike/Imširović Elvisa/Artzmann Judith/Lippitz Ingrid (2022): Im Namen von Wissenschaft und Kindeswohl. Gewalt an Kindern und Jugendlichen in heilpädagogischen Institutionen der Jugendwohlfahrt und des Gesundheitswesens in Kärnten zwischen 1950 und 2000 (390 Seiten). Innsbruck, Wien: StudienVerlag.

„Institutionelle Gewalt [...]“, so die Autorinnen, „verliert ihre zerstörerische Wirkung erst, wenn die Gewalthandlungen beendet werden *und* über die erlittene Gewalt und ihre Auswirkungen so gesprochen werden kann, dass sie als Menschenrechtsverletzungen anerkannt und darüber mit individueller, struktureller und politischer Unterstützung realisierbare gesellschaftliche Veränderungen verbunden werden“ (S. 27). Diese Überzeugung wird nicht bloß adressiert und vorgetragen, auf dass andere sie einlösten, sie ist durchgehende Haltung und Forschungsprogramm der vorgelegten Publikation. Die 2022 im Studienverlag erschienene Studie ist eine systematische Intervention in das lange Schweigen der Institutionen und der in diesen Handelnden, eine aufklärende Schrift über die Hervorbringungsbedingungen institutioneller Gewalt, hier bezogen auf eine spezifisch zeit-räumliche Konstellation der österreichischen Heilpädagogik und Jugendwohlfahrt in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Kärnten und sie ist eine Ermutigung, dass es lohnt, sich mit diesem Stück Geschichte zu befassen: konkret, in menschenrechtsorientierter Perspektive, mit dem Ziel, Verantwortungsübernahme einzufordern, kollektives Erinnern und Trauern zu ermöglichen und gegen eine Aktivierung von vergleichbaren Gewaltstrukturen in Gegenwart und Zukunft zu immunisieren (vgl. S. 349 ff.).

1. Entstehungszusammenhang und Kontext

Die von Ulrike Loch, Elvisa Imširović, Judith Artzmann und Ingrid Lippitz gemeinsam verfasste Monografie erscheint im Strom und im Gefolge einer Vielzahl von Ereignissen und ist ein Beleg dafür, dass sich hinsichtlich der Aufmerksamkeit für institutionelle Gewalt an Kindern und Jugendlichen in

Kärnten etwas bewegt hat und durch die der Publikation vorausgehenden Forschungsarbeiten der Autor_innen ihrerseits bewegt wurde. Die Studie geht zurück auf die Initiative der Kinder- und Jugendanwaltschaft Kärntens, die gemeinsam mit der Opferschutzstelle und -kommission des Landes und einer für die Aufarbeitung der gewaltvollen Geschichte der Kärntner Heilpädagogik und Jugendwohlfahrt flankierend eingerichteten Steuerungsgruppe das zwischen 2016 und 2021 stattfindende Forschungsprojekt begleiteten. Noch während der laufenden, dem nun vorliegenden Buch zugrunde liegenden Forschungen und wohl auch durch diese angeregt, setzte das Land Kärnten 2020 eine öffentliche „Geste der Verantwortung“, entschuldigte sich bei den betroffenen ehemaligen Kinderpatient_innen und Heimbewohner_innen für die institutionelle Gewalt, die sie erleiden mussten und vor der sie von den öffentlichen Verantwortungsträger_innen nicht oder nur sehr unzureichend geschützt wurden. Parallel zum Erscheinen der hier besprochenen Publikation „Im Namen von Wissenschaft und Kindeswohl“ wird das vom israelischen Hörspiel- und Theaterregisseur Naom Brusilovsky am Klagenfurter Stadttheater inszenierte, zwischenzeitlich mit dem Nestroy-Spezialpreis ausgezeichnete, Stück „Nicht sehen“ aufgeführt – ein weiteres von den Forscherinnen mit angestoßenes und wissenschaftlich begleitetes Projekt, das die offene Wunde bearbeitet, die auch 20 Jahre nach der Verurteilung des Pädiaters und Heilpädagogen Franz Wurst wegen Beteiligung am Mord an seiner Ehefrau und wegen des unermesslichen Ausmaßes an sexualisierter Gewalt gegen Hunderte Kinder und Jugendliche in öffentlichen Einrichtungen in Kärnten noch offen ist. „Das Sichtbare und das Unsichtbare sowie die Möglichkeit, davon zu erzählen, stehen im Mittelpunkt der dokumentarischen Inszenierung, in der Schauspieler_innen, Einwohner_innen der Stadt und Jugendliche aus dem Theaterspielclub des Stadttheaters mitwirken“, so das Stadttheater Klagenfurt in seiner Programmankündigung (<https://www.stadttheater-klagenfurt.at/produktionen/nicht-sehen/>). Ein vergleichbares Ziel verfolgt auch die vor Kurzem erschienene Publikation von Ulrike Loch und Mitarbeiterinnen: Sie will über institutionelle Gewalt – am Beispiel der Kärntner Heilpädagogik und Jugendwohlfahrt der Nachkriegsjahrzehnte – ins Gespräch kommen und vor dem Hintergrund der Rekonstruktion des Vergangenen, welche in diesem Fall bis in die Gegenwart der beginnenden 2000er-Jahre reicht, nicht nur die Ermöglichungsbedingungen dieser systemhaften Gewalt an Kindern und Jugendlichen detailliert herausstellen, sondern auch die „Folgerungen und Herausforderungen“ für die Zukunft (vgl. S. 349 ff.) diskutieren.

2. Fragehorizont und Vorgehen

Ausgangspunkt der Forschungen war das unnachgiebige Fragen der Kärntner Opferschutzstelle, wie „so unvorstellbar erschütternde Gewalt an so vielen Kindern und Jugendlichen so lange Zeit unwidersprochen möglich war und warum niemand da war, der diesen Taten bzw. dem Wegschauen und dadurch weiteren Taten Einhalt hätte bieten können“ (S. 17). Daraus entwickelten die Forscherinnen folgende *drei* Frageperspektiven: zum einen (1) nach den gewaltförderlichen Struktureigentümlichkeiten jener Kärntner Institutionen, die von den Gewaltopfern am häufigsten vor der Opferschutzkommission angezeigt wurden – das heilpädagogisch betreute Landesgroßheim Rosental in Görtschach und die 75 Betten umfassende Heilpädagogische Abteilung des Landeskrankenhauses, vorrangig zur Zeit der Ära Wurst (1968/69–1985), aber auch darüber hinaus; zum anderen (2) nach dem Anteil der Wissenschaften, insbesondere der medikalen Heilpädagogik, an der Aufrechterhaltung der Gewalt; schließlich (3) nach den Erkenntnissen für eine zeitangemessene, menschenrechtsbasierte Kinder- und Jugendhilfe und -psychiatrie, die aus den Befunden der qualitativ-rekonstruktiven Aufarbeitung ihrer Geschichte gewonnen werden können (S. 39).

Datenbasis der umfangreichen Untersuchung sind einerseits die – von den Betroffenen freigegebenen – Akten der Opferschutzkommission (sie enthalten insbesondere fürsorgeärztliche und jugendwohlfahrtliche Dokumente), von denen 26 hermeneutisch ausgewertet werden, andererseits Patient_innenakten der Heilpädagogischen Abteilung, dazu entstand eine eigene Masterarbeit von Judith Artzmann, sowie Verwaltungsakten der Jugendwohlfahrt und der Universität Klagenfurt, schließlich noch die umfangreichen Akten des Strafverfahrens gegen Franz Wurst (1920–2008). Überaus groß ist die Zahl der für die Studie getätigten leitfadengestützten offenen Zeitzeug_inneninterviews: Die allergrößte Gruppe der Interviewten – ein großes Verdienst der Studie – stellen die ehemaligen Fachkräfte aus den beiden untersuchten Institutionen dar, aber auch aus den Jugendämtern, der Landessozialverwaltung und der Universität, respektive jene ihrer Institute, die mit den Akteur_innen engen wissenschaftlichen Kontakt pflegten. Dreizehn ausführliche biografische Interviews wurden mit Menschen geführt, die als Kinder und/oder als Jugendliche ambulant oder stationär in der Heilpädagogischen Abteilung, in Wursts Privatordination und/oder im Landesjugendheim von institutioneller Gewalt und sexuellem Missbrauch betroffen waren.

3. Aufbau und Befunde

Das Buch gliedert sich in zwölf Kapitel, die jeweilige Textverantwortung der einzelnen Autorinnen wird am Kapitelbeginn vermerkt. Neben der historischen Rekonstruktion der baulichen, personalen und organisationalen Struktur der beiden institutionellen Ankerbeispiele (das Heim Rosental und die heilpädagogische Abteilung) widmet sich der erste größere Teil der Untersuchung der Einordnung der Kärntner Heilpädagogik (Wurst/Hartmann) in das Panorama der Österreichischen Heilpädagogik, ihrer Institutionalisierung und langen Diskursführerschaft im Rahmen der „Verwissenschaftlichung“ der Jugendfürsorge sowie ihrer Verankerung an Universitäten und in der Erzieher_innenausbildung. Die Kapitel vier und fünf geben ausgiebig Einblick in das Theorierepertoire der einflussreichen zweiten Wiener heilpädagogischen Schule (Asperger und seine Schüler_innen), deren Orientierung am Diagnoseinventar der Jahrhundertwende-Psychiatrie und -psychopathologie einschließlich des Kärntner Spezifikums der Ermittlung von Konstitutionstypen nach Ernst Kretschmer und Wilfried Zeller sowie der routinemäßigen Geschlechtsreifefeststellung (Tanner-Stadien), des Auslösens des Cremasterreflexes u. a. m., in dessen Rahmen – so die Untersuchungsmethoden nicht selbst schon als solche zu qualifizieren wären – es regelmäßig zu sexuellen Übergriffen durch den Primar der Heilpädagogischen Abteilung kam. Die Krankenaktenanalyse in Kapitel fünf lässt eindrücklich nachvollziehen, was an Behandlungsmethoden auf der Station angewandt wurde, welche Diagnosen gestellt wurden und wie über das heilpädagogische Gutachten Fremdunterbringungsentscheide vorbereitet wurden. Die Abschnitte sechs bis zehn sind wohl die eindrücklichsten der Studien: Sie geben die Wirkung der heilpädagogischen und jugendfürsorglichen Maßnahmen am einzelnen Subjekt wieder. Vier dichte biografische Rekonstruktionen, gewonnen aus lebensgeschichtlichen Interviews, akkuratem Aktenstudium und fach-kollektiver Interpretation geben exemplarisch Auskunft über die vielschichtigen Gewalterfahrungen hier ausschließlich männlicher Kinder und Jugendlicher, die aus oft prekären Familienverhältnissen kommend für längere Zeit in einer, meist aber in mehreren Kärntner heilpädagogisch-jugendwohlfahrtlichen Einrichtungen lebten. Wie das dichte Netz der Kärntner Heilpädagogik und die defektlogische Diagnosebildung auch im Landesjugendheim Rosental Wirkung entfaltete, wie fehlende „Fachaufsicht“, „persönliche Loyalität“ und „Nepotismus“, „Machtakkumulation“ in und zwischen den Institutionen ein gewaltförmiges Konglomerat erzeugten, behandelt das 11. Kapitel mit dem an Goffman angelegten Titel „Totale Institutionalisierung“. Die Ausarbeitung

gen rekonstruieren als Reaktionsprinzipien: Diffusion und Delegation von Verantwortung, Personalisierung von Strukturversagen und langanhaltende Nichtauseinandersetzung mit dem Einflussbereich des Primars über seine Haupttätigkeit an der Heilpädagogischen Abteilung hinaus: auf die Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe, das Sonderschul- und Behindertenhilfewesen. Dies zeige sich auch in der „im nationalen Vergleich späten Schließung des Landesjugendheims Rosental im Jahr 2013“ (S. 347). Den Abschluss bildet ein Abschnitt, der vor dem Hintergrund der verstörenden, jahrzehntelangen das Schweigen aufrechterhaltenden Kooperation von „Fachpraxis, Politik und Wissenschaft“ Folgerungen und Herausforderungen für eine gegenwartsangemessene, kinderrechtskonforme und inklusive Kinder- und Jugendhilfe sowie Kinderpsychiatrie diskutiert.

4. Fazit und abschließende Würdigung

Mit „Im Namen von Wissenschaft und Kindeswohl“ ist eine wichtige Publikation entstanden, der es gelingt, sprachsensibel und lesbar über ein Stück Kärntner Geschichte aufzuklären. Es ist ein Verdienst der Studie, die Monstrosität des Täterhandelns des 2002 verurteilten Primars und Heilpädagogen Franz Wurst nicht detailreich in den Mittelpunkt zu stellen, sondern vielmehr einen Erklärungsversuch zu liefern, wie der Kärntner heilpädagogisch-jugendwohlfahrtliche Komplex über Jahrzehnte Kinder und Jugendliche einem Gewaltsystem auslieferte und sie an ihrer Lebensentwicklung hinderte. Es sind dem Buch zahlreiche Leser_innen zu wünschen, welche die Auseinandersetzung aufnehmen und fortführen, denn wie die Literatin Anna Beer in der Präambel der Schrift feststellt: „Das Schweigen nämlich, sooft es auch bricht, fügt sich schnell wieder zusammen“ (S. 16).

Michaela Ralser

Michaela Ralser, Dr.ⁱⁿ, ist Univ.-Professorin am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Innsbruck. Sie forscht und lehrt zu Subjektivierungsvorgängen, Zugehörigkeitsordnungen, historischen und gegenwärtigen Wohlfahrtsregimen sowie zur Wissenschafts- und Institutionengeschichte öffentlicher Erziehung.

Kontakt: Michaela.Ralser@uibk.ac.at

Mörsberger, Thomas (2022): Beziehungsweise Vertrauen. Warum sich das berufliche Helfen und Erziehen angesichts zunehmender Formularisierung und Absicherungsmentalität neu definieren sollte. Ein Plädoyer. (379 S.) Weinheim: Verlag Beltz Juventa

Anliegen des Bandes

Thomas Mörsberger (*1947) ist Jurist mit umfangreichen praktischen Erfahrungen in der Leitung und rechtlichen Beratung von öffentlichen Einrichtungen der Jugend- und Sozialhilfe. Er legt mit seinem Band zu Vertrauen im Kontext des beruflichen Erziehens und Helfens eine Monografie vor, die sich weder zu einem der Themenbereiche des Beltz-Juventa-Fachverlags (Soziologie, Erziehungswissenschaft oder Soziale Arbeit) noch in ein bekanntes Publikationsformat (Essay, Studie, Theoriediskurs ...) einordnen lässt, sondern quer dazu liegt. Er selbst beschreibt seine Abhandlung als Plädoyer, das „selbstverständlich nicht als wissenschaftliche Ausarbeitung zu verstehen (S. 11)“ sei (entsprechend findet sich auch kein Literaturverzeichnis, sondern Endnoten, die teilweise Quellenangaben enthalten). Sein Ziel ist es, darin das komplexe „Phänomen Vertrauen“ zu einem zentralen Begriff zu machen und ohne die komplizierte Fachsprache für die Diskussion der (pädagogischen) Praxis aufzubereiten. Dementsprechend verzichtet er auf die Rekonstruktion (sozial-)pädagogischer Vertrauensforschung und bleibt auch bei der Zielgruppe eher diffus: Mörsberger richtet sich ganz allgemein an alle, die seinen „Nachdenklichkeiten“ (S. 15) folgen mögen, um sich selbst „kluge Fragen stellen“ und Zukunft generell – nicht nur in Bezug auf Kinder- und Jugendhilfe – aktiv gestalten zu können.

Struktur und Inhalt

Die Monografie gliedert sich in zwölf Kapitel, die jeweils für sich stehend als einzelne Plädoyers zu Vertrauen verstanden werden können. Jedes dieser Kapitel ist wiederum in zwölf Unterkapitel gegliedert. Die inhaltliche Klammer um diese Abhandlungen bildet die von Mörsberger postulierte zunehmende „Formalisierung“ und „Absicherungsmentalität“ im beruflichen Erziehen und Helfen, welche einer Beziehungsarbeit entgegenstehe, die längere Kennenlernphasen oder ergebnisoffene Aushandlungsprozesse ermögliche. Versucht man weitere Strukturen in der Gliederung des Bandes zu finden, so scheint einerseits ein Fokus auf der Präzisierung des „Vertrau-

ensbegriffs“ zu liegen, insbesondere durch die Verschränkung mit kontrastierenden Begriffen wie Kontrolle, Misstrauen oder Absicherung (siehe z. B. Kap. I., III., XI.). Andererseits werden unterschiedliche Kontexte reflektiert, in denen Vertrauen eine Rolle spielt bzw. spielen könnte oder müsste. Morsberger selbst differenziert dabei nicht weiter, die inhaltliche Gliederung lässt aber deutlich werden, dass eklektisch zwischen subjektiven (vgl. Kap. V.), personalen (vgl. Kap. IV., VIII), sozialen (vgl. Kap. IX., X.) und rechtlich/institutionellen (Kap. VI., VII.) Bedingtheiten von Vertrauen unterschieden wird:

- I. Von wegen Vertrauen. Annäherungsversuche an eine schwierige Begrifflichkeit
- II. Ja wirklich? Vom Umgang mit dem Thema Vertrauen und seinem Verhältnis zur Realität, zum Narrativ und zur Wahrheit
- III. Eine Art Dialektik der Aufklärung? Misstrauen und kritische Sichtweisen als Voraussetzung für – Vertrauen
- IV. Arbeitsbeziehung oder Beziehungsarbeit? Vertrauen lebt von Gegenseitigkeit, benötigt Zeit und Raum, überhaupt förderliche Rahmenbedingungen
- V. Selbstvertrauen: Da hängt dann irgendwie alles mit allem zusammen
- VI. Gesellschaft mit verschränkter Haftung: Wie Vertrauen in unserer Rechtsordnung geschützt und in der Rechtspraxis unterlaufen wird.
- VII. Beim Thema Datenschutz kommt es zum Schwur: Obsiegt die Tendenz zum Formularismus oder wird endlich die Beziehungsfrage in den Blick genommen?
- VIII. Liebesgrüße aus dem Off: Wird jetzt in (a-)sozialen Netzwerken mehr vertraut als in der Beziehung zwischen einzelnen Menschen?
- IX. Notwendige Bereitschaft zum Risiko versus mangelnde Sorgfalt. Was mit der Kritik an „Absicherungsmentalität“ gemeint ist
- X. Beispiel Kinderschutz: Im Irrgarten diffuser Verantwortlichkeiten. Helfen und Erziehen auf der Basis eines „konstruktiven Misstrauensvotums auf Gegenseitigkeit“
- XI. „Wohin soll das führen?“ Das Thema Vertrauen als Gegenstand von Erziehung, Politik und politischer Bildung
- XII. Grenzperspektiven. Durch einen veränderten Umgang mit dem Thema Vertrauen für's berufliche Helfen und Erziehen neue Entwicklungschancen entdecken

Allen Kapiteln liegt dabei das gleiche methodische Vorgehen zugrunde: Morsberger spricht seine Leser_innen im Duktus der Alltagssprache an und

postuliert ein Problem auf Basis seiner eigenen Beobachtungen. Dieses wird dann eklektisch anhand unterschiedlicher Ideen beleuchtet, sodass Aussagen und Fragen zu Vertrauen in der Art eines Gedanken-Kaleidoskops präsentiert werden. Beispielhaft wird hier das Kapitel IV „Arbeitsbeziehung oder Beziehungsarbeit?“ nachgezeichnet, das den Kern des Buches behandelt. Schon mit seinem Titel „Beziehungsweise Vertrauen“ setzt Mörserberger eine enge Korrelation zwischen beiden Phänomenen voraus, welche er hier differenzierter ausarbeitet. Nach einer assoziativen – etymologisch anmutenden – Begriffsbestimmung wird „Beziehung“ mit den Begriffen „Verhältnis“ und „Kommunikation“ korreliert. Anklang an Kommunikationstheorien nehmend, werden Inhalts- und Sachebenen angesprochen und der Vertrauensbegriff diesem Bedeutungsgehalt untergeordnet. Ziel sei es, „Beziehung“ als einen Prozess abzubilden, um in weiteren Kapiteln „Dynamiken und Macht,fragen“ in den Blick zu nehmen. Diese seien, so Mörserberger, wie auch andere zentrale Gegenstände seines Buches, für die Soziale Arbeit nicht genügend ausgearbeitet. Es scheint so, als habe die pädagogische Fachkraft mehr Macht als die Klientel. In Interaktionsanalysen würde aber schnell ersichtlich, dass z. B. „der Lehrer meist das größere Problem mit dem renitenten Schüler habe und nicht die „Nervensäge“ selbst“ (S. 125). Statt wie in der pädagogischen Fachsprache von „Maßnahmen“ und „Arbeitsbeziehungen“ auszugehen, sei „Beziehungsarbeit“ notwendig, um erfolgreich helfen und erziehen zu können. Diese „Beziehungsarbeit“ basiere auf „Kontrakten“ als Zeichen gegenseitiger Verständigung. Diese ließen zugleich ‚wahre‘ Gefühle zu (vgl. S. 136 ff.) und Beziehungs-Herausforderungen wie z. B. oft tabuisierte „Charakterschwächen“ der Adressat*innen könnten benannt werden. Mörserbergers Analysen verdeutlichen die auf Alltagserfahrung basierenden Interpretationen des juristisch gebildeten Autors. Unhintergehbare Fehlerpotenziale pädagogischer Arbeit (Schütze, 2021) oder strukturell gegebene Hierarchien und Machtverhältnisse in Beziehungen zwischen Professionellen und Adressat*innen werden nicht thematisiert. Mit Quellenstudien z. B. zu Ergebnissen rekonstruktiver oder wissenssoziologischer Sozialarbeitsforschung hätten Fragen der Vertrauensbildung in Arbeitsbündnissen (vgl. Oevermann, 1996) in einen für Praktiker_innen und Wissenschaftler_innen gleichermaßen anregenden Diskurs gesetzt werden können (vgl. Becker-Lenz, 2014; Tiefel & Zeller, 2012).

Fazit

Das Buch Mörserbergers stellt für mich als Diplom-Pädagogin mit umfangreicher Praxiserfahrung in sozialpädagogischen Feldern und insbesondere

als Erziehungswissenschaftlerin, die seit mehr als 15 Jahren qualitativ/rekonstruktiv zu Vertrauen in pädagogischen Settings forscht, eine große Herausforderung dar. Der Schreibstil im Duktus des Plädoyers eines engagierten Juristen lässt nur schwer einen „roten Faden“ in der Argumentationskette erkennen. Stattdessen werden Haupt- und Nebenstränge von Gedankengängen assoziativ verknüpft und dabei sporadisch Quellen hinzugezogen, ohne auf Diskurse zu verweisen. Auf Postulate folgen weitere Fragen und eröffnen neue Gedankenketten. Seine Expertise über rechtliche und institutionelle Hindernisse, die Beziehungsarbeit in sozialen Arrangements erschweren, wird für die Leser_innen nur unzureichend expliziert. Stattdessen gibt Mörsberger der Subjektivierung kollektiver Herausforderungen im Kontext der Professionalisierung der Kinder- und Jugendhilfe eine Bühne. Er schreibt den in Sozialer Arbeit Tätigen Verantwortung auf der personalen Ebene zu, die auf gesellschaftlicher Ebene liegt (vgl. z. B. Brand, 2017). Das Versprechen des Klappentexts „den Begriff Vertrauen greifbarer“ zu machen, „sodass er sogar handhabbar wird für kritische Reflexionen, was berufliches Helfen und Erziehen ausmacht“ wird für mich nicht erfüllt.

Literatur

- Brand, H. (2017). *Orientierungen von professionellen Akteurinnen und Akteuren in der Sozialen Arbeit. Eine biographieanalytische Studie*. Baltmannsweiler: Schneider.
- Becker-Lenz, R. (2014). Vertrauen in Arbeitsbündnissen. In S. Bartmann, M. Fabel-Lamla, N. Pfaff & N. Welter (Hrsg.), *Vertrauen in der erziehungswissenschaftlichen Forschung* (S. 355–374). Opladen: Budrich.
- Oevermann, U. (1996). Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisiereten Handelns. In A. Combe & W. Helsper (Hrsg.), *Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns* (S. 70–182). Berlin: Suhrkamp.
- Schütze, F. (2021). *Professionalität und Professionalisierung in pädagogischen Handlungsfeldern*. Soziale Arbeit. Stuttgart: UTB.
- Tiefel, S. & Zeller, M. (2012) (Hrsg.). *Vertrauensprozesse in der Sozialen Arbeit*. Baltmannsweiler: Schneider.

Sandra Tiefel

Sandra Tiefel, Dr.ⁱⁿ phil., Dipl.-Päd.ⁱⁿ, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Pädagogik und Medienbildung der Otto von Guericke Universität Magdeburg.

Kontakt: sandra.tiefel@ovgu.de

Kurzinfo zu den Autor_innen / *Bio-sketches of Authors*

Monika Alisch, Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ, ist Professorin für Sozialplanung, Sozialraum- und Gemeinwesenarbeit an der Hochschule Fulda, Fachbereich Sozialwesen. Sie leitet das Zentrum Gesellschaft und Nachhaltigkeit – CeSSt der Hochschule Fulda. Ihre Forschungsschwerpunkte sind die Sozialraumforschung, Zivilgesellschaft und Partizipation, Migration und Altern.

Kontakt: monika.alisch@sw.hs-fulda.de

Monika Alisch, Prof. Dr., is Professor of Social Planning, the Sociology of Space and Community Work at Fulda University of Applied Sciences, Department of Social Work. She heads the Centre for Society and Sustainability – CeSSt at Fulda University of Applied Sciences. Her research focuses on social space research, civil society and participation, migration and ageing.

Contact: monika.alisch@sw.hs-fulda.de

Sara Blumenthal, Dr.ⁱⁿ, ist seit 2019 Ass. Professorin am Institut für Erziehungswissenschaften und Bildungsforschung der Universität Klagenfurt, Österreich. Sie lehrt und forscht dort zu Affekten, Kinder- und Jugendhilfe, Gewalt, Sexualpädagogik, Grounded Theory sowie Ethnographie.

Kontakt: sara.blumenthal@aau.at

Sara Blumenthal, Dr., has been Assistant Professor at the Institute of Educational Sciences and Educational Research at the University of Klagenfurt, Austria since 2019. She teaches and conducts research on the topics of affects, child and youth welfare, violence, sex education, grounded theory and ethnography.

Contact: sara.blumenthal@aau.at

Tereza Javornický Brumovská, PhD, holds a doctorate degree in sociology, and researches and teaches on youth mentoring, the sociology of childhood and youth, and qualitative and participatory research methods in the social sciences. She is currently a MSCA IF 2020 Research Fellow at Charles University, Prague, with project no. 101027291 ENCOUNTER: Experiences of Youth in Natural Mentoring Relationships. She is inter-

ested in children, young people, and their daily experiences of different social phenomena, such as youth mentoring.

Contact: tereza.brumovska@fhs.cuni.cz

ORCID: 0000-0002-6582-0371

Vera Dangel, MA, ist seit August 2019 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Hochschule RheinMain im Projekt VISION-RA. Sie hat Soziale Arbeit Gemeindepesychiatrie studiert und war als gemeindepesychiatrische Sozialarbeiterin tätig.

Kontakt: Vera.Dangel@hs-rm.de

Vera Dangel, MA, has been a research assistant at the RheinMain University of Applied Sciences on the project VISION-RA since August 2019. She studied for a MA in Social Work: Community Mental Health and has worked as a community mental health social worker.

Contact: Vera.Dangel@hs-rm.de

Michael Domes, Dr., ist seit 2018 Professor für Theorien und Handlungslehre in der Sozialen Arbeit an der Technischen Hochschule Nürnberg Georg Simon Ohm. Er lehrt und forscht dort zu Theorien Sozialer Arbeit, Ethik, Sozialpsychiatrie (Recovery), Kinder- und Jugendhilfe und Jugend(sozial)Arbeit.

Kontakt: michael.domes@th-nuernberg.de

Michael Domes, Dr., has been a professor of Social Work Theories and Applied Methods at the Nuremberg Institute of Technology since 2018. There, he teaches and researches on social work theories, ethics, social psychiatry (recovery), child and youth welfare, youth work and youth social work.

Contact: michael.domes@th-nuernberg.de

Carolin Ehlke, Dr.ⁱⁿ, ist seit 2013 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sozial- und Organisationspädagogik der Universität Hildesheim. Sie lehrt und forscht zu folgenden Themen: stationäre Erziehungshilfen, insb. Pflegekinderhilfe und Leaving Care, Jugendhilfe in der DDR, biografische und institutionelle Übergänge sowie sozialpädagogische Professionalität.

Kontakt: carolin.ehlke@uni-hildesheim.de

Carolin Ehlke, Dr., is a researcher at the Institute of Social Pedagogy and Organization Studies, University of Hildesheim. She teaches and researches on the following topics: out-of-home care, especially foster care and leaving care, child and youth care in the GDR, biographical and in-

stitutional transitions and socio-pedagogical professionalism.

Contact: carolin.ehlke@uni-hildesheim.de

Ruth Enggruber, Dr.ⁱⁿ, ist seit 1995 Professorin am Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften der Hochschule Düsseldorf. Sie leitet in Deutschland die wissenschaftliche Begleitung des Modellprojektes „Gemeinsam sind wir stark – rehapro (GSWS)“ im Bundesprogramm „Innovative Wege zur Teilhabe am Arbeitsleben – rehapro“.

Kontakt: ruth.enggruber@hs-duesseldorf.de

Ruth Enggruber, Dr., has been a professor at the Department of Social and Cultural Sciences at the Düsseldorf University of Applied Sciences since 1995. She is in nationwide charge of scientific monitoring for the model project “Together we are strong – rehapro (GSWS)”, part of the federal programme “Innovative ways to participate in working life – rehapro”.

Contact: ruth.enggruber@hs-duesseldorf.de

Anke Freuwört, M. A., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Georg-August-Universität Göttingen, Institut für Soziologie. Sie ist zudem Doktorandin an der Universität Kassel, Institut für Sozialwesen. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Migration und Flucht, politische Partizipation von Migrant_innen und Geflüchteten, Migrantenorganisationen und Beiräte.

Kontakt: anke.freuwoert@uni-goettingen.de

Anke Freuwört, M. A., is a research assistant at the University of Göttingen’s Institute of Sociology. She is also a PhD student at the University of Kassel’s Institute of Social Work. Her work focuses on migration and flight, the political participation of migrants and refugees, migrant organizations, and advisory councils.

Contact: anke.freuwoert@uni-goettingen.de

Christian Ghanem, Dr., ist seit 2017 Professor für Theorien und Handlungslehre in der Sozialen Arbeit. Seit 2019 lehrt und forscht er an der Technischen Hochschule Nürnberg Georg Simon Ohm im Bereich der Resozialisierung, Theorien Sozialer Arbeit und Digitalisierung.

Kontakt: christian.ghanem@th-nuernberg.de

Christian Ghanem, Dr., has been a professor of Social Work Theories and Applied Methods since 2017. Since 2019, he has taught and researched at the Nuremberg Institute of Technology in the fields of resocialization, social work theories and digitalization.

Contact: christian.ghanem@th-nuernberg.de

Frieda Heinzelmann, MA, war nach Beendigung ihres Masterstudiums in Sozialer Arbeit an der Technischen Hochschule Nürnberg Georg Simon Ohm als wissenschaftliche Mitarbeiterin tätig. Sie forscht zum Themenbereich der Obdach- und Wohnungslosigkeit, insbesondere zu wohnungslosen Frauen.

Kontakt: frieda_heinzelmann@gmx.de

Frieda Heinzelmann, MA, completed her Master's degree in Social Work, then went on to work as a research assistant at the Nuremberg Institute of Technology. She researches on the topic of homelessness and houselessness, and especially houseless women.

Contact: frieda_heinzelmann@gmx.de

Michael May, Prof. Dr. phil., ist seit 1994 Professor am Fachbereich Sozialwesen der Hochschule RheinMain (Früher FH Wiesbaden) und seit 2017 in der Leitung und Sprecher des Hessischen Promotionszentrums Soziale Arbeit, Deutschland. Er forscht zu Erbringungsverhältnissen Sozialer Arbeit, Gemeinwesenorientierung, Subalternität und Intersektionalität.

Kontakt: Michael.May@hs-rm.de

Michael May, Prof. Dr. phil., has been a professor at the Department of Social Work at the RheinMain University of Applied Sciences (formerly FH Wiesbaden) since 1994, and has led and represented the Hessian Doctoral Research Centre for Social Work in Germany since 2017. He researches into the conditions in which social work is carried out; community-based practice, subalternity and intersectionality.

Contact: Michael.May@hs-rm.de

Frank Nestmann, Prof. Dr. phil. habil., war bis 2014 Professor für Beratung und Rehabilitation an der Technischen Universität Dresden. Er leitet die Forschungsgruppe Mensch-Tier-Beziehung der TU Dresden und forscht und publiziert u. a. zu Beratung, sozialen und persönlichen Netzwerken, Mensch-Tier-Beziehungen und tiergestützten Interventionen.

Kontakt: frank.nestmann@tu-dresden.de

Frank Nestmann, Professor (em.) Dr., is a German psychologist and was professor for Counselling and Rehabilitation at Dresden Technical University (TUD) until 2014. The main topics of his research, teaching and publications are counselling theory and professionalisation, informal helpers and social support, personal relationships and social networks, human-animal bonding and animal-assisted interventions.

Contact: frank.nestmann@tu-dresden.de

Birthe Sander, M.Sc., ist Referentin im Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales (MAGS) des Landes Nordrhein-Westfalen in Deutschland; ehemals wissenschaftliche Mitarbeiterin im Modellprojekt „Gemeinsam sind wir stark – rehapro (GSWS)“ im Bundesprogramm „Innovative Wege zur Teilhabe am Arbeitsleben – rehapro“.

Kontakt: BirtheSander@hotmail.de

Birthe Sander, M.Sc., is an advisor at the Ministry of Labour, Health and Social Affairs (MAGS) for the state of North Rhine-Westphalia in Germany. She was previously a research assistant in the model project “Together we are strong – rehapro (GSWS)”, part of the federal programme “Innovative ways to participate in working life – rehapro”.

Contact: BirtheSander@hotmail.de

Frank Sowa, Dr., ist seit 2017 Professor für Soziologie in der Sozialen Arbeit an der Technischen Hochschule Nürnberg Georg Simon Ohm. Seine Lehr- und Forschungsschwerpunkte umfassen abweichendes Verhalten und soziale Kontrolle, soziale Ungleichheit und soziale Probleme, darunter insbesondere das Themenfeld Obdach- und Wohnungslosigkeit.

Kontakt: frank.sowa@th-nuernberg.de

Frank Sowa, Dr., has been a professor of Sociology in Social Work at the Nuremberg Institute of Technology since 2017. His key fields of research and teaching include deviant behaviour and social control, social inequality and social problems with a particular focus on homelessness and houselessness.

Contact: frank.sowa@th-nuernberg.de

Rebekka Streck, Dr.ⁱⁿ, ist seit 2017 Professorin für Sozialpädagogik an der Evangelischen Hochschule Berlin, Deutschland. Sie lehrt und forscht dort zu Theorien und Geschichte Sozialer Arbeit, Rekonstruktiver Sozialforschung, sozialpädagogischer Nutzungsforschung und Adressat_innenperspektiven in der Wohnungslosen- und Drogenhilfe.

Kontakt: streck@eh-berlin.de

Rebekka Streck, Dr., has been Professor of Social Pedagogy at the Protestant University of Applied Sciences in Berlin, Germany, since 2017. She teaches and conducts research on the theories and history of social work, reconstructive social research, socio-pedagogical user research and user perspectives in services for the houseless and drug work.

Contact: streck@eh-berlin.de

Severine Thomas, Dr.ⁱⁿ, Dipl. Soz.arb./Soz.päd., Dipl. Sozialwirtin, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sozial- und Organisationspädagogik der Universität Hildesheim. Arbeitsschwerpunkte: Jugend- und Übergangsforschung, Kinder- und Jugendhilfe, Leaving Care, Ombudschaft, kommunale rechtskreisübergreifende Kooperationen im Übergang.

Kontakt: severine.thomas@uni-hildesheim.de

Severine Thomas, Dr., is a researcher at the Institute of Social Pedagogy and Organization Studies at the University of Hildesheim, Germany. Her research focuses on youth (esp. transitions), child and youth care, leaving care, advocacy in child and youth care, and comprehensive cooperation by the local care system during transitions by young adults.

Contact: severine.thomas@uni-hildesheim.de

Ursula Unterkofler, Dr.ⁱⁿ, ist seit 2021 Professorin für Methoden der empirischen Sozialforschung und Evaluation an der Hochschule München, Deutschland. Ihre Lehr- und Forschungsschwerpunkte sind Rekonstruktive Sozialforschung, Professionsforschung, Niedrigschwellige Soziale Arbeit und Nutzung rekonstruktiver Methoden als didaktische Zugänge in der Lehre.

Kontakt: ursula.unterkofler@hm.edu

Ursula Unterkofler, Dr., has been Professor of Methods of Empirical Social Research and Evaluation at the Munich University of Applied Sciences, Germany, since 2021. Her teaching and research interests focus on reconstructive social research, research on professions, low-threshold social work, and the use of reconstructive methods as didactic approaches in teaching.

Contact: ursula.unterkofler@hm.edu

Jens Vogler, Dr., ist Postdoc am Fachbereich Sozialwesen der Hochschule Fulda. Seine Arbeitsschwerpunkte sind professionelles Handeln in der Migrationsgesellschaft und das Verhältnis Soziale Arbeit zum freiwilligen Engagement.

Kontakt: jens.vogler@sw.hs-fulda.de

Jens Vogler, Dr., is a postdoctoral researcher at the Department of Social Work at Fulda University of Applied Sciences. His work focuses on professional practice in an ethnically diverse society and social work's relationship to volunteering.

Contact: jens.vogler@sw.hs-fulda.de

Marc Weinhardt, Dr., ist seit 2020 Professor für Sozialpädagogik an der Universität Trier. Er lehrt und forscht dort zu den Themen zu Fragen sozialpädagogischer Professionalität, Digitalität und Digitalisierung, Beratung sowie dem Einsatz von Simulation in der Sozialpädagogik.

Kontakt: weinhardt@uni-trier.de

Marc Weinhardt, Dr., has been Professor of Social Pedagogy at the University of Trier since 2020. He teaches and conducts research there on the topics of professionalism in social work, digitality and digitalization, counselling and the use of simulation in social work.

Contact: weinhardt@uni-trier.de

Sandra Wesenberg, Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ phil., ist seit 2017 Gastprofessorin für Klinische Psychologie mit den Schwerpunkten Beratung und Therapie an der Alice-Salomon-Hochschule Berlin. Sie lehrt und forscht zu Beratung, psychosozialen Interventionen für psychisch hoch belastete Kinder und Jugendliche sowie zu Mensch-Tier-Beziehungen und deren Relevanz für Soziale Arbeit.

Kontakt: wesenberg@ash-berlin.eu

Sandra Wesenberg, Prof. Dr., is a visiting professor for clinical psychology, counselling and therapy at the Alice Salomon University of Applied Sciences in Berlin, Germany. Her work focuses on counselling, psychosocial interventions for children and young people with mental illnesses, and human-animal relationships and their relevance to social work.

Contact: wesenberg@ash-berlin.eu

Manuela Westphal, Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ, hält die Professur für Sozialisation mit Schwerpunkt Migration und Interkulturelle Bildung an der Universität Kassel, Institut für Sozialwesen. Ihre aktuellen Arbeitsschwerpunkte sind transnational doing Family, Intersektionalität von Flucht, Migration, Gender und Behinderung, Zivilgesellschaft und Soziale Arbeit.

Kontakt: mwestphal@uni-kassel.de

Manuela Westphal, Prof. Dr., holds the professorship for Socialization with a focus on Migration and Intercultural education at the University of Kassel's Institute of Social Work. Her current work focuses on transnational doing family, the intersectionality of flight, migration, gender and disability, and civil society and social work.

Contact: mwestphal@uni-kassel.de



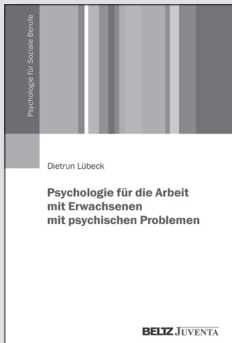
Cornelia Dlabaja / Karina Fernandez / Julia Hofmann (Hrsg.)

Aktuelle Ungleichheitsforschung. Befunde – Theorien – Praxis

Perspektiven aus der ÖGS-Sektion Soziale Ungleichheit

2023, 204 Seiten, broschiert, € 20,00, ISBN 978-3-7799-6827-6

Das Buch bietet eine Übersicht über aktuelle Themenfelder und Ansätze der Ungleichheitsforschung unter besonderer Berücksichtigung der österreichischen Forschungslandschaft. Ziel ist die soziologische Auseinandersetzung mit Phänomenen sozialer Ungleichheit in der Gegenwartsgesellschaft sowie den Möglichkeiten ihrer Analyse und Kritik.



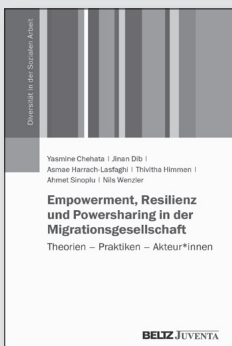
Dietrun Lübeck

Psychologie für die Arbeit mit Erwachsenen mit psychischen Problemen

Psychologie für Soziale Berufe

2022, 198 Seiten, broschiert, € 20,00, ISBN 978-3-7799-6166-6

Das Buch bereitet psychologisches Fachwissen auf für Praktiker*innen in sozialen Berufen, die mit erwachsenen Menschen arbeiten, die sich in psychischen Krisen befinden und/oder psychische Störungen haben und auf eine professionelle – auch theoretisch gut begründete – Begleitung, Beratung, Therapie angewiesen sind.



Yasmine Chehata et al.

Empowerment, Resilienz und Powersharing in der Migrationsgesellschaft

Theorien – Praktiken – Akteur*innen

2023, 201 Seiten, broschiert, € 38,00, ISBN 978-3-7799-7284-6

Die explorative Studie beschäftigt sich mit Empowerment, Resilienz und Powersharing im Hinblick auf ihre theoretische Verwendung und gibt Einblick in die Landschaft von Akteur*innen, ihre Bedarfe und Praktiken.



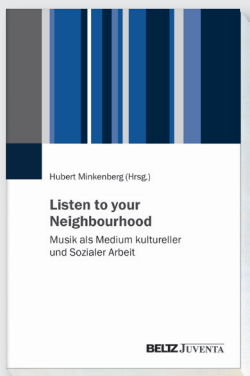
Juliane Noack Napoles / Michael Noack (Hrsg.)

Handbuch Soziale Arbeit und Einsamkeit

2023, 276 Seiten, Hardcover, € 58,00

ISBN 978-3-7799-6517-6

Das Handbuch Soziale Arbeit und Einsamkeit widmet sich in bezugsdisziplinären, sozialarbeitswissenschaftlichen und handlungsmethodischen Zugängen dem ambivalenten Phänomen der Einsamkeit in sozialarbeiterischen Kontexten.



Hubert Minkenber (Hrsg.)

Listen to your Neighbourhood

Musik als Medium kultureller und Sozialer Arbeit

2023, 190 Seiten, broschiert, € 30,00

ISBN 978-3-7799-7012-5

Anders als im englischsprachigen Raum ist „Community Music“ in Deutschland noch wenig präsent, wenngleich sie vor allem in der Sozialen Arbeit schon vielfältig praktiziert wird. Namhafte Akteur*innen der Community Music äußern sich hierzu in diesem Buch.



Jan Ilhan Kizilhan / Claudia Klett (Hrsg.)

Lehrbuch Transkulturelle Traumapädagogik

2023, 264 Seiten, broschiert, € 25,00

ISBN 978-3-7799-6899-3

Die Traumapädagogik kann für die Begleitung und Arbeit mit traumabelasteten zugewanderten Menschen einen wichtigen Beitrag leisten. Dieses Buch vermittelt theoretische Grundlagen, Handlungskonzepte und Methoden einer Transkulturellen Traumapädagogik. Es eignet sich zum Selbststudium oder als Begleitbuch zu Studium und Weiterbildung.